



Natürliche und bürgerliche

Geschichte

von

Kalifornien

nebst einer neuen Charte dieses Landes und der benachbarten
Meere.

Aus dem Englischen übersetzt
und herausgegeben

von

Johan Christoph Adelung

Sächsisch-Gothaischen Rath und der Churfürstl. Mainzischen Academie zu Erfurt Beyrater.

Dritter und letzter Theil.



LEMO,

in der Meyerschen Buchhandlung, 1770.

Ständen und Bürgern

Erklärung

1784

Erklärung

Erklärung

1784

Erklärung

1784

Erklärung

Erklärung

Erklärung

Erklärung





Verzeichniß,

der Materien, die in dem dritten Theile enthalten sind.

Des dritten Buchs.

Achzehnter Abschnitt.

Entdeckung der Inseln los Dolores von dem P. Carraval. Beschreibung der andern Inseln, welche durch den Canal St. Barba in dem Südmeere gebildet werden. Gründung der Mission St. Rosa durch eben diesen Pater. Empörung der Coras aus Mangel einer Garnison.

Neunzehnter Abschnitt.

Das Kriegeschiff von den philippinischen Inseln kommt zum erstenmal am Vorgebürge St. Lucas an. Das Schiffsvolk erschücket sich daseibst, und die Kranken werden wieder hergestellt. Die Patres Carranco und Zamaval erlangen die Märtekronen unter den Periques. Der P. Carraval rettet sich. Vier Missionen gehen unter.

Zwanzigster Abschnitt.

Alle Missionsprediger setzen ein Mißtrauen in die nördlichen Indianer und ziehen sich nach Loreto. Merkwürdiges Beispiel der Treue der Yaquis. Die Maasregeln, welche die Patres getroffen haben, die südlichen Indianer wieder zu beruhigen. Das Unglück, welches der philippinischen Gallion begegnet. Der Gouverneur von Einaloa begiebt sich nach Californien. Todt des Paters Julian von Mayorga. Die Periques werden beruhiget, und zu St. Lucas eine neue Mission angeleget.

Verzeichniss der Materien, die in den dritten Theile enthalten sind.

Ein und zwanzigster Abschnitt.

Wiederherstellung der südlichen Mission. Die vortreflichen Maasregeln Seiner Majestät des Königs Philipps des fünften zur Ausbreitung der Unterwerfung Californiens. Ferdinand der sechste genehmiget sie ohne Einschränkung.

Zwey und zwanzigster Abschnitt.

Die Anstalten welche man zu Mexico zur Befolgung der königlichen Befehle macht. Versuche in die Provinz Maqui einzudringen. Der P. Sebelmayer begiebt sich auf die Flüsse Gila und Colorado. Untersuchung Californiens bis an diese Flüsse. Feldzug des P. Coursai wider die Apaches. Die letzten Nachrichten von den californischen Missionen bis zum Jahre 1752.

Zusätze zu der Geschichte von Californien.

Einleitung.

Erster Zusatz.

Kurze Beschreibung der Küste Californiens von Comara.

Zweiter Zusatz.

Reisebeschreibung des Schifshauptmanns Sebastian Biscaino vom Jahre 1602, da er nemlich die äußere oder westliche Küste Californiens auf dem Südmeere untersuchte.

Dritter Zusatz.

Beschreibung der Reise, welche der P. Ferdinand von Conzag, Californischer Missionsprediger, im Jahr 1746 auf Befehl des P. Christoph von Escobar und Clamas, Provincial von Neuspanien, zur Untersuchung der östlichen Küste des californischen Meerbusens bis an dem Fluss Colorado vorgenommen hat.

Vierter Zusatz.

Beschreibung Californiens durch den englischen Schifshauptmann Woods Rogers, nebst der Erzählung seiner Reise nach der Südsee im Jahre 1710.

Fünfter Abschnitt.

Auszug einiger Stellen aus der Reise des Admiral Anson.

Dritten



Dritten Buchs

Achtzehnter Abschnitt.

Entdeckung der Insel Los Dolores von dem P. Taraval.
Beschreibung der andern Inseln, welche durch den Canal St. Barba
in dem Sudmere gebildet werden. Gründung der Mission St. Rosa
durch eben diesen Pater. Empörung der Coras aus Mangel
einer Garnison.



3wey Monate, nachdem die Patres Echeveria und Tamara zu
der Befehung, von der ich geredet habe, abgereiset waren,
so langte der P. Sigismund Taraval, den man zur Gründung
der Mission St. Rosa unter den Coras ernennet hatte, in der
Abtey Loreto im Monat May 1730 an. Dieser Pater war mit allen zu einer
so schweren Unternehmung erforderlichen Gaben ausgerüset. Er war erst dreyßig

Jahr alt, und hatte alle Wissenschaften und Kenntnisse, welche zur guten Ausföhrung seines Amtes nöthig waren. Er war zu Todi im magländischen von Don Miguel von Tarabal und der Donna Teresa von Andrade geboren. Sein Vater hatte mit vielem Ruhm im Kriege gebient, und starb auch in demselben an seinen Wunden als General Lieutenant, bis zu welcher Stelle er durch seine Verdienste gestiegen war. Sein Sohn trat in seinem achtzehnten Jahr in dem Collegio Ocana, wo er Pensionair war, in den Jesuiterorden; er begab sich nach Madrid, um daselbst die Jahre seines Noviciats auszustehen; und nachdem er sich in den allerhöchsten Wissenschaften unter dem P. Alexander Laguna im Collegio zu Alcalá hervor gethan hatte; so reifete er nach Mexico, um seine Studia daselbst zu vollenden, woselbst er wegen seiner großen Gaben zum Urheber einer neuen Mission in Californien erwählt wurde. Der P. Provincialis Johann Anton von Oviedo that ihm den Auftrag, die nöthigen Materialien zu einer Missionsgeschichte zu sammeln, und wir haben seiner Aufmerksamkeit und seiner Beurtheilungskraft die besondern Umstände zu verdanken, die ich im folgenden erzählen werde.

Die Mission St. Rosa konnte dieses Jahr noch nicht gegründet werden; weil der P. Tarabal den P. Tamaral bey der Mission la Concepcion ablösen mußte, welcher die Inseln längst der Küste zu untersuchen verreiset war.

Der P. Tamaral reifete nebst einigen Indianern an dem Feste des heiligen Faber ab, und langte am sechsten Tage bey einer Landecke oder einem Vorgebürge auf der Küste Anara an, wo sich eine Bay anfängt, die viele Meilen breit ist, und welcher er den Namen St. Faber beylegte. Weiter hin entdeckten sie zwey Inseln, welche sechs bis sieben Meilen von der Küste entfernt waren; sie machten ein Flos und begaben sich auf die erste, welche von den Einwohnern die Küste Afegua d. i. die Vogelinsel genant wird. Sie ist sehr klein, nur ein und eine halbe Meile lang, und kaum eine halbe Meile breit. Man findet keinen einzigen Einwohner auf derselben, weil sie weder Wasser noch irgend ein Gewächse hat. Es begiebet sich eine erstaunende Menge Vögel dahin, und eben daher hat sie

sie den Namen erhalten. Unter diesen Vögeln giebt es außer bekanten Arten auch zwey sehr merkwürdige. Der eine ist ein wenig größer als ein Sperling, und ganz schwarz; den Tag über lebt er im Meer, und des Abends begiebt er sich auf das Land, wo er sich, wie die Caninchen, ein Nest in die Erde bauet; welches aber nur vier Fuß tief ist, daher man auch diesen Vogel leicht fangen kan. Der andere hat die Größe einer Gans; schwarze Flügel, eine weiße Brust, und Krallen und Schnabel wie die Raubvögel. Dieser macht ebenfalls sein Nest in die Erde, aber neun bis zwölff Fuß tief, und begiebt sich nur im ruhigen Wetter in dieselben; denn Tag und Nacht, so lange es stürmisch ist, bleibt er auf der See. Die Indianer auf der Küste, wie auch die von den benachbarten Inseln begeben sich oft dahin, um diesen Vogel zu fangen.

Die andre Insel heiff in der Landessprache Amalgua d. i. Nebelinsel, und liegt vier bis fünf Meilen von der erstern. Sie begaben sich auch auf dieselbe und fanden, daß sie fast in der Figur einem Dreyeck gleichkam. Die östliche Spitze ist von der südlichen zwey Tagereisen entfernt, und an der kleinsten Seite der Insel gehet ebenfalls eine Querseite hin; in der Mitte ist ein sehr hoher und kegelförmiger Berg; auf der Insel sind auch süße Quellen, und in drey kleinen Bayen viele Brunnen, welche sich die Indianer selbst gegraben haben: doch sind diese Bayen enge, und man liegt nicht für dem Meer in Sicherheit, welches sich in diesen Gegenden sehr hoch erhebt. Diese Insel giebt auch einiges rothes Wildpret, welches kleiner ist als das kalifornische; aber längere und dichtere Haare hat, als die Caninchen. Unter andern giebt es ein ganz schwarzes kleines Thiergen, dessen Haarfell noch viel weicher als das Bieberfell ist; es vermehrt sich außerordentlich, und die Indianer tödten sehr viele davon. Diese Insel wird auch von vielen Seewölfen und verschiedenen Arten von Vögeln besucht, welche die Indianer zu ihrer Speise nehmen. An Statt des Brodes bedienen sie sich der Mescalen, welche mehr Saft haben als die Mansons in Californien. Auf der Küste trifft man viele Muscheln an, unter denen einige so schön blau sind, daß man

man sich nichts Schöners vorstellen kan. Auch giebt es in diesem Meere Wallfische, welche die Indianer oft mit Harpunen tödten.

Von dem mitten auf der Insel stehenden Berge entdeckt man hwei andre kleine Inseln, gegen Osten, welche etwa acht bis zehn Meilen weg liegen. Auch in der großen Bay St. Faver sind noch drei andre Eylande, welche nur von Seewölfen und Bibern bewohnt werden. Allen diesen Inseln zusammen gab der Pater den Namen Los Dolores. Weiter hin gegen Norden entdeckten sie andere große Inseln welche ihnen drei Tagereisen von der Bay entfernt zu seyn schienen. Man glaubt, daß es diejenigen sind, welche den Canal St. Barba formiren, und deren erster der Hauptmann Viscaino den Namen St. Catharina gab. Sie sind so weit entfernt, daß sie dieselben weder zählen, noch ihre Lage bestimmen konnten.

Die Einwohner der Insel Amalgua kennen diese Inseln nicht, weil ihnen ihre alten Zauberer nicht nur auf dieselben zu schiffen, sondern auch sie anzusehen verboten haben. Man traf einige Indianer auf derselben an, die man sehr leicht dahin brachte, daß sie sich entschlossen, sich in die Mission St. Ignatius zu begeben, um daselbst in der christlichen Religion unterwiesen zu werden. Ein einziger Zauberer widersetzte sich diesem Vorsatz; sie droheten ihm aber so wohl als seiner Frau, sie allein auf der Insel zu lassen. Da er nun sah, daß sich alles zur Abreise fertig machte; so gab er endlich nach, und willigte darein, Gesellschaft zu leisten. Das schlechte Wetter nöthigte sie in der wüsten Insel Afegua ans Land zu treten; wo sie einige Tage blieben; da aber das Wetter sich wieder aufgeheitert hatte; so begaben sie sich auf das feste Land, ohne daß ihnen ein anderer, als der folgende Zufall begegnete. Da sie am Ufer hinfuhren, so wurden sie auf den Sandbänken viel Meerwölfe gewahr. Der Zauberer, welcher sein Mißvergnügen zu verbergen suchte, und sich auf seine Geschicklichkeit verlies, warf sich in die See, schwamm an diese Sandbänke, um einen Seewolf zu tödten; aber sie flohen, so bald sie ihn nahe kommen sahen. Er wollte wieder an die Barke zurückschwimmen: aber ein Seeviefstraß packte ihn im Gesicht der ganzen Gesellschaft an. Indessen entwischte

er ihn doch noch, denn diß Volk ist von Natur sehr geschwind, und kam mit einer Wunde davon. Er warf ihm einige Handvoll geronnen Blut zu, um ihn aufzuhalten; aber dieser gefräßige Fisch ergrif ihn noch einmal mit so großer Gewalt, daß er ihn unters Wasser zog, ohne daß ihm seine Kameraden zu Hüffe kommen konnten.

In der Reisebeschreibung des Hauptmanns Sebastian Biscaino findet man die-
se mit dem neuen Namen Los Dolores belegten Eylande nicht; welches entweder daher kommen mag, weil seine kleine Flotte bey der Nacht vorbey fuhr und sie nicht merkte, oder weil sie aus dem Hafen San Diego in der Innen Bay, welche nachher den Namen St. Xaver erhalten hat, sehr weit von der Küste wegfuhr. Eben dieser Hauptmann traf auf seiner Reise noch den Hafen Monte Rey dieser Bay gegen über eine Insel, der er den Namen St. Catharina gab, wie auch die andern Inseln an, die den Canal St. Barba formiren. Von diesen sagt der P. Taraval weiter nichts, als daß er sie von den hohen Bergen der Insel Amalgua entdeckt hat. Ihre Einwohner, wie auch die Einwohner des Vorgebürges St. Xaver, haben mit diesen Insulanern, wie auch mit den Bewohnern der andern Seite der Bay keinen Umgang. In dem siebten Abschnitt des ersten Theils hat man den Unterscheid zwischen den Nachrichten des P. Taraval von der Religion und den Sitten der Insulaner auf Amalgua und den Nachrichten des Capitain Biscaino von den Insulanern in St. Catharina gesehen.

Es wäre zu wünschen, daß man die Inseln, welche der Capitain Biscaino erfand, und die Küsten des festen Landes bis an das Gebürge St. Lucia, welches man im Gesicht hat, wenn man von den philippinischen Inseln herkommt, besser kennen möchte, und diß um desto mehr, da er uns diese Völker als sehr gesellig vorstellet. Bishero ist es aber deswegen unmöglich gewesen, weil die Mission St. Ignatius und der Canal St. Barba so weit von einander weg liegen.

Endlich kam die Zeit heran, daß der P. Taraval auf Befehl des P. Clement Guillens als des neuen Visitatoris die Mission St. Rosa gründen sollte. Man
Californ. zweyter Theil. B hatte

hatte dieser Mission ihre Stelle in der Bay Las Palmas ohnweit des Vorgebürges Californiens, welches so wie die Bay St. Joseph bey dem Vorgebürge St. Lucas von den Coras bewohnt war, angewiesen. Diese Mission war um desto nöthiger, da die Coras dieses Cantons nicht von der Mission St. Jago, welches die nächste war, regieret werden konte; denn diese Mission bestund meist aus Guaicuras, und zudem erforderte auch die wilde, unruhige, falsche Gemüthsart dieser Indianer eine größere Anzahl von Missionspredigern und eine beständige Gegenwart derselben, damit sie desto eher im Zaum gehalten und den Revolutionen, die sie erregen möchten, vorgebeugt würde. Inzwischen reichten diese Maasregeln noch nicht zu. Nachdem man also zu Loreto die nöthigen Anstalten getroffen hatte, so reisete der P. Sigismund zu der Bay la Paz ab, begab sich von da nach der Mission S. Jago in die Bay Las Palmas, und legte seine Mission an eben dem Orte an, wo der P. Napoli einige Jahre zuvor die Mission S. Jago hatte stiften wollen. Er fand die Indianer auf dieser Küste viel gesitteter, als er sich vorgestellet hatte; welches Theils der Sorgfalt des P. Napoli, theils den Besuchern der Pater Carranco und Tamaral zuzuschreiben ist. Indessen widersetzten sich einige Indianer, welche ein viehisches Leben zu führen gewohnt waren, seinem Unternehmen so sehr, daß es von ihm unvorsichtig gehandelt gewesen wäre, wenn er die drei ihm zur Begleitung gegebenen Soldaten hätte zurücksenden wollen. Er brachte es durch seinen Fleiß und Geschicklichkeit so weit, daß er vor dem Ausgange des Jahres die meisten heidnischen Einwohner dieser Gegend taufte: und der Bewogenheit und Treue dieser Leute hatte er die Erhaltung seines Lebens bey dem allgemeinen Aufstande der Nation zu danken. Man erhielt in den zwei Missionen St. Jacob und St. Joseph die Nachricht von dieser Empfehlung in eben diesem 1733 sten und zu Anfange des 1734 sten Jahres. Der Urheber derselben war der Vorsteher von St. Jago, der mit seinem indianischen Namen Boton hieß. Man hatte ihn wegen des Ansehens, das er durch seine vorzüglichen Gaben erlangt hatte, zu diesem Posten erhoben. Er war der Sohn eines Mulatten und einer Indianerin.

Man

Man hatte geglaubt, er würde sein Leben ändern, wenn man ihm die Pflichten, die das Christenthum auflegt, vorstellen würde; aber man betrog sich, und er versiel in seine erste Schandthaten. Da man nun sahe, daß die Ermahnungen, die man ihm besonders und allein gab, nichts helfen wollten; so glaubte man, daß man ihm öffentlich Berweise geben müste: da auch dieses nichts helfen wollte; so setzte ihn der P. Carranco ab, und lies ihn bestrafen. An Statt aber in sich zu gehen, faste er vielmehr so einen Groll gegen den Missionsprediger, daß er die Neubekehrten oft dahin zu bringen suchte, daß sie ihn ermordeten; es würde ihm auch gelungen seyn, wenn der Pater nicht auf seiner Hut gewesen wäre. In dessen streuete er den Saamen des Aufruhrs in der ganzen Mission aus, und diese Unruhen würden so bald nicht gestillet worden seyn, wenn Boton sich nicht zu den Gemeinheiten St. Joseph del Colo begeben hätte, welche aus Heyden vermengt waren. Unter diesen war ein Mullanne, Namens Chicori, welcher mit vielen Weibern lebte, von denen eine durch den P. Tamaral unterrichtet, und zum Christenthum gebracht worden war; die dieser Mullanne nach der Zeit entführt und mit Gewalt nach Yeneca gebracht hatte. Der Pater verschmerzte diese That einige Zeit, damit nicht noch größser Unheil draus erfolgen möchte; als er aber Gelegenheit gefunden hatte, zu dieser Gemeinheit zu kommen; so gab er dem Mullanne wegen dieser Schandthat sehr freundschaftliche Berweise. Jener antwortete ihm trozig; sie wäre seine Frau, und er hätte also Recht sie hinzuführen wo er hin wollte. Der Pater antwortete hierauf, wenn die die einzige gewesen wäre, so würde er sie nicht bey seiner Mission behalten und so gleich getauft haben; da er aber viele andre hätte, so sey es unrecht von ihm, daß er sie entführt habe. Er ermahnete ihn das Christenthum anzunehmen, und mahlte ihm das schändliche Leben, so er führte, mit lebendigen Farben ab. Kurz, er gab sich die äußerste Mühe ihn dahin zu bringen, daß er seine Aufführung änderte. Der Indianer wurde dadurch nur noch verhärteter; und weil er sich fürchtete, seine andern Weiber möchten ihn verlassen: so beschloß er, den Pater bey der ersten Gelegenheit zu tödten, und die Californier dahin zu bewegen, daß sie alle Missionsprediger ermordeten.

Mit diesen Gedanken ging der Mulatte Chicori eben damals um, als der verrückte Boton in diese Gemeinheit ankam; nachdem er die Indianer der Mission St. Jacob in großer Unruhe zurück gelassen hatte. Der P. Tamaral, welcher von der Verschwörung dieser zwei Bösewichter nichts wusste, begab sich von dem Vorgebürge St. Lucas zu dem P. Carranco, um ihm in Stillung der Unruhen einer Mission beizustehen; welches desto eher gelang, weil der aufrührische Boton abwesend war. Die Patres wußten sich so klug aufzuführen, daß alle Feindseligkeiten aufhörten, die Indianer gaben sich aufs neue unter den Gehorsam, und Friede und Ruhe war völlig wieder hergestellt. Da nun alles wiederum beruhigt worden war; so wollte der P. Tamaral zu der Mission St. Joseph zurückkehren, worauf ihm einige Indianer aus St. Jacob rietzen, seine Reise aufzuschieben, und ihm hinterbrachten, daß Boton und Chicori mit zwei Haufen bewaffneter Indianer auf dem Wege aufauerten. Diese unangenehme Nachricht wurde von einigen Indianern bestätigt, welche der Pater zur Untersuchung dieser Sache ausgesandt hatte. Der P. Tamaral schickte demnach Botschafter, die aber einen Umweg nehmen mußten, an die Christen und Catechumenen zu St. Joseph, und lies ihnen sagen, sie sollten sich wafnen, und den Feind auffuchen: als aber dieser eine so große Menge bewaffneter Leute auf sich anmarschirt kommen sahe; so verberg er sich, und die Gemeine des P. Tamaral, welche keinen Widerstand fand, verbrante seine Hütten, nachdem sie dieselben ausgeplündert hatten. Nach diesem Feldzuge kehrte der P. Tamaral von seinen Indianern, unter welchen sich noch verschiedne Heyden befanden, begleitet, zu seiner Mission an das Vorgebürge St. Lucas zurück, ohne von Seiten der aufrührischen Californier den geringsten Widerstand zu finden. Da die zwey Rädelöführer der Zusammenschwörung sahen, daß sich ihre Parthey sehr vermindert hatte, und ihr Anschlag zurückgegangen war; so fürchteten sie, daß ihnen alle beyde Missionen auf den Hals kommen möchten, und krochen zum Creuz.

Sie baten um Friede, und versprachen sich hinführo besser aufzuführen. Die Patres, welche ihre Bekehrung von Herzen suchten, gestunden ihnen denselben ohne

ohne Widerstand zu, und der Friede wurde zu Anfang des Jahres 1734 mit großen Freudenbezeugungen von beyden Theilen beschloßen; aber so viel man sich auch davon versprach, so war er doch von sehr kurzer Dauer.

Dieser Abfall der Californier, und viele andre Plagen, welche die Missionsprediger von den hochmüthigen Indianern auszustehen hatten, wie auch die hämischen Streiche und Schandthaten derer, die man bekehren sollte, kamen einzig und allein daher, weil keine Wache und Garnison in der Bay La Paz oder an irgend einem andern Orte zwischen dieser Bay und dem Vorgebürge St. Lucas befindlich war, zu welcher man im Fall der Noth seine Zuflucht hätte nehmen können. Die Patres hatten nur einen Soldaten zu ihrer Wache bey sich, und mußten auch diesen noch während dieser Unruhen wegen der Schwäche der Garnison wegschicken, oder denselben hergeben, wenn neue Missionen auf den heidnischen Grenzen angelegt werden sollten. Die Garnison zu Loreto war weiter als hundert Meilen davon entfernt, und konnte ihnen also nicht beyspringen; überdieses waren auch die Pericues schelmischer, aufrührischer und unruhiger als die nördlichen Indianer, und man mußte sie mehr im Zaum halten als die anderen. Eben dieses bewog den P. Brado, daß er den Marquis von Valero bat, eine Garnison zu La Paz anzulegen, um die südlichen Gegenden im Gehorsam zu erhalten; welches aber aus obangeführten Ursachen aufgeschoben wurde.

Neunzehnter Abschnitt.

Das Kriegsschiff von den philippinischen Inseln kommt zum erstenmal an dem Vorgebürge St. Lucas an. Das Schiffsvolk erfrischt sich daselbst, und die Kranken werden wieder hergestellt. Die

Patres Carranco und Tamaral erlangen die Märterkrone

Pericues. Der P. Taraval rettet sich. Vier

Missionen gehen unter.

Kaum hatte man mit den Aufwieglern Friede geschlossen, als sie ihr Vorhaben, alle Missionsprediger zu ermorden, deutlich an den Tag legten. Bald nach diesem Frieden, nemlich in Jenner 1734 kamen einige Indianer von dem Vorgebürge St. Lucas, welche fischen gewesen waren, geschwind in die Mission St. Joseph gelaufen, und brachten die Nachricht, daß daselbst ein großes Schiff angelangt wäre. Hierauf fertigte der Pater andere Indianer ab, um genauere Nachricht davon einzuziehen; als diese aber hinkamen, so war es schon wieder unter Segel gegangen, ob man es gleich vom Lande noch sehen konnte; es begab sich in die Bay St. Barnabas, wo einige mit Schießgewehr bewafnet ans Land stiegen, um süßes Wasser einzunehmen. Ein junger Mensch aus Loretto, den der Pater hingschicket hatte, unterredete sich mit den Matrosen, und erfuhr von ihnen, daß dieß das Schiff, die Galion wäre, welche nach den philippinischen Inseln ginge. Er gab seiner Seite den Matrosen Nachricht, daß man in der Nähe eine neue Mission gegründet habe; worüber sie sich sehr freueten, und so gleich dem Schiffscapitain Don Geronimo Montero davon Nachricht gaben. Da das Schiff an das Vorgebürge kam, hatte es nur auf zwey Tage Wasser, weil der Regen, den sie unterwegs von Manille Acapulco vermuthet hatten, ausgeblieben war; und eben dieses nöthigte sie, sich dem Hasen bey dem Vorgebürge St. Lucas zu nähern. Weil sie ihn aber zu klein fanden; so hatten sie in der St. Barnabas Anker geworfen.

Der

Der Mangel am süßen Wasser war nicht das einzige Unglück, welches sie nöthigte anzulanden. Ein großer Theil des Schiffsvolkes hatte die Mundfäule, und fand kein ander Mittel als ans Land zu steigen, um daselbst Pitahayas, saure Früchte und frisches Fleisch zu essen zu bekommen, welches ihnen die Indianer für andre Waaren vertauschten. Als der P. Tamaral diese Umstände von seinen Indianern erfahren hatte; so begab er sich aufs Ufer, und gab Befehl, daß Pitahayas, Vieh und so viele Früchte und wilde Beeren, als man austreiben konnte, hingeschafft würden. Nachdem er diese Anstalten getroffen hatte; so schickte er zu dem Capitain, ließ sich ihm empfehlen, und ihm alle Hülfe, die man in einer so armen Mission, wie seine sey, finden könne, anbieten; er ließ ihm auch melden, daß er Ordre gestellet habe, frisches Fleisch und Pitahayas für diejenigen, so die Mundfäule hätten, hingeschafft werden sollten, und man schafte diese Lebensmittel auch in der That so bald hin, als man sie zusammen gebracht hatte. Die Indianer, von dem Vater aufgemuntert, halfen den Matrosen ihre Tonnen mit Wasser füllen; und alle, die ans Land gestiegen waren, genossen die Mildthätigkeit des Vaters, der sie mit aller möglichen Gütigkeit und Höflichkeit aufnahm. Der Hauptmann des Schiffs stattete ihm deswegen seinen Dank ab, und machte ihm ein Geschenk von einigen Waaren. Die Erfrischung hatte so einen guten Erfolg, daß alle scorbutischen Personen durch den Gebrauch der Pitahayas, des frischen Fleisches bey dem Aufenthalt aufdem Lande, während der Zeit, da man frisch Wasser einnahm, geheilet wurden. Indessen befanden sich drey Personen dabey, deren Krankheit so zunahm, daß man sie in Californien zurücklassen mußte, nemlich der Don Joseph Franz von Baytos, Capitain der Seeofficiers, Don Antonius von Herrera, Hochbootsmann der Gallion, und der P. Domingo von Herbigoso ein Augustiner, welcher als ein Präsident das Hospital St. Thomas zu Wille neuve, und der Hauptagent von der Provinz der philippinischen Inseln in Neuspanien nach Mexico ging. Sie befanden sich in einem so erbärmlichen Zustande, daß sie, ohngeachtet der Armuth der Mission, daselbst bleiben und sich der Liebe des P. Tamaral, welchem sie der Capitain empfahl, überlassen wolten. Der Commisfaire Mathäus

thäus von Zbara empfahl ihm auch den P. Horbigoso, welcher von seinem Orden war, ganz besonders. Zugleich schrieb der Schiffshauptmann an den P. Tamara, daß er, weil ohnweit des Vorgebürges St. Lucas eine neue Mission wäre, und die Indianer die wahre Religion angenommen hätten, hinüber da anlanden, und dieser wegen von der Regierung Order auswirken wollte, weil er einsehe, wie nöthig es sey diesen Hafen zu besuchen, welcher der einzige auf der Fahrt von Manille bis Akapulko ist, wo man frisches Wasser und Erfrißungen einnehmen kan; zugleich bat er ihn, daß er in der Folge die Anstalten treffen möchte, daß die nöthigen Lebensmittel bey der Hand wären. Der Pater versprach diß zu befolgen, die Gallion aber fuhr nach eingenommenem Wasser aus der Bay St. Barnabas mit sehr gutem Winde ab.

Die drey Kranken, welche bey dem P. Tamara zurück blieben, bekamen alle mögliche Hülfe. Die zärtlichste Mutter kan für ihren einzigen Sohn nicht besser sorgen, als dieser Pater für seine drey Kranken. Er wandte nicht nur die wenigen übrigen Lebensmittel auf sie, sondern er schrieb auch an die andern Missionen, prediger, daß sie ihnen die besten Speisen, so sie hätten, schicken möchten. Tag und Nacht blieb er in dem Hauptorte der Mission bey ihnen, und brachte es durch seine Sorgen und Bemühungen so weit, daß sich alle drey von dieser gefährlichen Krankheit erholten. Aber Don Anton von Herrera wurde noch von einer angefallen, welche zu der Mandfäule schlug, und ihn ins Grab brachte. Der Pater begrub ihn mit so viel Ceremonien, als es der Ort erlaubte, in die Kirche, und machte über seine Verlassenschaft ein Inventarium in Gegenwart des Hauptmanns Baytos und des P. Horbigoso, damit man seinen letzten Willen in Neuspanien befolgen könnte. Er war so uneigennützig, daß er sich niemals entschließen konnte, die geringste Belohnung für seine Sorgfalt für den Kranken anzunehmen, ob er es gleich ausdrücklich anbefohlen hatte. Dieses Beyspiel der Uneigennützigkeit ist in Amerika um desto wunderbarer, je größer die Begierde nach Reichthum daselbst ist, als an andern Orten, und je mehr die Menschen von dieser unvernünftigen

gen Leidenschaft verblendet, ohne Ablassen arbeiten, Reichthümer zu häufen, ohne zu wissen, wie sie dieselben anwenden sollen.

Der P. Horbigoso wurde durch diese edelneigensüchtigkeit so gerühret, daß er es für eine Pflicht gehalten hat, das Andenken derselben in seiner Nachricht von der Reise der Gallion zu verewigen. Er schrieb ihn an die Mission St. Joesph, und er enthält so viele Gesinnungen der Erkänntlichkeit und so grosse Lobeserhebungen von der Gesellschaft Jesu und dem P. Tamaral, daß es mir die Bescheidenheit nicht erlaubt, sie hier anzuführen. Es ist zum Ruhm des Paters genug, den letzten Theil dieser Lobschrift anzuführen. „Die Spanier, welche von den philippinischen Inseln zurückkommen, müssen sich glücklich schätzen, daß sie diese Freistadt und einen Missionsprediger gefunden haben, der so großmüthig ist, daß er für ihre Bedürfnisse sorgt. Es wäre so gar zu wünschen, daß man ein Schiff dahin sendete, welches den Schiffen gleich wäre, mit denen man die Signale giebt, damit man eher süßes Wasser einnehmen und sich die Kranken, die man ans Land setzet, nach ihrer Genesung eher in den Hafen la Paz und von da nach Neuspanien begeben könnten. Ohne dieses glaube ich, daß dieser Dienst, ob er gleich schon an sich selbst beträchtlich ist, dennoch sehr verzögert werden wird, weil an diesem Ort kein Holz zum Schiffbau vorhanden ist.“

Dieses war seit dem Anfange der Bekehrung Kaliforniens durch den P. Salva-Tierra das erstemahl, daß das Schiff der philippinischen Inseln an diesem Orte anlandete. Der P. Tamaral, welchem der Vicekönig, Marquis von Valero, den Auftrag gethan hatte, einen Hafen aufzusuchen, und welcher sich seit Anlegung seiner Mission la Conception die Mühe, die ich eben umständlich beschrieben habe, gegeben hat, hatte endlich das Vergnügen, daß er dieses Schiff bey seiner Mission ankommen sahe, und daß er dem Schiffsvolke und den Passagieren die Erfrischungen, von denen ich geredet habe, verschaffen konnte.

Don Geronymo Montero hinterbrachte bey seiner Ankunft zu Mexico dem Vicekönig die Nachricht von seiner Reise, und man gab Befehle, daß sich die Gallion in der Folge dieses bequemen Hafens bedienen sollte, weil sich kein anderes Californ. dritter Theil.

rer in dem Südmeere befand. Inzwischen wurden diese Maasregeln nicht allenthalben in Neuspanien angenommen. Einige, welche nur ihren Eigennutz zu Rathe zogen, sahen den Handel der philippinischen Inseln mit scheelen Augen an, und verwarfen alles, was zur Vermehrung derselben abzielte: andere hatten auch ihre Ursachen, warum sie sich dem Fortgange der Missionen in Californien widersetzten. Die Streitigkeiten, welche zu dieser Zeit über die Abgabe und die Ladung der Gallion geführt wurden, verhinderten viele Leute, sich mit dem zu beschäftigen, was das öffentliche Wohl betraf. Man hatte die Bequemlichkeit dieses Hafens auf der letzten Reise eingesehen, und folglich war es natürlich, daß man auf die Sicherheit desselben, wie auch auf die Sicherheit der Missionen und Missionsprediger in den südlichen Gegenden Californiens dachte, indem man eine neue Gallion nach dem königlichen Befehle anlegte. Man hielt aufs neue zu Mexico darum an, und der Umstand, in welchem man sich befand, schien einen günstigen Erfolg zu versprechen; so gegründet aber diese Bitte immer war, so brachte sie doch nichts zu wege, die Missionen und ihre Prediger blieben ohne Bertheidigung und aller Gefahr ausgesetzt, wie vorher.

Man befahl zwar zu Manille, daß die Gallion an das Vorgebürge St. Lucas anfahren sollte, und sie that es auch das folgende Jahr, wie man weiter unten sehen wird; denn da der Hauptman Montero vor der Abreise der Gallion dahin zurückgekehrt war; so setzte man noch diesen Artikel zu seiner Instruction hinzu.

Unterdessen erlangte der P. Horbigoso und der Hauptmanu Baytes ihre Gesundheit durch die Sorgfalt des P. Tamaral vödtig; er meldete dieses nach La Paz, und so gleich kam ein Schif, um sie bey dem Vorgebürge La Paz abzuholen, und sie nach der Bay La Paz zu bringen, wo sie sich im Monat April zu Schiffe begaben, um nach Matanchel und von da Mexico zu gehen. Die Patres setzten ihre Arbeiten unter den ungelehrigen Wilden in Süd-Californien fort, nemlich der P. Tamaral zu St. Joseph, der P. Carranco zu St. Jago und der P. Laraval zu St. Rosa. Der P. Clement Guillen wurde zum Visitor und

Supe-

Superior von Los Dolores ernant, der P. Gordon aber blieb Pilato de la Paz. In dem Sommer eben dieses Jahrs 1734 mußte der letztere nach Loreto reisen, um seiner Mission und den andern südlichen Missionen aufzuhelfen, und er lies den Don Emanuel Andreas Romero daselbst. Die getauften und noch nicht getauften unter den Indianern waren dem Ansehen nach sehr ruhig, bis auf einige kleine Bewegungen, die man sich nicht die Mühe beyzulegen gab. Man hatte zwar keine Ursache die Heyden zu fürchten, aber das Feuer der Verschwörung glommt unter der Asche dieser äußerlichen Ruhe, und in dem Herbst eben dieses Jahrs brach es so heftig aus, daß es vier Mission völlig einäscherte, und allen andern Schaden zufügte.

Dieser schreckliche Aufruhr wurde, wie sich solches in der Folge auswies, weder durch besondere Bewegungsgründe noch durch eine üble Behandlung der Wilden zu Wege gebracht. Der Ursprung des Hasses der Indianer gegen die Patres war nicht anders als der Abscheu gegen die neue Lehre, die ihnen die Vielweiberey verbot, und sie zu einem ordentlichen und geziemenden Leben, welches ihrer angewöhnten Wildheit zuwieder war, zwang. Man ersuhr dieses in der Folge, und die vornehmsten Häufelsführer gestunden es ein. Dieser gefährliche Aufruhr entstand anfänglich bey den gegen die südliche Küste zwischen St. Jacob und St. Joseph wohnenden Gemeinheiten auf Anstiftung Botons und Chicoris, deren Versöhnung nur erdichtet war, und die gleich drauf ihren vorigen Zorn gegen die Patres fasten. Damit sie keinen neuen Verweisen ausgelegt wären; so beschlossen sie, das Joch der Missionsprediger gar abzuschütteln. Diese Zusammenschwörung wurde so geheim und mit so vieler Geschicklichkeit angesponnen, daß viele Gemeinheiten von fünf nördlichen Nationen dazu traten, ohne daß die Missionsprediger den geringsten Verdacht hatten. Da sie sich nun für stark genug hielten, und von einer großen Anzahl Neubekehrten unterstützt sahen, welche sich noch immer in den Missionen einfanden, um den Gottesdienst abzuwarten, und ihre Portion zu holen; so hielten sie Rath, wie dies Vorhaben auszuführen sey. Sie fürchteten sich für niemand als für den Soldaten, weil die Schies-

gewehr

gewehr hatten, ob ihrer gleich sehr wenig waren. Der P. Tamaral hatte bereits drei zu St. Rosa, obgleich diese Mission erst seit kurzen gegründet worden war. Zu La Paz war nur einer. Zwey armselige Invaliden aus Neu-Spanien machten die ganze Garnison zu St. Jago aus, und zu St. Joseph de Cabo war gar keiner. Sie bedienten sich dieses Hinderniß zu heben einer Kriegslist, und als sie einen Soldaten von der Wache des P. Taraval antrafen; so fielen sie über ihn unversehens her und schlugen ihn todt. Einige kamen drauf zum Pater, und sagten ihm, daß ein Soldat im Holze draußen krank geworden sey, der ihn bitten ließe, er möchte kommen und ihn Besuche hören; oder einige Soldaten schicken, die ihn abholten. Die Boten brachten aber ihre Botschaft auf so eine ungeschickte Art, und mit so vereinter Miene an, daß der Pater, welcher schon einige Nachricht von der Zusammenverschöderung hatte, so gleich merkte, was sie verübt hatten, und durch vieles Ausfragen entdeckte er, daß sie den Pater und die Soldaten zu tödten Willens wären und dieselben schwächen wollten, indem sie sich von einander trennten, und den Pater von seinen Indianern entfernten. Er schlug es also ab, dahin zu gehen und einen Soldaten abzusenden; bald nachher brachte man ihm auch die Nachricht, daß sie den ersten erschlagen hätten. Einige Tage drauf tödteten sie den Don Manuel Andreas Robero zu La Paz, ohne daß man das geringste davon erfuhr. Dieser Streich, welcher ihnen so gut gelang, vermehrte ihre Verwegenheit so sehr, daß man, vornehmlich in dem Gebiete St. Jago, an dem Auftruh gar nicht mehr zweifeln durfte. Indessen wurden die Missionsprediger, denen in den neuen Missionen dergleichen Zufälle nichts ungewöhnliches waren, nicht darüber beunruhigt. Um diese Zeit kam ein Soldat in die Mission St. Joseph del Cabo, um dem P. Tamaral zur Wache zu dienen, wie auch ihm Ader zu lassen und der Krankheit zu warten, die er sich durch seine Arbeit und Mühe zugezogen hatte. Dieser Soldat hatte in dem Gebiet St. Jago einige Spuren von der Rebellion gemerkt, und wurde durch einige andre in dem Gebiet St. Joseph in seiner Vermuthung bestätigt. Er gab dem P. Tamaral Nachricht davon, und sagte ihm mit einer festen Entschließung, die Gefahr sey gar zu groß, als daß er länger an diesem Ort

Orte bleiben könnte, er verspräche aber, ihn wohlbehalten nach La Paz zu bringen. Der Vater, voll von der natürlichen Unerfrochtenheit eines Sevilischen Eingebornen, wollte ihm die Furcht ausreden; dieser aber gab zur Antwort, er sey nicht Willens hier zu sterben; und da er sahe daß der Vater seinem Rathe nicht folgen wollte, so verlies er ihn und begab sich nach La Paz. Als er nahe am Dorfe war, so that er einen Schuß, wie solches gewöhnlich war, aber es antwortete ihm niemand. Er ging daher zu der Wohnung des Predigers, und rufte der Wache laut, aber bekam keine Antwort, fand auch keinen Indianer, der ihm davon hätte Nachricht geben können. Als er in das Haus hinein trat, so wurde er einige Spuren von Blut gewahr; der Mantelsack war ausgeräumt, der Hausrath und die Werkzeuge zerbrochen und auf dem Boden her umgeworfen. Aus diesem deutlichen Merkmale schloß er, daß der Soldat Romero ermordet worden wäre, und flüchtete nach Los Dolores, welches mehr als sechzig Meilen von da entfernt war.

Er gab so gleich dem P. Guillen, als dem Superior derselben, von dem Abenteuer, das er selbst mit angesehen hatte, Nachricht, und unterrichtete ihn von der Gefahr, in welcher die andern Missionsprediger schwebten. Der P. erschraack über diese Nachricht gar nicht; denn ein Trupp von den Rebellen hatte schon einige Gemeinheiten von seiner Mission angefallen, und verschiedene Indianer mit Gewalt fortgeschlept. Auf die Nachricht, die ihm der Soldat gab, schickte er an die drei Patres Boten und lies ihnen sagen, sie sollten sich zu ihm retten. Er erhielt sogleich von dem P. Carranco Briefe, in welchen ihm derselbe bezeugte, daß man unter den Pericues eine Zusammenverschwörung entdeckt hätte, und bat, ihm wissen zu lassen, wie er sich zu verhalten habe. Der P. Guillen antwortete ihm, daß er sich nach La Paz begeben sollte; er schickte auch zu gleicher Zeit einen Kahn mit siebzehn sehr getreuen Indianern dahin. Er erhielt aber den Brief nicht, weil die Auführer alle Pässe besetzt hatten, und wenn er ihn auch erhalten hätte; so wäre doch die Order zu spät angekommen. Unterdessen schickte der P. Carranco einen Trupp Christen, die er vor redlich hielt, an den P. Tamaral in

die Mission St. Joseph, berichtete ihn von der angespannenen Zusammenschwörung und bat ihn, zu ihm zu kommen, weil er allein und ohne Wache wäre; damit sie mit einander über diese klügliche Begebenheit Rath halten könnten. Der P. Tamaral ließ ihm wieder sagen, er hätte nichts davon bemerkt, was man ihm von seiner Mission hinterbracht hätte; er eigne diese Furcht theils der Furchtsamkeit derer, die ihm die Nachricht davon gebracht hätten, theils der List des bösen Feindes, welcher die Arbeiter der Missionsprediger hindern und unterbrechen wollte; er vertraue Gott, und wolle ihm im Tod und Leben dienen; er halte sich indessen der Märterkrone unwürdig, glaube auch nicht, daß die Umstände so gefährlich seyn, daß er seine Mission verlassen dürfe, zumal da ihm seine Indianer in den letzten Unruhen überzeugende Proben von ihrer Treue gegeben hätten. Man fand in der Folge diesen Brief unter dem Ueberreste und den Trümmern der Habseligkeiten des P. Carranco. Der P. Tamaral blieb also in seiner Mission allein, nachdem er die Indianer, welche man von St. Jago zu ihm gesendet, zurückgeschickt hatte. Auf der Rückreise fielen diese unter einige streifende Partheyen der Rebellen, von denen sie gefragt worden, woher sie kamen, und wer sie geschick habe? Sie antworteten, daß sie auf Befehl des P. Carranco bey dem P. Tamaral gewesen wären, um ihn nach St. Jago mitzunehmen; denn der Pater, setzten sie hinzu, weiß schon euren Anschlag ihn zu tödten, der Knabe, den er bey sich hat, hat ihm schon Nachricht davon gegeben. Die Absicht der Rebellen war, erst den P. Tamaral zu tödten, welcher sich ohne Vertheidigung befand, und alsdann in die andern Missionen zu fallen, um auf solche Weise alle Patres in der Halbinsel zu tödten. Als sie aber erfahren hatten, daß der P. Carranco ihre Absicht wüßte; so änderten sie ihren Plan, und fingen bey ihm zuerst an, damit er ihnen nicht entwischen oder Soldaten holen lassen möchte. Sie sagten auch dieses den Christen von St. Jago ganz frey; welche zwar erst dieselben baten und ihnen wegen ihrer Untreue gegen Gott und den Missionsprediger Vorwürfe machten, sich aber nachher selbst zu den Rebellen schlugen und mit ihnen nach St. Jago gingen, um ihrem Wohlthäter das Leben zu nehmen.

Frey-

Freitag als den ersten des Weinmonats zwischen sechs und sieben Uhr früh kamen sie in dem Hauptsitze der Mission an, als eben der Pater aus der Messe kam, und in seine Kammer ging, um daselbst seine Andachtsübungen vorzunehmen. Das erste, nach was sie sich erkundigten, war, ob die beyden Mulatten, welche dem Pater zur Wache dienten, im Dorfe wären. Man sagte ihnen, daß sie ben fortgegangen wären, um zwei Thiere aufzusuchen, die zum Unterhalt der Missionen, der Neubekehrten, der Kinder und Alten u. s. f. dienen sollten. Indessen blieben doch die Verschwornen, welche nicht in die Mission gehörten, und die sich für dem Pater fürchteten, in einiger Weite von dem Hause stehen, obgleich der Pater allein war; und unterdessen gingen einige von ihren abgefendeten, welche Einwohner der Mission waren, zu ihm unter dem Vorwande, ihm von ihrer Reise Rechenschaft abzulegen. Sie fanden ihn auf den Knien liegend; er stund auf, als sie hineintraten, und fragte sie, ob sie einen Brief an ihn hätten; welches sie mit Ja beantworteten und ihm den Brief überreichten. Er fing an zu lesen, als die Rebellen auf einmal in das Haus eindringen. Zwey fielen über ihn her, packten ihn an, und schleppten ihn heraus zwischen die Kirche und das Predigerhaus, indem sie ihn bey dem Hocke fest hielten, und ihn unterdessen die andern mit Pfeilen erschossen. Indessen schickte der Pater die eifrigsten Gebete gen Himmel, und bot sich Gott als ein Opfer für seine und seiner Indianer Sünden dar. Als nun diese niederträchtigen Voltrons sahen, daß sie nichts mehr zu fürchten hatten; so schlugen sie ihn vollends mit Prügeln und Steinen todt. Mittlerweise warf einer von ihnen seine Augen auf das Haus, und erblickte den kleinen Indianerknaben, der dem P. aufwartete, welcher weinte und schrie als er sahe, wie erbärmlich man seinen lieben Pater behandelte; so gleich rufte er ihm zu: Was schreyest du so? Nun kannst du gehen, und ihm sagen, was in den Gemeinheiten vorgehet. Ein anderer versetzte hierauf; weil er dem Pater so gut ist, so ist es billig, daß er ihm Gesellschaft leiste. Sie ergriffen ihn demnach bey den Beinen, warfen ihn mit dem Kopfe wieder die Mauer und den Boden an; und als er todt war, so warfen sie ihn an eben den Ort hin, wo

die

die andern ihre Wuth an dem Leichname des ehrwürdigen Carranco ausließen.

Der Lärm dieses grausamen Verfahrens brachte die Indianer von beyderley Geschlecht und von allem Alter in Bewegung. Einige tabelten diese Unmenschlichkeit sehr, sie unterstundten sich aber nicht ihm zu Hülfe zu eilen; und diß um desto weniger, da sie unter den Mördern einige von den Bornehmsten der Mission erblickten, die man erwählt hatte, um den P. Tamaral aus St. Joseph herzuholen und zu begleiten. Die Indianer sind so unbeständig und leichtsinnig, daß diejenigen, welche früh mit dem Pater den Gottesdienst abgewartet hatten, eben so viel Wuth und Wildheit bezeigten als die andern. Einige trugen Holz zusammen um den Pater zu verbrennen, andere schlepten seinen blutenden und ganz entfalteten Körper zu dem Scheiterhaufen, ob sie gleich noch einige Spuren von Leben bey ihm antrafen. Sie rissen ihm die Kleider von Leibe, nicht etwa um sich dieselben aufzubehalten, sondern um sich an ihm durch die verfluchtesten Schandthaten wegen der Fremdmüthigkeit, mit der er ihre viehischen Begierden getadelt hatte, zu rächen. Ich übergehe die abscheulichen Duschlofigkeiten, die sie mit seinem Leichnam vornahmen, wie auch ihre entsetzlichen Spödttereyen, die sie ausstießen, ehe sie ihn ins Feuer warfen, mit Stillschweigen. Ich will nur so viel anführen, daß sie durch ihr barbarisches Bezeigen und rasende Wuth zu erkennen gaben, daß die Lehre des Paters, welche für allen Dingen die Keuschheit und die Mäßigkeit der Begierden anbefiehlt, der Hauptgegenstand ihrer Raturer und Bosheit war. Auf diese Art wurden demnach die Leichname des P. Lorenz Carranco, und des kleinen Knabens, der ihm diente, ins Feuer geworfen: das Geräthe und den Hausrath, den sie brauchen konten, behielten sie, das übrige wurde alles verbrant. Sie schonten weder das Crucifix noch die Gemälde und gehauene Bilder der Heiligen, weder den Altar noch Becher, Messbuch, und die geweihten Zierrathen: alles wurde aus Haß gegen die Religion ins Feuer geworfen. Indem die Indianer noch mit Verbrennung der Körper und des Kirchenornats beschäftigt waren; so kamen die zwei Aufwärter des Paters mit den

beyden

beyden Thieren, die sie geholt hatten, wieder. So gleich wurden sie von den Indianern in die Mitte genommen und ihnen befohlen, abzustiegen, und diese Thiere zu tödten, welches sie kaum zu thun im Stande waren; indessen mußten sie gehorchen. Als sie und damit fertig waren; so schlossen die Indianer einen Pfeilregen auf sie, und warfen sie halbtodt auf eben diesen Scheiterhaufen.

Nachdem sie nun diese Grausamkeit ausgeübt hatten, so begaben sie sich zu der Mission St. Joseph auf dem Vorgebürge St. Lucas; es waren ihrer aber eine größere Menge, als da sie zu St. Jago einfielen, weil sie diese Mission unversehens überfielen; da nunmehr hingegen außer denen, die sich zu St. Jago zu ihnen schlugen, noch mehrere von allen Seiten herzugelaufen kamen. Diese eingeweichten Teufel kamen den dritten des Weinmonats früh um acht Uhr Sonabends am Tage unser Lieben Frauen vom Rosenkranze in das Haus des Paters. Er saß ganz ruhig in seiner Kammer, ohne den geringsten Verdacht solcher Gewaltthätigkeiten zu haben, als ein Haufe dieser californischen Rebellen, unter welchen so gar Indianer von seiner Mission waren, hinein trat, und ihn um etwas bat, von dem sie wohl wußten, daß es ihnen abschlagen würde; sie suchten aber einen Vorwand, sich mit ihm zu zanken. Der Pater merkte an ihrer Verwirrung und an den Waffen, die sie bey sich hatten, so gleich ihre verfluchte Absicht. Bleibet hier meine Kinder, sagte er, mit vieler Gütigkeit zu ihnen, ihr sollt es gleich haben, was ihr verlangt. Da sie nun sahen, daß ihnen ihr Vorwand Streit anzufangen nicht gelänge, wenn sie nicht ihre Zuflucht zu einer andern List nähmen; so griffen ihn die Indianer aus St. Jago, welche den P. Carranco angefallen hatten, an, zogen ihn bey den Füßen aus seinem Hause heraus, und tödteten ihn mit vielen Pfeilschüssen. Die andern kamen unterdessen dazu, und hielten davor, es sey besser, wenn sie ihn mit eben den Messern, die sie von ihm geschenkt bekommen hätten, die Kehle abschneiden; und diejenigen, welche kurz zuvor nicht Muth genug gehabt hatten, zwen Thiere, die sich doch nicht wehren konnten, umzubringen, tödteten, von dem Geiste des Blutdurstes und der Grausamkeit getrieben, ihren Seelenshirten, der sich durch allerley

Californ. zweiter Theil. D Wohl.

Wohlthaten Mühe gab, sie auf den Weg der Tugend zu leiten. Er empfahl sich und seine Heerde dem guten Hirten des ganzen menschlichen Geschlechts, und hielt seinen Namen bis auf den letzten Seufzer im Munde. Auf diese grausame That folgten eben diese verfluchten Beschimpfungen, die sie zu St. Jago ausgeübt hatten, nur mit dem Unterschiede, daß sie ihre Gottlosigkeiten zu St. Joseph noch länger trieben, weil sich eine Menge Menschen von allerley Alter dafelbst einfanden, und weil sie, da sie nichts mehr von den zwei Missionspredigern zu fürchten hatten, völlige Freyheit hatten, sich allen schändlichen Thaten zu überlassen, welche sie zur Zeit ihres Heydenthums bey ihren Siegen auszuüben gewohnt waren.

Diesem Vorzuge hatte der P. Sigismund Taraval, Missionsprediger zu St. Rosa, der sich damals in dem Dorfe aller Heiligen (Todos Santos) befand, sein Leben zu danken. Unterdessen, da sie sich mit der Ermordung und Verbrennung des P. Carranco und seines Knabens beschäftigten, kehrte ein junger Knabe aus diesem Dorfe, welcher alles mit angesehen hatte, nach Todos Santos zurück, da unterdessen die Rebellen nach St. Joseph gingen. Er erzählte den ganzen Verlauf der Sache einem alten Indianer; ging mit demselben nachher zu dem Pater, dem er die ganze Sache wiederholte und hinzu setzte „Nehmt euch in acht, lieber Pater; denn sie werden euch gewiß auch gern todt schlagen wollen; wir sind nicht im Stande, euch zu vertheidigen; wenn Ihr aber wollet, so will ich euch in jene Insel führen, wo ihr sicher seyn werdet.“ Kurz darauf kamen einige Indianer von St. Rosa, die bey dem Tode des P. Tamaval zu St. Joseph gegenwärtig gewesen waren, und brachten dem Pater die Nachricht, daß die Rebellen an ihre Mitverschwornen zu Paz, welche den Soldaten Romeo erschlagen hätten, Boten geschickt, und ihnen sagen lassen, sie sollten nur dem Pater Taraval und seinem Aufwärter das Baraus machen. Diese Botschaft kam von der Zaghaftigkeit der Rebellen her, welche sich für dem Schießgewehr fürchteten, und lieber wollten, daß ihre Cameraden die übrigen Missionsprediger tödteten. Der P. Taraval glaubte nunmehr verbunden zu seyn, sein und seiner Soldaten Leben

Leben zu retten. Er nahm den Ornat des Altars, und begab sich in der Nacht des vierten des Weinmonats, ohne daß der Feind etwas davon wußte, nach La Paz, wo er noch den Ornat und die geweihten Kirchengefäße der Mission mitnahm und sich in die Chaluppe begab, die der P. Bisitator Guillen geschickt hatte, als er den Brief des P. Carranco erhielt. Mit dieser Chaluppe segelte er nach der Insel des Heiligen Geistes ab. Bald nach ihm landete eine andre Chaluppe von Loreto mit Soldaten und Lebensmitteln an; und der P. Taraval konnte sich also nach der Mission Los Dolores begeben, um ihren Absichten auf diese Mission zu vorzukommen, und die nöthigen Maasregeln zur Wiederherstellung der Ruhe in der miträglichen Mission zu treffen. Sie hatten gutes Wetter und der P. Taraval landete mit seiner Gesellschaft glücklich zu Los Dolores an; wo sie den P. Guillen in großer Berrübnis über diese Grausamkeiten antrafen. Er hatte erst den Tod des P. Carranco erfahren; sein Schmerz stieg aber auf den höchsten Grad, als er die Ermordung des P. Tamaral und die Zerstörung der vier Missionen St. Jago, St. Joseph, St. Rosa, und Pilar de La Paz erfuhr. Sie unterredeten sich mit einander über die Maasregeln, welche in so gefährlichen Umständen zu ergreifen wären. Während dieser Unterredung stellten sich die Pericues und die Coras von St. Joseph del Cabo, bis an das Dorf Aller Heiligen, um den P. Taraval aufzuhalten, weil die zu La Paz ihrer Verschwendung nicht beygetreten waren. Da sie nun erfahren hatten, daß er sich gerettet habe; so kehrten sie ihre ganze Wuth wieder die Indianer in der umliegenden Gegend, überfielen sie unversehens, tödteten sieben und zwanzig Christen, und jagten die andern in die Flucht. Aus diesen Gewaltthätigkeiten erfolgte Zank und Streit, welcher in einen bürgerlichen Krieg ausschlug. Die Gemeinheiten fielen einander mit aller der Wuth und Mordsucht an, die sich von diesen barbarischen und wilden Völkern vermuthen läßt.



Zwanzigster Abschnitt.

Alle Missionsprediger setzen ein Mißtrauen in die nördlichen Indianer und ziehen sich nach Loretto. Merkwürdiges Beyspiel der Treue der Yaquis. Die Maasregeln, welche die Patres getroffen haben, die südlichen Indianer wieder zu beruhigen. Das Unglück, welches der philippinischen Gallion begegnet. Der Gouverneur von Cinaloa begiebt sich nach Californien. Tod des P. Julian von Mayorga.

Die Pericues werden beruhigt, und zu St. Lucas eine neue Mission angelegt.

Auf die erste Nachricht von diesen traurigen Begebenheiten schrieb der P. Guillen, als Superior von Californien an die andern Superioren Californiens, wie auch an den Vicekönig Don Johann Anton Bizarro, damit man der Zerstörung der andern Missionen vorbeugen möchte, im Fall die nördlichen Indianer dem Beispiele der südlichen folgten; daß er die nöthigen Maasregeln zur Verbesserung des geschehenen Unglücks treffen, und sich den Verwüstungen der rebellischen Pericues wiedersetzen möchte. Sr. Excellenz aber glaubten nicht, daß der Aufstand der Indianer, die Ermordung der Missionsprediger, die Zerstörung der vier Missionen, und die Gefahr, in welcher die Soldaten und Prediger der andern Missionen schwebten, sich der Mühe verlohnte, daß man erst Geld für Californien ausgäbe. Am achten des Christmonats 1734 antwortete er dem P. Visitator Guillen, „daß er die Gefahr, welcher die Mission ausgesetzt wäre, und die Nothwendigkeit derselben zum Nutzen der Religion und des Königs wohl einsehe, und daß er mit Vergnügen das Seinige zu Ausführung der Maasregeln, welche die Patres vor gut befinden würden, gern beytragen, und sie mit seinem ganzen Ansehen bey S. Majestät unterstützen wollte; ja wenn er dieserhalb einen Befehl von Hofe auswirken könnte; so wollte er ihn völig zu befolgen bemüht seyn.“ Diese guten Verfassungen halfen bey den gegenwärtigen Umständen nichts. Indessen

Zwanzig. Abschn. Der Missionsprediger Misstrauen gegen die Indianer. 29

dessen vermehrte sich die Rebellion; und man merkte schon einige Spuren der Unruhe in dem Gebiete der Mission Los Dolores. Bey der ersten Nachricht, die man davon bekam, begab sich der Hauptmann, welcher in den südlichen Missionen war, geschwind mit einigen Soldaten dahin, und fand den P. Taraval daselbst, welcher ihn von dem vorgefallenen Unglück, der Zerstörung der Missionen und der Unbändigkeit der Indianer benachrichtigte. Da es aber nicht klug gehandelt war, eine Handvoll Leute gegen eine so große Anzahl Indianer, welche von ihrem Glück aufgeblasen waren, zu wagen, und man sich auch nicht mehr viel gutes von den andern Californiern versprechen konnte, so hielt er es für das beste, in der Mission Los Dolores zu bleiben; um die Indianer dieser Gegend im Zaum zu halten, gegen die Rebellen eine Vormauer abzugeben, und ihnen alle Gemeinschaft mit den andern Nationen abzuschneiden, damit das Feuer der Rebellion nicht gegen Norden um sich griffe, und man die Hülfe von der Regierung zu Mexico unterdessen erwarten könne. Man wartete aber auf diese vergeblich.

Mittlerweile breitete sich die Nachricht von dem, was in Süd-Californien vorgefallen war, in allen Missionen aus, und ging ohngeachtet der verschiedenen Sprachen von einer Gemeinheit zur andern, so daß die Indianer zu St. Ignatius erfuhren, was am Vorgebürge St. Lucas, das doch dreihundert Meilen davon liegt, sorgefallen war. Diese Nachricht erregte die lasterhaften Neigungen vieler Personen, die der Lebensart, welche man ihnen gelehret hatte, überdrüssig waren, und viel Verläumdungen wieder die Patres austreueten, welche ihre alte Gewohnheiten abgeschafft hatten. Da die südlichen Indianer, setzten sie hinzu, im Stande gewesen sind, diese Gewohnheiten wieder abzuschaffen; so werden wir als zahlreichere und streitbarere Nationen dieses noch leichter thun können. Dieses aufrührische Murren lies sich gleichfalls in den andern Missionen hören; sie machten doch aber nicht viel Eindruck in die Gemüther der vornehmsten Indianer; welches solche brave Leute waren, daß sie die Missionsprediger davon benachrichtigten. Sie baten zugleich die Patres, ihnen eine Verstärkung von Soldaten

zu senden, weil ihre Soldaten außerordentlich in Furcht gejagt wären; und in der That lief noch außer der Nachricht von der Ermordung ihrer Cameraden zu Loretto das Gerüchte, daß ganz Californien zu rebelliren Willens sey. Da sich nun der P. Guillen außer Stande befand, ihnen eine hinlängliche Wache zu senden; so schrieb er zu Anfange des 1735 sten Jahres an alle Missionsprediger, und b. fahl ihnen Kraft seiner habenden Gewalt, daß sie ihre Missionen verlassen und nach Loretto kommen sollten, damit ihr Leben unter dem Schutze der Garnison in Sicherheit sey. Sie gehorchten diesem Befehl, ohne daß es die Indianer gewahr wurden, und begaben sich einer nach dem andern, so wie sie die Briefe erhielten, nach Loretto. Es ist gewiß, daß dieser Befehl des Superioris den Missionspredigern das Leben rettete; denn das Feuer des Aufruhrs breitete sich mit so vieler Geschwindigkeit unter diesen dummen, obgleich noch verständigern und gestitztern Barbaren, als die Pericues waren, aus, daß Californien auf ewig verlohren gewesen seyn würde, wennn sie sich nicht bey Zeiten gerettet hätten.

Da sich nun die Missionsprediger nach Loretto geflüchtet hatten, und die nördlichen Missionen verlassen waren; so meldete der P. Guillen den erbärmlichen Zustand der californischen Missionen, und die nahe Gefahr, die ihnen von allen Seiten drohete, aufs neue nach Mexico. Der P. Bravo, Missionsprediger zu Loretto, schickte die Barke an den Fluß Yaqui mit Briefen an den Gouverneur und die jesuitischen Missionsprediger, gab ihnen von der Gefahr, in der sie schwebten, Nachricht, und bat sie, ihnen sechzig streitbare Indianer und einige erfahrne Leute mit Schiesgewehr zu schicken, welche ihr Leben vertheidigen könnten; weil es ihnen unmöglich wäre, die Indianer im Zaum zu halten, falls die nördlichen, südlichen und die in der Mitten wohnenden Indianer sich mit einander verbänden. Diese Nachricht kam den dreizehnten April des nemlichen Jahrs nach Mexico und obgleich der Provincial von Neuspanien Briefe dem Vicekönige einreichte, ihm auch noch zwey Bittschriften vorlegte, um ihn dahin zu bewegen, daß er in dieser gefährlichen Sache die nöthigen Maasregeln treffen möchte; so geschah doch nicht

das

das geringste. Dieses nöthigte ihn, seine Zuflucht zu Sr. Majestät zu nehmen, an welche er durch ein europäisches Schif schrieb, das eben unter Seegel gehen wollte. Folglich stellte der P. Caspar Robero, ehemalicher Provincial zu Mexico, zur Zeit aber General Agent der indianischen Provinzen von dem Hofe zu Madrid die ganze Sache S. Majestät für. Mittlerweile aber fügte es die Vorsicht, daß man unter den Wilden, die erst das Christenthum angenommen hatten, eine Hilfe fand, die man sich natürlicher Weise eher von einer gesitteten Nation hätte versprechen sollen. Die Nation der Yaquis, welche uns allezeit Proben von ihrer Treue gegeben hatte, bewies auch bey diesem Zufalle, daß ihr Character noch der nemliche sey; denn kaum hatte sie von dem, was vorging, Erfahrung erlangt, als sich mehr als fünfhundert streitbare Männer von derselben aufs Ufer begaben, und nach Californien überschiffen wollten. Da aber der Binnenlander zur Ueberfahrt einer so großen Menge Leute zu klein war, so ließen sie sechzig Mann unter sich aus; und die andern, welche an diesem Feldzuge auch Theil haben wollten, gaben ihnen ihre Bogen und Pfeile mit, um mit denselben die treugebliebenen Indianer auf der Halbinsel zu bewafnen. Der Binnenlander sties so gleich vom Lande ab, und setzte diese Indianer in Loretto ans Land, von da sie nach Los Dolores abgingen, wo sie den Hauptmann der Garnison antrafen. Kaum waren sie angekommen, als die Ruhe in Nord-Californien durch eine merkwürdige That der Neubekehrten wieder hergestellt wurde.

So bald als die vornehmsten dieser Nationen die Flucht der Missionsprediger erfahren hatten, und sahen, daß die Dolmetscher der Soldaten weg wären, sie auch den Ornat und die Kirchengeräthe mitgenommen hatten; so schienen sie darüber sehr gerührt zu seyn, und bestellten einander durch Bothschaften, die sie einander abschickten, nach Loretto. Hierauf reiseten sie dahin ab; einige trugen die Creuze der Missionen St. Ignatius, Unser L. Frauen zu Guadelupe und St. Rosalin auf ihren Schultern, und begaben sich in Proceßion zu der Garnison. Hierauf baten sie die Patres mit Vergießung eines Stroms von Thränen, daß sie, nachdem sie sie getauft und in der christlichen Religion unterrichtet hätten, sie nicht

nicht umkommen lassen, und in ihre ersten Laster zurückfallen lassen möchten; weil es ihr sehnlichster Wunsch wäre, als Christen zu leben und zu sterben. Sie setzten hinzu, daß es doch nicht billig sey, daß die ganze Nation unter den Verbrechen einiger einzelnen Personen leiden sollten; da sie zumal die Schuldigen abzustrafen, die Patres zu vertheidigen, und bis an die Garnison zu begleiten willens wären: und wollten die Patres ja nicht wieder zurückkehren, so wollten sie sich selbst zu Loretto niederlassen; denn sie wären fest entschlossen, ohne sie nicht mehr zu leben. Man wurde von den Ursachen, die sie anführten, und von den Zeichen der Reue und Aufrichtigkeit, die sie von sich gaben, gerührt; man behielt sie dennoch einige Tage zurück, theils um ihnen Zeit auszuruhen zu geben, theils um zu sehen, ob sie nicht unter dem Schein der Aufrichtigkeit eine Verrätherey verdeckten. Da aber die Patres keine Ursache sahen, in ihre Treue ein Mißtrauen zu setzen; so kehrten sie zu ihren Missionen zurück, wo sie mit unaussprechlichen Freundschaftsbezeugungen aufgenommen wurden. Die Schuldigen bekamen leichte Strafen, um nur dem Verlangen der andern ein Gnüge zu thun, und vier von ihnen aus der Mission St. Ignatius wurden auf eine gewisse Zeit aus dem Lande verwiesen, damit bey so gefährlichen Umständen kein Funken zurückbliebe, der das Feuer des Aufruhrs wieder aufblasen könnte.

Da nun die Hülfsstruppen von der Nation Yaqui zu dem Hauptman, den Soldaten, und den treugebliebenen Californiern gestoßen waren; so befahl man, daß, weil diese Mission noch nicht beruhigt wäre, eine hinlängliche Wache in derselben bleiben sollte, die andern aber in der Bay La Paz ein Lager aufschlugen, um daseibst die Communication zur Ueberfahrt der Lebensmittel und der Munition offen zu halten, und in die südlichen Provinzen Streifereyen zu thun. Man machte also alle nöthige Anstalten, diese kleine Armee theils zu Wasser mit den Lebensmitteln, theils zu Lande mit den Thieren zu transportiren. Die, so zu Schiffe dahin fuhren, langten am ersten an, traten in guter Ordnung ans Land, stellten sich auf einen vortheilhaften Platz, und beobachteten die vortrefflichste Mannszucht, welches auch nöthig war; weil sie von den Indianern viel Nächte hinter einander
mit

mit außerordentlichem Muth angefallen wurden, wobey von beyden Theilen viele verwundet wurden. Als nun die Rebellen das Corps zu Lande ankommen sahen, bey welchem etwas Cavallerie war, so wurden sie so furchtsam, daß sie sich nicht mehr sehen ließen. Es kamen so gar einige Indianer als Freunde ins Lager, welche vorgaben, sie wären allezeit treu geblieben, und hätten deswegen von den Rebellen viel Beschimpfung ausstehen müssen. Sie sagten auch aus, daß der Uebermuth derselben bey Gelegenheit des Unglücks, das der philippinischen Gallion be-
 gegnet sey, sehr zugenommen hätte.

Als nemlich Don Hieronymus Montero auf seiner Rückreise von Acapulco zu Manilla angekommen war, und von seiner guten Aufnahme bey dem Vorgebürge St. Lucas viel Ruhmens gemacht hatte; so bekam die Gallion Befehl, hinführo daselbst anzulanden, und die mit dem Pater verabredeten Signale zu geben. Die Gallion kam bey dem Vorgebürge glücklich an, obgleich viele darauf an der Mundfäule krank lagen; man merkte aber kein Signal, sahe auch keinen Menschen ans Ufer kommen, und lies daher die Pinasse mit 13 Personen ans Land treten, um dem Pater der benachbarten Mission Nachricht von ihrer Ankunft zu geben. Sie erkannten aber, als sie ans Ufer traten, und ihnen niemand entgegen kam, und ob ihnen gleich natürlicher Weise hätte verdächtig vorkommen sollen; so schiften sie sich doch unvorsichtiger Weise aus, ließen einige von ihren Cammeraden zur Bewahrung der Pinasse zurück, und suchten das Dorf auf, von dem sie wußten, daß es nicht weit davon wäre. Sie verfielen aber in einen Hinterhalt und wurden alle mit Pfeilen erschossen. Hierauf eilten die Indianer dem Rahne zu, überfielen ihre Cammeraden, und machten sie auf eben diese Art nieder. Der Hauptmann des Schifs wußte nicht, was es zu bedeuten habe, daß die Pinasse nicht zurückkäme, und weil er fürchtete, es möchte ihr ein Unglück zugestoßen seyn; so schickte er die Schaluppe mit einer Anzahl bewaffneter Leute ab. Sie fanden die Pinasse von einem Schwarm Indianer umringt, welche sie zerhieben, um das Eisen draus zu ziehen. Von diesem Verfahren, und noch mehr von dem Tode ihrer Mitgesellen aufgebracht, sprangen die Soldaten und Matrosen ans

Land, griffen die Indianer an, blesirten einige, tödteten einen oder zwey, und machten 4 Gefangene, die sie an Bord brachten. Der Schiffshauptmann gab sie einem Maitre d'Armes in Verwahrung, damit sie von dem Vicebnige verhört und verurtheilt würden, und lichtete die Anker, und fuhr, ohne Wasser und Erfrischungen eingenommen zu haben, nach Acapulco. Die Zeitung von diesem Unglück breitete sich in Mexico aus, und man sahe nunmehr ein, wie nöthig es sey, wenn man auch nicht einmal die Sache von der Seite der Pflichten, die Menschen gegen Menschen zu beobachten haben, ansehen wollte, den kalifornischen Missionen zu Hülfe zu kommen.

Der Vicebnig traf einige Anstalten, diesen wandenden Missionen wieder aufzuhelfen, und schrieb an den Gouverneur nach Cinalo, daß er sich mit einem Corps Truppen nach Kalifornien begeben, die Räubersführer des Aufruhrs abstrafen, und die andern in Furcht jagen sollte. Er setzte zugleich hinzu; daß er zwar mit dem Hauptmanne und der Garnison gemeinschaftliche Sachen machen sollte, besüßigen aber weder ihnen, und noch weniger den Missionspredigern untergeben seyn dürfe. Der Gouverneur schrieb demnach nach Loretto, man möchte ihm den Binnenlande zu der Mission zu Cinalo schicken, und unterdessen alle Feindseligkeiten zu La Paz unterlassen. Mittlerweile hatten die Soldaten und die getreuen Indianer einige Streifereyen, aber mit schlechtem Erfolg, in das Land gethan, denn sie trafen fast gar niemanden an, mit dem sie sich in ein Gefecht hätten einlassen können: weil sich die Indianer in Hölen und zwischen die Felsen geflüchtet hatten. Als der P. Guillen den Brief des Gouverneurs erhielt; so ließ er dem Hauptmanne sagen, daß er in die Mission Los Dolores zurückkehren und nichts weiter thun, als sich vertheidigen sollte: auch dem Binnenlanden gab er zu gleicher Zeit Befehle, den Gouverneur zu Cinalo und seine Truppen abzuholen. Als diese in Loretto ankamen; so wurde er von Seiten der Missionsprediger mit allen seinem Stande gemäßen Ehrenbezeugungen, und vieler Freude und Höflichkeit aufgenommen. Gleich bey seiner Ankunft erklärte er sich, daß er in der Absicht gekommen sey, wider die Kalifornier zu dienen; eine Rede, die den Vorurtheilen, welche

Zwanzig. Abschn. Der Missionsprediger Mistrauen gegen die Indianer. 35

man damals zu Mexico eingefogen hatte, gemäß war; und daß er gar nicht Willens wäre, die Meinungen der Pater anzunehmen, ob sie schon das Land und die Gemüthsart der Einwohner besser kenneten. Folglich suchte er die Indianer durch solche Mittel, die er für die besten hielt, unters Joch zu bringen; nachdem er aber 2 Jahr lang mit verschiedenem Erfolge in dem Lande gewesen war, so war er endlich gendthigt, zu seiner eignen Beschämung einzugestehen, daß seine Maasregeln nichts taugten. Den 10ten des Wintermonats 1736. verstarb der P. Zulion von Mayorga in sehr hohem Alter. Er hatte die Mission St. Joseph de Comondu im Jahr 1707 angelegt, und regierte sie länger als 29 Jahr in Frieden; daher man sich auch nicht wundern darf, daß ihn die Indianer, die Patres und die Soldaten wegen seiner Tugenden und außerordentlichen Gaben aufrichtig liebten.

So bald dieser Pater todt war, änderte der Gouverneur seine Aufführung, und fing an dem Rath der Missionsprediger zu folgen, nemlich die Indianer durch ein großes Lärmen in Furcht zu setzen, woben sie ihn versicherten, daß sie nach diesem seinen Willen wie ein Gesetz beobachten würden. Sie setzten hinzu, daß diese Verfahrungsart nicht so schädlich sey, als die Gelindigkeit, oder der Angriff durch einzelne Corps Truppen; und daß sie, so bald er sie einmal in Furcht gejagt haben würde, von selbst kommen, seine Gnade ansehen und dieselbe mit dem lebhaftesten Danke erkennen würden. Er lies demnach die Indianer aussuchen, nöthigte sie zu einem Haupttreffen, in dem sie aufs Haupt geschlagen wurden. Ihre Hartnäckigkeit und Uebermuth war in den ersten zwey Jahren so angewachsen, daß sie an statt sich zu ergeben oder Friedensvorschlüge zu thun, ihre Feindseligkeiten fortsetzten; bis sie der Gouverneur zu seiner zweyten Schlacht zwang, in welcher es ihnen eben so ergieng, wie in der ersten. Kurz drauff krochen sie zum Kreuz, und flehten ihn aufs demüthigste um seine Gnade an; der Gouverneur aber versagte ihnen den Pardon: worauf sie sich erboten, ihm die Häupter des letztern Auftrahs auszuliefern, welche an der Ermordung der Missionsprediger und der Soldaten den meisten Antheil gehabt hätten. Sie hielten auch ihr Wort redlich; aus einer übel angebrachten Gnade aber lies es der Gouverneur dabey bewenden, daß

er sie nur auf die Küste Neuspaniens verbannete. Die göttliche Gerechtigkeit selbst mißbilligte dieß Verfahren, und ließ diesen Aufruhr nicht ungerochen; denn als die Indianer die wenigen Soldaten, die ihnen zur Wache gegeben worden waren, verachteten, und sich der Barke bemächtigen wollten; so sahen sich die Soldaten gendthigt, Feuer auf sie zu geben, und tödteten fast alle. Die 2 Bösewichter, welche zuerst ihre Hände an die Patres gelegt hatten, waren unter denen, welche entwichen; aber alle beyde nahmen ein Ende mit Schrecken. Einer wurde im ersten Jahre seiner Verbannung getödtet, der andre fiel, als er auf einen Palmbaum klettern wollte, herab unter die Felsen, zerschellte sich den ganzen Körper, und starb, als ein verruchter Abtrünniger.

Mittlerweile ließ Philip der 5te auf die Vorstellungen und die Bitte der Pater Peter Ignatius Ultramisano und Bernhard Lozano, der Agenten der Provinz Neuspaniens, einen neuen Befehl an den Vicekönig ergehen, in welchem er ausdrücklich verlangte, daß in dem südlichen Theile Californiens eine neue Garnison zu Folge der vor einigen Jahren an den Marquis de Casa-Fuerte ausgefertigten Order angelegt werden sollte; damit man unter ihrem Schutze die zerstörten Missionen wieder herstellen und das Christenthum vertheidigen könnte; wobey er ihm zu gleicher Zeit völlige Gewalt gab, alle Maasregeln zu ergreifen, die er zur Ausbreitung der Eroberung für heilsam hielt. Vermöge dieses Befehles wurde dem Gouverneur anbefohlen, in der Bay La Paz eine neue Garnison anzulegen; welche jedoch in der Folge auf dem Vorgebürge St. Lucas vor nöthiger gehalten wurde, als man einsah, wie wichtig es sey, einen Hafen zu haben, in welchen die philippinische Garnison anlanden könnte. Man befahl gleichfalls, daß die Soldaten der Garnison nicht von den Patern gewählt werden, noch auf irgend eine Weise unter ihnen stehen sollten, daß sie über dieses nicht unter dem Commando des Hauptmannes zu Loretto, sondern allein unter dem Commando des Vicekönigs seyn sollten. Der Hauptmann, welchen der Gouverneur ernennete, war Don Bernhard Roderich Lorenzo, der Sohn des abgedankten Hauptmanns der Garnison zu Loretto, des Don Stephan Roderich Lorenzo, der in Californien unter

unter den Augen seines würdigen Vaters gezogen und gebohren war, und alle Frömmigkeit, Klugheit, Muth, und damals besonders bey einem Garnison-Hauptmann erforderliche Kenntniß des Landes besaß. Er hatte 30 Soldaten unter sich; von welchen er gleich Anfangs 10 in das neue Lager zu St. Joseph del Cabo, 10 in die Mission la Paz und 10 in die Mission St. Jago bey den Coras stellte. Da er aber in den Verdacht kam, er möchte sich den Befehlen der Pater zu sehr unterwerfen; so setzte man ihn kurze Zeit darauf ab, und ernannte den Don Peter Alvarez von Acevedo an seine Stelle. Der Agent Kaliforniens zu Mexico protestirte wider die Unabhängigkeit dieser Garnison von den Patern, als wider eine Sache, die dem Befehle des Königes, nichts in der Regierung dieser Insel zu ändern, zuwieder liefe. Diese Protestation aber konnte den Vicekönig nicht bewegen, etwas an seinem Befehle, denn die letzte Verordnung kam allein von ihm her, zu ändern. Indessen verstärkte S. Excellenz die alte Garnison zu Loreto um 4 Mann, und sie befand sich folglich nunmehr so stark, als die zu St. Lucas neu errichtete Garnison. S. Excellenz wollte zu gleicher Zeit, daß der Hauptmann und die Soldaten hinsichtlich den Patern ganz und gar nicht mehr unterworfen seyn sollten, er erlaubte ihnen zwar die Paters im Fall der Noth zu begleiten; aber er verbot sowohl dem Superior als dem Visitator Kaliforniens sich keine Gewalt über sie anzumachen, noch sich in die Anwerbung, Abdankung und Befohlung der Officiers, der Arbeiter, Soldaten und Matrosen zu mengen. Durch dieses Mittel wurden die Patres der Last, die ihnen die Besorgung dieser Sachen verursachet hatten, auf 8 Monate los; es erfolgten aber aus dieser Unabhängigkeit die größten Unordnungen. Man verließ die Patres bey ihren Missionen, Besuchen und Reisen; man vernachlässigte die Mannszucht; man unterdrückte die Eingebornen und zwang sie Perlen zu fischen; und man beging sehr viele Gewaltthätigkeit an verschiedenen Einwohnern aus Neuspanien; kurz, man verursachte so viel Unordnungen in Kalifornien, und alles gerieth in so eine Verwirrung, daß beynähe das ganze Land durch das Versehen der Garnisonen, welche doch zur Sicherheit angelegt waren, verlohren gegangen wäre; und man hatte es einzig und allein

der Vorsicht Gottes zu danken, daß sich die Californier nicht wider die Patres empörten. Dieses unvorsichtige Verfahren verursachte so viele Klagen, daß der Vicekönig genöthigt war, den einmal gemachten Befehl aufzuheben, und sich nach dem Plane seiner Vorgänger zu richten. Er dankte demnach den Hauptmann der Garnison zu St. Lucas, welcher von dem Gouverneur zu Cinalo ernennet worden war, ab, und befahl daß dieselbe nur durch einen Lieutenant commandirt werden sollte, der unter dem Hauptmann zu Loreto stünde; welcher selbst nebst seinen Soldaten ins künftige die Oberherrschaft des Vater Visitator erkennen sollte, damit alles wieder auf den alten Fuß gesetzt würde.

Ein und zwanzigster Abschnitt.

Wiederherstellung der südlichen Mission. Die vortreflichen Maasregeln S. Majestät des Königs Philips des 5ten zur Ausbreitung der Unterwerfung Californiens. Ferdinandus der 6te genehmiget sie ohne Einschränkung.

So bald als die Pericues oder Uchities, die Guaicuros und die Coras durch den Eifer und den Muth des Gouverneurs zu Cinalo gebändiget, und die neue Garnison St. Lucas angelegt hatte; so ernennete die Gesellschaft Jesu neue Missionsprediger, um die zerstreuten Glieder ihrer Kirche vornemlich in den Gegenden, welche mit dem Blute der 2 Missionsprediger besetzt waren, wieder zusammen zu bringen, und die 4 Missionen zu Pilae in der Bay la Paz, St. Rosa, in der Bay las Palmas, St. Joseph ohnweit des Vorgebürges St. Lucas, und St. Jago unter der Nation der Coras aufs neue zu gründen und in Ordnung zu bringen. Der P. Anton Tempis wurde in die letztere geschickt, und brachte durch seine unermüdeten Arbeiten die Indianer wieder zusammen, und regierte sie bis an seinem Tod mit einem exemplarischen Eifer. Er war ein Mann von einer gründlichen, sich stets gleichen und erhabenen Tugend, welcher als ein treuer Arbeiter in dem Weinberge seines Herrn erfunden wurde.

Der

Der Vicekönig meldete Seiner Majestät Philipp dem 5ten in seinen Briefen vom 23sten April 1735. und 10ten April 1737. die Empörung der Indianer und die Folgen, die sie gehabt hätte. Selbst die Gesellschaft Jesu sahe sich genöthigt, Seiner Majestät beschwerlich zu fallen, und Dieselbe anzusehen, eine Mission zu retten, die Sie bisher ihres königlichen Schutzes gewürdigt hätte. Diese Briefe hatten sehr gute Wirkung.

Die Wiederherstellung der von den Indianern zerstörten Missionen, erforderte mehr Unkosten, als man aus den Ländereyen, und den Einkünften der liegenden Gründe der Mission erheben konnte; und über dieses waren dieselben schon durch die außerordentlichen durch obbemeldten Aufruhr verursachten Abgaben erschöpft. Allein aller dieser Schwierigkeiten ohngeachtet, stellte man die Sachen in Californien wieder her. Als Philipp der 5te erfahren hatte, was vorgegangen war, so befahl er nicht nur eine neue Garnison anzulegen; sondern er unterzeichnete auch den 2ten April 1743 einen Befehl, vermöge dessen die durch den Aufstand verursachten Unkosten aus dem königlichen Schatze genommen werden sollten, und der indianische Staatsrath befehligt wurde, die kräftigsten Mittel zur völligen Unterwerfung Californiens anzuwenden. Dieser Plan, wie auch die zur Ausführung desselben nöthigen Maasregeln wurden mit vielem Eifer von dem Don Joseph Caraval, damaligen Präsidenten dieses Staatsraths, Staatssecretairs und Ritter des goldnen Fließes angenommen, welcher die aus Californien nach Hofe geschickten Bittschriften sogleich untersuchen ließ. Er sahe bald die Wichtigkeit dieser Eroberung, die Schwierigkeiten, die sich im Weg legten, und die zur Ausführung derselben nöthigen Maasregeln ein. Er lies es dabey nicht bewenden, er bewog auch den König die ausdrücklichsten Befehle auszufertigen, um diese Sachen zur Ausübung zu bringen. Man schickte also den 13ten des Wintermonats 1744 einen Befehl an den Graf von Zuen Clara, Vicekönig zu Mexico mit Briefen an verschiedne einzelne Personen, von denen man neue Nachrichten über verschiedene wichtige Punkte verlangte. Hierauf schickte der P. Christoph Escobar von Liams, Provincial zu Mexico, eine umständliche Erzählung von dem, was vorgegangen war.

Die

Sie war vom 30ten des Wintermonats 1745 datirt, und kam den 9ten des Brachmonats 1746 gleich nachdem S. Majestät Ferdinand der 6te den spanischen Thron bestiegen hatte, zu Madrid an. Dieser Prinz, welcher von seinem gloriwürdigsten Vater den Eifer und die Großmuth geerbt hatte, fertigte nach geschehenem Vortrage seines Staatsrathes, den der Marquis von la Ensenada, damals Staatssecretair und Secretair der indianischen Provinzen, unterstützte, einen neuen, und viel weitläufigern Befehl als der erste war, aus, und übersandte ihn dem Vicekönige von Neuspanien. Ich will ihn hier als ein glorreiches Monument der erhabenen Gesinnungen und des brennenden Eifers beyder Monarchen; der Klugheit, tiefen Einsicht und Weisheit ihres Staatsrathes, wie auch der Kenntniß, Klugheit, Frömmigkeit, Fleiß und großen Absichten ihrer Minister einschalten.

Der König.

Don Johann Franz von Guemes und Horcasita, Generallieutenant meiner Armeen, Vicekönig, Gouverneur und Feldmarschall der Provinzen Neuspaniens, wie auch Präsident meines königlichen Gerichtes, und Resident in der Stadt Mexico: Man übersandte den 13ten November 1734 eurem Vorgänger in diesen Aemtern, dem Grafen von Fuen-Clara einen Befehl folgendes Inhalts.

Der König.

„Graf von Fuen-Clara, mein Vetter, Ritter des goldnen Fliesses, mein
 „Kammerherr, Gouverneur und Feldmarschall in den Provinzen meines König-
 „reiches Neuspanien, Präsident meines königlichen Gerichtes, Resident in meiner
 „Stadt Mexico. Nachdem mir der Erzbischof und Vicekönig euer Vorgänger in
 „diesen Würden durch einen Brief vom 23sten April 1735 und durch einen andern
 „vom 10ten desselben Monats 1737 eine umständliche Beschreibung, von dem, was
 „bey dem Aufruhr der indianischen Nationen der Pericues und Gaicuras in der
 „Provinz Californien vorgegangen ist, von den Maasregeln, die man ergriffen und
 „den Unkosten, die man aufgewandt hat, um sie zu Paaren zu treiben und wie-
 „der in Ruhe zu bringen, welches auch nunmehr durch die Klugheit des Gouver-
 „neurs

„durch die Unterstützung guter Herzen schon sehr großen Fortgang gehabt hätte;
 „als habe ich seit dem Jahr 1703 aus meinem königlichen Schatz eine jährliche
 „Beihilfe von 13000 Piaſtern vornemlich in der Abſicht beſtimmt, daß die Koſten
 „der Unterhaltung eines Korps Soldaten für die Miſſionen, der Officiers und des
 „Schiffsvolkes der Barke, welche zur Ueberfahrt der Miſſionsprediger von Cuna-
 „loa nach Californien beſtimmt iſt, davon beſtritten würden. Nachdem nun mein
 „benannter indianiſcher Staatsrath die verſchiedenen auf dieſen Endzweck abzie-
 „henden Artikel, wie auch die Berichte der Auditeurs in Gegenwart des gemelde-
 „ten P. Peter Ignatius Ultramirano, und anderer verſtändigen und in dieſer Sache
 „erfahrenen Perſonen von der Geſellſchaft Jeſu durchgeſehen und unterſucht hat:
 „ſo hat man mir, nach Anhörung meines Sollicitatoris über die ganze Sache,
 „in meinem Staatsrathe den 12ten May dieſes Jahres vorgeſtellt, daß es hoch-
 „wichtig ſey, unverzüglich die allerkräftigſten Maaßregeln zu ergreifen, um die
 „benannte Provinz Californiens wieder in den Schoos der Kirche und unter mei-
 „ne Herrſchaft zu bringen; daß dieſe vortheilhafte Unternehmung, ohngeachtet ſie
 „von dem rechtgläubigen Eifer meiner gloriwürdigſten Vorfahren, und von den
 „Bicekönigen dieſer Provinzen kräftig unterſtützt worden ſey, dennoch ſo oft rück-
 „gängig gemacht worden, daß man nicht von einem Fußbreit Landes dieſer weiten
 „Gegend Herr ſey, und daß man, wofern man dieſe Sache mit gutem Erfolge
 „treiben wolle, die Befehrung der Indianer zu unſer heiligen Religion als die
 „Grundſtütze der Eroberung anſehen, und ſie den jeſuitiſchen Miſſionspredigern
 „anvertrauen müſſe, welche unter ihnen und unter allen ungläubigen Nationen,
 „deren Befehrung ſie im ganzen Amerika auf ſich genommen haben, ſchon ſo viel
 „Gutes geſtiftet haben; und daß man über dieſes in allen Häfen, die man in den
 „nahegelegenen Gegenden antreffen würde, eine ſpaniſche Pflanzſtadt mit einem
 „Fort und einer Garniſon, wie auch mitten in jeder Provinz eine ſpaniſche Stadt
 „anlegen müſſe, um die Indianer im Zaum zu halten, und den Miſſionspredigern
 „im Fall eines Aufruhrs zur Freyſtadt zu dienen. Und da die Ueberſchiffung
 „der Familien dieſes Reiches in dieſe ſpaniſche Colonien viel Schwierigkeiten und

Unfor

„Unkosten verursachen würde, nicht zu gedenken, daß man dieselben zu andern
 „Pflanzstädten nöthig haben möchte: so hat man es für gut befunden, daß diese
 „Colonisten aus der Stadt Mexico und den benachbarten Provinzen genommen
 „werden sollen; worüber wir die Gegenantwort und die Nachrichten, die wir von
 „euch erlangt haben, erwarten, um in dieser Sache einen Entschluß fassen zu kön-
 „nen. Der Staatsrath hat mich auch versichert, daß es zur baldigen Bezwün-
 „gung der californischen Indianer gut gethan seyn würde, wenn die jesuitischen
 „Missionsprediger auf der andern Seite, als wo die ist dafelbst befindlichen hie-
 „eingegangen sind, nemlich auf der nördlichen Seite, wo diese Provinz an das
 „feste Land hängt, hineingingen; weil man entdeckt hat, und versichert, daß die
 „Provinz Californiens nicht, wie man insgemein dafür hält, eine Insel, sondern
 „ein festes Land ist, welches auf der nördlichen Seite mit der Provinz Neu-Me-
 „xico zusammen hängt: denn vermittelst solcher Maasregeln würden sich die Ein-
 „wohner Californiens eingeschlossen oder gleichsam verlassen sehen; sie würden lei-
 „nen Uebergang und Vereinigung mit den Ländern anderer wilden Indianer ha-
 „ben, und wenn auf solche Art die Missionsprediger von beyden Theilen immer
 „weiter gegen die Mitte des Landes zu rückten, so würde man viel eher mit der
 „völligen Unterwerfung dieser Provinz zu Stande kommen. Soll aber dieser Ent-
 „wurf ausgeführt werden; so hält man es vor besonders wichtig, daß in den Mis-
 „sionen aller Völkerschaften, die man schon bekehrt hat, zwei Missionsprediger sind,
 „und daß es höchstnöthig ist, die Bekehrung der Indianer auch in denjenigen
 „Gegenden auszubreiten, welche an die schon bekehrten Indianer gränzen; denn
 „außer dem allgemeinen Nutzen, den dieses haben würde, wären auch alsdenn,
 „wenn ein Missionsprediger in die noch unbekehrten Gegenden ginge, die Religion
 „auszubreiten, die schon angebauten Cantons des nöthigen Unterrichts nicht be-
 „raubt, sondern hätten allezeit eine verständige Person bey sich, welche im Stan-
 „de wäre, auf alle Bewegungen ein wachsamcs Auge zu haben, welche auf die
 „Betrübetheit und den Aufruhr abzielten, welches allezeit zu befürchten wäre,
 „wenn sich diese Völker selbst überlassen würden.

„Es ist auch nützlich, daß auf allen Gränzen des Landes, so weit es näm-
 „lich bekehrt worden ist, eine Wache von Soldaten sowohl zur Sicherheit der Mis-
 „sionsprediger und Soldaten, als auch zur Begleitung der erstern in die heidni-
 „schen Gegenden angelegt werde, welche aber unter den Patern stehen, in allen
 „ihre Befehle erwarten müssen, damit sie die Indianer nicht durch unbesonnene
 „Strafen, oder undorsichtige Streifereyen in Harnisch jagen. Man hoffet, daß
 „durch dieses Verfahren in den Gegenden, wo schon Missionen angelegt sind, die
 „Sachen einen großen Fortgang gewinnen werden. Auch hält man es zur Be-
 „schleunigung der Unterwerfung dieser Provinz mit Hülfe der Missionen für dien-
 „lich, daß man dieselben gegen Mittag, aber von der andern Seite her, ausbreit-
 „te, damit sie nemlich mit den nördlichen Missionen zusammen stoßen. Und auf
 „daß die oben angeführte Maasregeln in der von der Gesellschaft Jesu in dem Gebür-
 „ge der Pimas und der Provinz Sonoro angelegten Mission leicht in Ausübung
 „gebracht werden können, so wird man die Missionsprediger in allen bekehrten
 „Gegenden, welche mit den Heyden gränzen, verdoppeln, und ihnen die obbe-
 „stimmte Wache geben. Wenn nun vermittlest dieser Anstalten die in dem Ge-
 „bürge der Pimas sich befindenden Missionsprediger fortfahren, die Nationen der
 „Tacomaricopas und der Yumas, welche an den nördlichen Fluß, sonst Colora-
 „do genant, ohnweit seines Ausflusses in den californischen Meerbusen gränzen,
 „gesittet zu machen, und zu bekehren: denn die Jesuiten hoffen nach den ersten
 „Nachrichten, die sie uns von ihnen gegeben haben, bey diesen Nationen leicht Ein-
 „gang zu finden; und wenn sie also an dem Flusse Colorado ein Dorf von den
 „neubekehrten Indianern anlegen, so werden sie leicht auf die andre Küste Cali-
 „forniens übergehen können. Haben sie nun hier die Hoabonomas und die Ba-
 „jiopas, welches sehr gelehrige und leutselige Völker sind, bekehrt; so werden sie
 „ebenfalls ein Dorf anlegen können, um die Ueberfahrt auf beyden Seiten des
 „Ufers zu versichern, und eine Vereinigung mit dem festen Lande anzulegen; in-
 „dem sie von da immer weiter gegen Mittag bis an die alten Missionen fortrücken.
 „Was die Wache anlanget, die man für die Pimas verlangt, die im Gebürge
 wof-

„wohnen; so glaubet man, daß das zu Terrenate oder das andere zu Pitiqui ste-
 „hende Detachement hinlänglich seyn werden, weil aus der Nachricht des Don Au-
 „gustin von Bidosola, Gouverneurs der Provinz Cinaloa zu ersehen ist, daß bey-
 „de Missionen nicht nöthig sind; indessen kan man um mehrerer Sicherheit willen
 „das Detachement zu Pitiqui nach Terrenate, dieses aber in die Missionen der
 „Yimas auf das Gebürge verlegen, und auf solche Art sowohl den neuen als den
 „alten Missionen Californiens eine hinlängliche Wache verschaffen, ohne daß es
 „meinem königlichen Schatze mehr koste. Das nemliche Collegium hat mir auch
 „vorgestellet, daß obschon die Ausgaben für die Missionsprediger sich vermehret
 „haben, man sich doch erinnern müsse, daß, obschon im Jahr 1702 ein Befehl ge-
 „geben worden sey, daß man den californischen Missionspredigern in allen Dingen
 „die zur Unterstützung und Ausführung ihrer Unternehmung dienen können, unter
 „die Arme greiffen solle; und obschon durch einen andern Befehl vom Jahr 1723
 „ausgemacht worden sey, daß dieienigen Geistlichen, welche iho in Aemtern ste-
 „hen, oder in der Folge nach Californien gehen würden, eben den Gehalt bekom-
 „men sollten, den die andern Geistlichen dieses Ordens erhalten, und daß ihnen
 „derselbe pünktlich und richtig ausgezahlt werden solle, dennoch bis iho keiner
 „von diesen Befehlen befolget worden ist, und die Missionen binnen dieser Zeit kei-
 „ne Ausgaben verursachet, auch ihre Prediger keine Besoldung erhalten haben, in-
 „dem sich die funfzehn zur Zeit in Californien befindliche Missionen durch die freywilli-
 „gen Gaben vieler Privatleute, welche diese Ordensgeistliche durch ihren Eifer und
 „Bemühung zusammen gebracht, erhalten haben, ohne daß es mir etwas
 „gekostet hat. Weil demnach diese vorgelegten Mittel in Ansehung des großen
 „Nutzens, der daraus entstehen soll, wenig Aufwand verursachen; so ist es nützlich,
 „daß alle diese Befehle, oder auch andere, welche die Jesuiten billigen werden,
 „von denen ich nähern Unterricht verlange, ausgeführt werden, und daß man ih-
 „nen von ist an aus meinem königlichen Schatze die nöthigen Kosten zur Ausfüh-
 „rung dieser Unternehmung hergebe, und die Zahl der jesuitischen Missionsprediger

„vermehrte, weil es nöthig ist, daß in jeder neubekehrten Mission, welche an den
„Gränzen der ungläubigen Indianer liegt, zwey Prediger sind.

„Um endlich der Unterwerfung der Soldaten versichert zu seyn, so soll man
„den Missionspredigern den Sold für die Soldaten übersenden, damit sie ihn aus
„den Händen derselben erhalten. Wobey mein Wille ist, daß, wosfern ein Soldat ein
„unruhiger Kopf ist, oder sich schlecht aufführet, ihn die Missionsprediger zurück
„schicken und einen andern an seine Stelle haben können; sintemal bey Vernach-
„lässigung diese und einiger andern Vorsichtigkeiten, von denen mich einige geschick-
„te Missionsprediger in Ansehung dieser Provinzen benachrichtiget haben, die Sol-
„daten durch ihre schlechte Aufführung die Befehrung der Indianer sehr verzögert
„haben, die man beständig in Furcht und Unterwürfigkeit erhalten muß, den
„Zusammenschwörungen zuvorkommen, nichts desto weniger aber mit Liebe be-
„handeln soll, um ihrem Verdacht und Mißtrauen vorzubeugen, ihnen an den
„Ehren, die man ihnen giebt, einen Geschmacß bezubringen, und sie gestirret zu
„machen.

Zwey und zwanzigster Abschnitt.

Die Anstalten, welche man zu Mexico zur Befolgung der königlichen Befehle macht. Versuche in die Provinz Maqui einzudringen. Der P. Sedelmeyer begiebt sich auf die Flüsse Gila und Colorado. Untersuchung Californiens bis an diese Flüsse. Feldzug des P. Courfai wieder die Apaches. Die letzten Nachrichten von den californischen Missionen bis zum Jahr 1752.

Die icht angeführten Befehle verursachten verschiedenen Einwohnern zu Mexico viel Vergnügen; denn sie betrachteten dieselben als ein untrügliches Merkmal der Frömmigkeit, Klugheit, Großmuth, und Aufmerksamkeit des Monarchen auf das gemeine Beste.

Ich habe schon angemerkt, daß der P. Eusebius Franz Kino die ganze nördliche Gegend zwischen der Provinz Sonora und den Flüssen Gila und Colorado

rado, wie auch den westlichen Theil des californischen Meerbusens untersucht hat, daß er die Küste völlig von Indianern, die meistens Heiden waren, bevolkert gefunden hat, daß er mit verschiedenen Nationen, die Apaches ausgenommen, Freundschaft gemacht, unter ihnen Dörfer und Kirchen gebaut, viel tausend Indianer getauft, und noch viel mehrere zur Annehmung der christlichen Religion bewogen hat; und daß er endlich um eine Verstärkung von Missionspredigern angehalten, um die Erndte, welche zur Sichel des Evangelii reif genug war, einzusameln. Man hat auch gesehen, daß Philipp der 5te die Kosten zur Unterhaltung acht Missionsprediger bestimmte, welche in die Provinz Pimeria und in die Gegenden derselben geschickt werden sollten, die der P. Kino schon gesitteter gemacht hatte: man hat aber auch gesehen, daß man wegen der zu Mexico bey Ausgaben von dieser Art nur gar zu gewöhnliche Schwierigkeiten nur die Unkosten für vier Missionsprediger anwies. Nach dem Tode des P. Kino im Jahr 1710 ging die erstaunliche Ausbreitung, welche dieser Pater durch seinen unermüdeten Eifer in Befehrung dieser Nationen gemacht hatte, verloren. Der P. Johann Anton Baltasar, dessen Nachrichten ich mich in dem 5ten Abschnitte des 3ten Theils bedient habe, und noch weiter hin bedienen werde, beklagte sich noch das Jahr drauf, da der P. Kino gestorben war. Alles, was der Pater in der Visitation der Missionen Sonora und Pimeria erfuhr, und hieher gehört, ist, daß der P. Augustin von Campos, Missionsprediger zu St. Ignatius, und Mitarbeiter des P. Kino, diesen 25 Jahr überlebte, und ihn in seinen Bemühungen und Eifer für seine Mission nachahmete.

Im Jahr 1720 kamen zu la Conception de Caborca und zu Tibutama neue Missionsprediger an, welche sich in die Gemeinheiten St. Eduard zu Daipia, St. Ludwig zu Bacapa und St. Marcellus in den nördlichen Gegenden begaben. Hier trafen sie eine große Verwirrung unter den Indianern an: die kleinen vom P. Kino aufgebauten Kirchen waren eingestürzt, und die Bebauung der fruchtbaren Ebenen, welche ihnen dieser bewundernswürdige Mann gelehret hatte, war ganz und gar vernachlässigt worden. Diese Nationen sind heut zu Tage unter den

Namen

Namen Papagayen bekannt, von welcher Benennung ich die Ursach nicht habe ausführlich machen können. Zu Guebari und St. Xaver war die Verwirrung noch größer, weil binnen 20 Jahren kein Missionsprediger da gewesen war. Der Bischof zu Durango Don Benito Crespo, besuchte dieses unermessliche Land mit erstaunend großen Beschwerlichkeiten, und als er sah, daß es ihm zu Yimeria an Arbeitern fehlte, und dennoch höchstwichtig sey, diese Provinz zum Christenthum zu bringen; so hielt er bey Seiner Majestät an, noch drei Missionsprediger in diese Provinz ausser den vorigen zu ernennen, worzu auch S. Majestät die nöthigen Ordern gab. Im Jahr 1731 begaben sich drei Jesuiten mit vielen Geschenken, die ihnen der Bischof gegeben hatte, um sie unter die Indianer auszutheilen, da-

- 1) Unser L. Frauen in ihren Schmerzen. (Kuester Senora de los Dolores) mit 2 Dörfern.
- 2) St. Ignatius mit 2 Dörfern.
- 3) Tributama mit 9 Dörfern.
- 4) Suameca mit einigen.
- 5) Guebari mit spanischen MAYERHÖFEN, und einer beträchtlichen Anzahl Indianer.
- 6) St. Xaver bú Bar mit vielen Indianern.

Der Marquis von Villa-Puente, welcher nach seiner Zurückkunft aus Rom in dem kaiserlichen Collegio zu Madrid im Hornung 1739 verstarb, vermachte in seinem Testamente eine Summe zu Gründung zweier andern Missionen in der Provinz Yimeria. Inzwischen waren diese im Jahr 1749 noch nicht angelegt, weil es an Jesuiten in der Provinz Mexico fehlte; denn der Krieg verhinderte, daß keine aus den alten Spanien hingeschickt wurden.

Dieses war der Zustand der Provinz Yimeria unter den sieben nunmehr angelegten und den zwei andern schon mit Kapitalien versehenen Missionen, als im Jahr 1742 zu Mexico ein Befehl Philips des 5ten ankam, welcher den Vicelkönig anwies, daß er der Gesellschaft Jesu die Bekehrung der Provinz Maqui auftragen,

und

und ihr alle nöthige Kosten dazu aus dem königlichen Schatze reichen sollte. Die Superioren der Societät hätten den Befehlen S. Majestät sehr gerne gehorcht; es fehlte aber an Leuten zu einer so gefährlichen Unternehmung in einer so entlegenen Provinz. Die Provinz Maqui gränzet an den nordwestlichen Theil Neuspaniens. Die Einwohner daselbst waren schon völlig durch den Eifer der Franciscaner belehrt und gesittet gemacht worden; aber im Jahr 1580 fielen sie wiederum ab: und nachdem sie die Personen, von denen sie unterrichtet worden waren, getödtet hatten, so rebellirten sie mit den andern Indianern in Neu-Mexico. Inzwischen brachten es zwar die Patres dahin, daß in diesem Reiche die Ruhe und die Religion wieder hergestellt wurde, aller ihrer Sorgfalt ohngeachtet aber konten sie die Hartnäckigkeit der Maquinos nicht überwinden, welche die Anerbietung, daß man zu ihnen kommen wolte, seit vielen Jahren ausschlugen. Die Hoffnung aber, die man hatte, sie zu überwinden, und die Nothwendigkeit, Neu-Mexico wieder ihre Einfälle zu versichern, machte, daß der Marquis von Casa-Fuete im Jahr 1723 einen Befehl bekam, die Maqui der Regierung zu unterwerfen. Der Vicekönig unterredete sich hierüber mit dem Bischof von Durango, welcher der Meynung war, daß man diese Sache der Gesellschaft Jesu anvertrauen sollte.

Der Bischof hatte diese Gegend noch nicht untersucht, und kannte folglich das Land nicht. Die Franciscaner konten aus Neu-Mexico auf der Westseite in dasselbe eindringen, ohne daß sie andre Hindernisse, als die Unwissenheit und die Wildheit der Indianer zu überwinden hatten. Die Jesuiten hingegen konten nirgends als durch Sonora und Ober-Pimeria in dasselbe kommen. Es ist zwar wahr, daß Maqui gegen Norden an die Missionen Tibutama, Guebari und andere pimerische Missionen gränzet; aber der Fluß Gila ist auf 80 Meilen entfernt, und das darzwischen liegende Land ist von Indianern bewohnet, mit welchen man zwar Frieden gemacht hatte, die aber meistens Heyden waren. Nach diesen kommen die Apaches, unversöhnliche Feinde der Spanier und aller Indianer, die mit denselben im Bündnisse stehen. Weiter hin liegen die Maqui, welche ein sehr großes aber gebürgigtes Land bewohnen. Folglich konten die Jesuiten nicht unmittel-

Californ. dritter Theil.

G

telbar

telbar in diese Provinz eindringen, sondern sie mußten ihren Weg entweder durch das Land der Sobaypuris oder der Pimas, die man heut zu Tage Papagos nennt, nehmen. Diese letztere wohnen längst dem Ufer des Flusses Gila bis an das Land der Cocomariopas, die noch Heyden sind, und mit den Nijoras beständig Krieg führen, deren Gefangne sie nachher den Pimas und diese wieder den Spaniern verkaufen. Man muß nicht vergessen, daß ausser der großen Anzahl der Missionen, welche von Jesuiten verwaltet wurden, und die meistens an den Grenzen heidnischer Völker waren, der Vicekönig Marquis von Valero ihnen fünf Jahr vorher, nemlich 1718, aufgetragen hatte, die Provinz Nayarith zu bekehren, welches mitten in Sierra-Madre liegt, und auf 200 Meilen von der Hauptstadt Mexico entfernt ist. Ihre Arbeiten hatten einen so guten Erfolg, daß das Haupt dieser Nation mit seinem Mantel, dem Tholi, den Armhändern, Halsbände, Federkrone und andern Ornate der alten Könige zu Chichimeca gezieret, dem Vicekönige seine Huldbigung abzustatten kam. Man durfte daher eine so wichtige Unterwerfung nicht aufschieben, weil man befürchten mußte, sie möchten sonst ihre Gesinnung ändern, und Empörung anfangen. Inzwischen wurden ebenfalls zu den Missionen Junte de los Rios, welche 250 Meilen von Neu-Mexico nordwestwärts liegen, und von dem Herzog von Limres, Vicekönig zu Mexico, gegründet worden waren, Franciscaner gebraucht, und diese Missionen waren eben so wichtig, weil sie nahe bey Mississippi und Louisiana lagen. Diese und viele andere Hindernisse, die ich mit Stillschweigen übergehe, hielten die Absichten, die man auf Maqui hatte, auf. Als man aber im Jahr 1742 einen neuen Befehl erhielt, dieses Land zu bekehren, so that man dem P. Ignatius Keler, Missionsprediger zu St. Maria Suamca, den Auftrag, diese Unternehmung über sich zu nehmen. Dieser Pater war zu verschiedenen malen in den vorhergehenden Jahren bis an den Fluß Gila gekommen, seine Neubekehrte zu besuchen, und die Freundschaft mit den Indianern, welche Feinde der Apoches waren, zu unterhalten. Er trat im Herbstmonat 1743 seine Reise aus seiner Mission mit einer schwarzen Wache an, denn ein spanischer Richter, dessen Feindschaft er sich durch Berthei

theidigung der Indianer zugezogen hatte, hatte ihn keine Stärkere geben wollen; und eben dieses war die Ursache, daß dies Unternehmen mißlung. Der Pater kam an dem Fluß Gila, setzte aber seine Reise noch verschiedene Tage lang gegen Norden bis an gewisse Gemeinheiten fort, deren Sprache und Einwohner er nicht kannte. Die Indianer wagten es nicht, ihn bey Tage anzufallen; mit Hülfe der Dunkelheit der Nacht aber fielen sie über die Unstigen her, um sie auszuplündern, man hatte auch alle Mühe einige Pferde zu retten, um auf denselben die Flucht zu ergreifen; sogar ein Soldat wurde von einem Pfeile getödtet. Indessen war der Pater willens seine Reise fortzusetzen, weil aber die Indianer, welche ihn begleiteten, ihn zu verlassen anfingen, so sahe er sich genöthiget, in seine Mission zurückzukehren. Im folgenden 1744ten Jahr erhielt der P. Jacob Sedelmayer, Missionsprediger zu Tibutama, welcher den Anfällen der Barbaren nicht so ausgesetzt war, Befehl, diese Entdeckung fortzusetzen, Wegweiser zu nehmen, Boten an die Maqui zu senden, und falls er französische Missionsprediger daselbst anträfe, die Eingebornen zu ermahnen, daß sie ihnen gehorsam wären und sich entfernten; falls er aber keine anträfe, das Land genau zu untersuchen, eine Carte davon zu zeichnen, und ein Tagebuch von seiner Reise zu machen, ohne sich jedoch gar zu sehr in Gefahr zu setzen.

Dieser Pater reiste also im Weinmonat von seiner Mission ab, und langte nach einer Reise von achtzig Meilen an dem Fluße Gila an, wo er 6000 Papagos, und bey nahe eben so viel Pimas und Cocomaricopas, welche in verschiedenen Gemeinheiten wohnten, antraf. Da er schon Freundschaft mit ihnen gemacht hatte, so wurde er sehr wohl aufgenommen. Er fand bey ihnen einige Aerte und viele Messer, die sie von dem P. Kino zum Geschenke erhalten hatten. Er entdeckte ihnen seine Absicht nach Maqui zu gehen, worauf sie sich anboten, ihm den Weg zu zeigen, und ihn zu begleiten. Bald drauf aber bezeigten sie Widerwillen dagegen, und gaben endlich zu verstehen, daß sie mit der ganzen Sache nichts zu thun haben möchten. Die Hauptursache dieses Verfahrens waren theils die Tibutamas, die er mitgebracht hatte, und die, weil sie keinen Muth hatten, es nicht für gut hielten,

ihm auf einer so langen Reise zu folgen, theils die Cocomari copas, welche sich der kleinen Geschenke bemächtigten, die er für die Nijoros und die Maquis mitgebracht hatte. Ueberdieses fürchteten sie, die Spanier möchten sich mit diesen zwey Nationen verbinden, welches sie bey einem vorfallenden Kriege außer Stand gesetzt haben würde, sich zu vertheidigen, indem sie mitten inne lagen, und überdieses die Cocomari copas unaufhörliche Kriege mit den Nijoras führten. Hierzu kommt noch, daß die Maquis ihre Grenzen zuweilen beunruhigten, ob sie sich gleich zu andern Zeiten als Freunde bey ihnen einstellten. Diese Vorsicht möchte vielleicht vielen Leuten für so wilde Nationen gar zu klug vorkommen: aber man muß auch gestehen, daß keine Nation so viele Staatsklugheit besitzt, als eben diese, und daß sich die Menschen schlecht oder gut aufführen, je nachdem ihr Verstand mehr oder weniger ausgebildet ist. Dem sey nun, wie ihm wolle, so versuchte doch der Pater durch allerley Mittel seinen Weg fortzusetzen; er traf aber allenthalben Hindernisse an, die er nicht anders als durch offenbare Feindseligkeiten zu heben im Stande war. Diese aber auszuüben, war ihm theils verboten, theils auch seinem Stande zuwider.

Damit aber seine Reise doch nicht ohne allen Nutzen sey; so untersuchte er das Land der Cocomari copas disseits und jenseits des Flusses Gila mit Einwilligung seiner Einwohner genau; er drang bis in das Innerste ihrer Länder, und kehrte auf dem Flusse Colorado durch das Land der Yumas zurück, welche Feinde der Cocomari copas waren, dem Ansehen nach aber ein Zweig ihrer Nation sind; denn die Dollmetscher, welche die Patres bey sich hatten, verstunden ihre Sprache völsig. Ich habe weder die von dem P. Sedelmayer selbst ausgefertigte Nachricht dieser Reise, noch die dabey befindliche Carte bekommen können; die mir sehr großen Nutzen, besonders bey Verfertigung der vorn in diesem Werke befindlichen Charten verschaffet haben würde; man findet aber das wesentliche davon in dem Theatre de l' Amerique und unter den Brieffschaften des P. Baltasard, von denen ich oben geredet habe, und in welchen eben diese Sachen vorkommen; weil sie von Leuten geschrieben sind, welche des P. Sedelmayers Nachricht besaßen, und sie sehr gut

gut zu gebrauchen wissen. Beyde bezeugen, daß die Apoches bey der Quelle des Gila wohnen, und daß dieser Fluß etwas weiter herunter sich mit dem Fluß Agul verbindet, von dem man glaubt, daß er aus dem Gebürge entsiehe, und welcher die angenehme und fruchtbare Gegend der Nijoras, bis er in den Gila fällt, bewässert. Zwölff Meilen weiter nordostwärts ist der Fluß Assomption, welcher seit kurzen entdeckt worden ist, und aus zwey Flüssen, nemlich dem Salado und der Verde besteht. Diese bewässern, ehe sie in den Gila fallen, eine angenehme und fruchtbare Ebene, in der die Cocomariopas wohnen, die von den Yumas durch eine Wüste getrennet werden, ohngeachtet sie durch die Rechte der Blutsfreundschaft mit einander verwandt sind. Ihr Land gränzt gegen Abend an eine wüste und gebirgigte Gegend, an welche die Gemeinheiten der Yumas stoßen, die längst dem Colorado, ehe er in den Gila fällt, wohnen. Wenn die Cocomariopas zu dem Fluß Colorado wollen; so nehmen sie ihren Weg durch diese Wüsten, ob sie gleich bey dem Zusammenflusse derselben einen kürzern Weg haben.

Durch diese Wüsten führten sie auch iho den P. Sedelmayer; es scheint aber, als wenn er den Zusammenfluß dieser Flüsse nicht gesehen habe, wie der P. Kino, der ihm den Namen St. Dionysius gab; auch hat er die Achedomas nicht gekant, die nach dem Bericht des P. Kino, jenseit des Flusses, dem Zusammenlaufe gegen Norden wohnen. Die Yumas haben zwar beynabe eben den Dialekt, den die an dem Gila wohnenden Cocomariopas reden: demohngeachtet aber sind sie ihre offenbaren Feinde: hingegen giebt es auf dem westlichen Ufer des Colorado einige Gemeinheiten von Cocomariopas, welche mit denen am Gila verwandt sind, und in einem sechs und dreyßig Meilen langen, und in einer Weite von neun Meilen fruchtbaren Thale wohnen, in dem Schmalbohnen, Kürbisse, Melonen, und andre Küchenkräuter wachsen, weil sie es fleißig bewässern. Hier erblickten sie einige Indianer, welche in Rähnen über den Fluß mit ihren Familien und Lebensmitteln übersehten; er traf bey ihnen die Höflichkeit und Freygebigkeit an, die ihnen der P. Kino zuschreibt. Anfänglich schienen die Yumas über diesen Besuch bestürzt zu seyn, weil sie seit der Zeit des P. Kino keinen Missionsprediger gesehen

hatten. Aus diesen Nachrichten konnte man deutlich schließen, daß man die Nationen Ymicas, Popabotas oder Popagos völlig gesittet machen und im Zaum halten könne, wenn man sieben bis acht Missionen längst dem Flusse Gila anlegte, nemlich, zwey bey den Cocomarcopas am Fluß Colorado, eine bey den Sobaypuris, und eine andre zu St. Ambrosius de Busanio, wozu noch die schon in Ober-Pimeria angelegten kommen.

Die Patres beschloffen einmüthig, die Bekehrung dieser Völker zu versuchen, und dies um desto mehr, da man durch sie einen Weg zu den Maquis fand, und sie als eine Vormauer wider die beständigen Feindseligkeiten der Aposches brauchen konnte. Sie hielten es also für gut, daß sich der P. Sedelmayer nach Mexico begäbe, welches er auch gerne that, ob es schon eine Reise von fünf hundert Meilen war. Bey seiner Ankunft in dieser Stadt hatte er das Vergnügen zu sehen, daß der Provinzial an dem Gegenberichte arbeitete, welchen S. Majestät von den Missionen in Pimeria und Californien verlangt hatte, und die Gesinnungen und Entwürfe desselben mit den seinigen überein kamen, ehe man ihn noch angehört hatte, noch mehr aber, als er die Gründlichkeit seiner Vorschläge durch seine letztere Entdeckungen bewiesen hatte. Der Provinzial fertigte mit Hilfe der Nachrichten, die man ihm von Californien und von Pimeria gegeben hatte, einen so deutlichen und aufrichtigen Bericht aus, als es die Absicht des Monarchen verlangte. Da dieser Bericht viele Dinge, von welchem ich schon hinlänglich geredet habe, weitläufig abhandelt; so wil ich es vorzigo dabey bewenden lassen, daß ich ihn in einen Auszug bringe.

Im Anfange merkt der Provinzial an, daß man weder auf der Küste Californiens, noch mitten im Lande eine spanische Colonie anzulegen im Stande sey; und daß es die Patres binnen fünfzig Jahren wegen der außerordentlichen Unfruchtbarkeit des Landes, dessen Eigenschaften er beschreibt, noch nicht so weit bringen können, daß die Patres, welche den größten Theil der Einwohner ernähren müssen, weder genung Lebensmittel im Lande erzeugen, noch aus den Missionen auf der gegenüberliegenden Küste, und von den vier Flüssen in Cinaloa hinlängliche

Zu-

Zwey und zwanzig Abschn. Versuche in die Provinz Maqui einzudringen. 55

Zufuhr haben können; daß es, ohnerachtet der Boden im Monte Rey und am Vorgebürge Mendocino fruchtbarer sey, dennoch wegen der Unfruchtbarkeit und Mangel an Predigern schwer seyn würde, die Bekehrung auf der Nordseite zu versuchen; und daß eben deswegen die funfzehn Missionen, von der zu St. Ignatius an, welche mit den unbekehrten Gegenden gränzen, keinen festen Sitz haben, daß übrigen die Missionen sich von der Garnison nicht gar zu weit entfernen, noch längst der westlichen See Küste ausbreiten können, weil sie keine Hülfe erhalten können, als bis sie vorher die Nationen auf der östlichen Küste des Meerbusens bekehrt haben, und daß es dahero nöthig sey, sich zuerst der Ueberfahrt der Lebensmittel von der gegenüberliegenden Küste Caboroa auf dem festen Lande Neuspaniens zu versichern, welche man bisher nur überhin untersucht, ohne die Häfen und Creeken desselben zu besichtigen. Er merkt ferner an, daß die Küste sehr steil ist, daß man fast gar kein Wasser auf derselben findet, daß sie von den Seris und Tepocas bewohnt wird, die man noch nicht völlig hat bekehren können; und daß man, da die Stadt Caboroa zwey und zwanzig Meilen im Lande läge, eine zweyte Barke haben müste, indem die erstere den Sold, die Lebensmittel für die Garnison und die Früchte aus Cinaloa von Matanchel und Yaqui bis nach Loretto und la Paz überzufahren, gebraucht würde, und daß man sich folglich derselben zur Anfuhr in dem innersten Theile des Meerbusens, welcher sehr stürmisch wäre, nicht bedienen könnte. Drittens bemerkt er, daß die Garnison zu Loretto vermehrt werden müsse, weil dreßsig Soldaten zu wenig sind, so weit entlegene Missionen zur Wache zu dienen, indem sich die erste Mission, die man anlegen sol, fast funfzig Meilen von St. Ignatius nordwärts liegt; daß dem Könige alles möglich sey, ob dieses gleich große Unkosten verursachen würde. Weil sich nun dieses so befindet, so will er, daß man erst dem Lande Californien zu Hülfe komme, alsdenn aber Ober-Pimeria gesittet machen solle; weil man leicht in dasselbe kommen könnte, und es eben so wohl bebüflet, und zwischen den Flüssen Gila und Colorado sehr fruchtbar sey; denn wie Unter-Californien nicht ohne Cinaloa seyn kan, also kan auch Ober-Californien Pimeria nicht entbehren. Die Unterwerfung dieses Landes würde die Un-

terwer-

terwerfung von Maqui erleichtern, falls dieselbe auf der Seite von Neu-Mexico nicht gelingen sollte; sie würde die Apaches im Zaum halten, oder wenigstens ihre Befehmung erleichtern. Alles demnach, was er in Absicht auf die Gesellschaft Jesu verlangte, war, daß man sie der Verwaltung der zwey und zwanzig Missionen in der Diöces Durango erliesse, da zumal die Indianer völlig bekehrt, und in Dörfer eingetheilt wären, daß man die Anzahl der Jesuiten sowohl zur Befehung der übrigen Missionen, als auch zur Verdoppelung der Missionsprediger auf den Gränzen vermehrte, daß der General des Ordens vielen Europäern, welche sehr leicht verlangt als Missionsprediger verschickt zu werden, erlauben sollte, nach Californien zu gehen, und daß er den Meerbusen aufs neue von Jesuiten sollte untersuchen lassen, damit man gewißwerden möchte, ob Californien wirklich an Neuspanien anhienge, woran man in Neuspanien noch zweiffelte, ob man es gleich in Europa vor ausgemacht hielt.

Der Vater bemerkte ferner, daß, da die angelegten Missionen fast sechs hundert Meilen von Mexico lägen, auch die drehhundert Piasters, die man ihnen ausgesetzt hätte, besonders im Anfange nicht hinreichend wären, weil die Hälfte dieser Summe auf die Zufuhr der Lebensmittel aufginge, daß man die Garnison zu Pitqui in der Meise, die man nach dem Colorado thun wolte, nicht gebrauchen könnte, weil ohngeachtet die Nationen Maqui und Maya vorisr ruhig wären, es dennoch sehr leicht geschehen könnte, daß sie sich nach der Abreise der Garnison von neuen empörten, da sie über die Art und Weise, nach der sie besänftigt worden wären, ihr Mißfallen bezeugt hätten. Diese Garnison gränzt gegen Mittag an die Yaquis, gegen Mitternacht an die Seris und Tepocas, welche theils noch Heyden, theils noch nicht völlig gesittet gemacht worden sind: und obisohn der P. Salva-Tierra ihnen eine bessere Lebensart gelehret, auch viele von ihnen getauft hat; so sind sie doch über ihre Freyheit und ihre Gewohnheiten so eifersüchtig, daß ihnen die Missionsprediger dieselbe noch nicht haben aus dem Kopfe bringen können: daher man sie auch nicht anders als mit Gewalt zwingen kan, sich in die Missionen zu begeben. Uebrigens lästet die Unfruchtbarkeit des Landes und der Mangel an

Waf-

Wasser nicht zu, daß man Missionen daselbst anlege; und S. Majestät mus also an Dero Minister Befehle ergehen lassen, dieselben durch Geschenke dahin zu vermindgen, daß sie sich in die Dörfer, oder in eine Mission begeben, die in einer fruchtbaren Gegend anzulegen wäre. Bey dem allen bleibt es noch zweifelhaft, ob man dieses ohne die Hülfe einer Garnison zu thun im Stande sey. Die Garnison zu Terrenate aufzuheben, würde noch üblere Folgen haben; denn da die Apaches, als diese Garnison, welche der Vicekönig als das Haupt dieser Eroberung angelegt hat, noch da war, kühn genug gewesen sind, in die Provinz Sonora einzufallen: was würden sie nicht alsdenn thun, wenn man diese Provinz von dem Fluß Colorado an, bis an die Garnison Coro de Guachi de Fronteras ohne Vertheidigung ließe? Bei so gestalften Sachen ist es gut, daß diese Garnison, welche bishero von einem Orte zum andern marschiret ist, ohne ein Standquartier zu haben, hinführo beständig bey den Sobaypuris in der Mission St. Maria de Suamca liege, damit man diese Indianer, welche sehr zahlreich sind, unterrichten, sie wieder die Apaches vertheidigen, und im Fal der Noth zwölf bis funfzehn Soldaten zur Vertheidigung der Mission St. Xaver du Bac schicken könnte. Endlich war der Provincial der Meynung, daß man eine neue Garnison an den Ufern des Flusses Gila anlegen sollte, welche aber, an statt funfzig, aus hundert Soldaten bestünde; weil sie, indem sie nicht auf der Gränze, sondern mitten im Lande wäre, stärker seyn müste, damit einige Soldaten in der Garnison zurück blieben, um die Wache zu besorgen und das Land zu bebauen, indem die andern wieder den Feind zu Felde zögen, um ihn zum Frieden zu zwingen, oder aus dem Lande zu jagen. Bey Beobachtung dieser Maasregeln würden sich alle königliche Güter gleichsam in einen Zirkel eingeschlossen befinden, man würde die Apaches im Saum halten, und die Gegenden der Provinz Maqui und des darzwischen liegenden Landes leicht gesittet machen können; man würde sich das Land bis an Neu-Mexico unterwerfen können; die an dem Gila und Colorado wohnenden Nationen, als die Sobaypuris, die Pilacos, die Papagos, Cocomarcopas und Yumas, würden in grössere Sicherheit leben; dem Christenthume würde auf solche Art jenseit dieser Flüsse eine

neue Thür aufgethan, und welches eben so wichtig ist, man würde zu Lande einen Weg nach Californien haben. Es ist wahr, daß die Anlegung dieser Garnison mehr kosten würde, als die andern in Vorschlag gebrachten Mittel; wenn man aber alles überlegt, so gewinnt man auch viel dabei; denn die meisten Garnisonen, welche igo da sind, würden mit der Zeit unnöthig werden; und man würde sie also ersparen können; denn diese Garnison allein würde das thun, was alle andre zusammengenommen thun können; wie solches die Erfahrung bestätigt hat.

Dieses waren die vornehmsten Artikel in dem Berichte dieses Paters. S. Majestät lies denselben von dem Vicekönige untersuchen, dem sie zugleich Befehl gaben, in dieser Sache nach seinem Gutbefinden zu verfahren. Es wird dem Leser ohne Zweifel wunderbar vorkommen, daß der Pater nichts von Californien gedacht hat; man muß aber merken, daß man durch Anlegung einer neuen Mission auf der Küste des Meerbusens ohnweit dem Colorado, und durch gehbrige Unterstützung derselben auf der gegenüberliegenden Küste Caborca, die Vereinigung der Missionen auf beyden Küsten wie auch den Handel der Mission mit der Küste Caborca zur Anfuhrer der Lebensmittel, erleichtert haben würde; ich wil nicht gedenken, daß diese Vereinigung zwischen den beyden Küsten des Meerbusens zur Vereinigung der Völker, welche die Küste bewohnen, viel beygetragen haben würde; und daß man zur See die verschiedenen Canäle, Inseln, Klippen, Sandbänke, Untiefen und gefährlichen Gegenden in den Inseln Sal-si-puedes, auch die meisten Senis und Topacas hätte untersuchen können. Man würde die Einwohner haben gefittet gemacht, und durch den mit ihnen geführten Handel zur Annehmung unserer Religion bewegt haben; und wenn man, an statt sie von ihrer Küste zu vertreiben, sich mit ihnen in einen ordentlichen Handel eingelassen hätte, wie der P. Salva-Tierra Theil 3. Abschn. 9. verlangt, so würden sie sich von selbst dem Evangelio unterworfen haben. Hierzu kan man noch rechnen, daß die Missionsprediger in dem nördlichen Californien, wenn sie ein oder zwei Barken mehr, und mehr Soldaten unter sich hätten, auch ihre Lebensmittel gerades Weges von der gegenüberliegenden Küste erhalten könnten, ohne sie erst von Loreto erwarten zu dürfen, welches

Zwey und zwanzig. Absch. Versuche in die Provinz Maqui einzudringen. 59

ches lange aufhält und viel Unkosten verursacht, alsdenn allenthalben, wo sie hingewolt, hätten reisen und das Land auf der einen Seite bis an dem Fluss Colorado, und auf der andern bis an dem berühmten Hafen von Monte-Rey durchdringen können. Hätten sie nun auf solche Art das Land, das hinter ihm liegt, zum Christenthum gebracht: wer hätte sie denn verhindert, entweder aus den philippinischen Inseln oder aus Neuspanien eine Colonie oder zahlreiche Garnison nach Monte-Rey zu bringen? Wie leicht würde es alsdenn nicht den Missionspredigern, den Soldaten und den Einwohnern der Colonie geworden seyn, von Monte-Rey an die Flüsse Colorado, Gila, in das Land der Apaches, der Maquis oder bis nach Neu-Mexico zu kommen? Indessen lies es der Provincial bei dem Vorschlage der Eroberung Pimeria als der leichtesten und die am wenigsten kostete, bewenden; ob man gleich weniger Vortheil davon gehabt haben würde, als von der Colonie zu Monte-Rey, und der Garnison von hundert Mann am Gila in dem Lande der Apaches. Dieses waren demnach die Gesinnungen des Don Martin Elizacoehca, Erzbischofs zu Mechoacan, welcher als er auf den bischöflichen Stuhl zu Durango kam, seinen Kirchensprengel mit erstaunlicher Mühe untersuchte. Der P. Johann Anton Baltasar, welcher als Visitator durch dieses Land gereiset war, setzt hinzu, daß man bei Beobachtung der obberührten Maasregeln außer den angeführten Vortheilen auch noch, wie solches die Patres Kino und Sedlmayer wünschten, in diesen entfernten Gegenden eine Stadt hätte aufbauen können, welche zur Versicherung dieses neueroberten Landes und der andern kbniglichen Besizungen gedienet hätte; denn das Land ist so fruchtbar, hat auch so viel reichhaltige Erzgruben, daß die Garnison, die man da angelegt hätte, bald zu einer zahlreichen Stadt, in welcher jeder Bürger ein Soldat ist, geworden wäre. Warum hätten alsdenn nicht die Apaches, wenn sie die vielen Vortheile der in ihrem Lande angelegten Pflanzörter gesehen hätten, nicht den Frieden, wie die ehemals so wilden und unbändigen Cochimies, annehmen sollen; wenn man sie zumal mit Gelindigkeit und Gütigkeit behandelt hätte? Hierzu setze man noch das Beyspiel der Spanier, welche unter den Augen der obrigkeitlichen Personen würden genöthigt worden seyn, ein tugendhaf-

zes Leben zu führen, besonders wenn ihnen der König Befehle gegeben hätte, durch welche den Lastern und den Unordnungen, die unter ihnen hätten aufkommen können, gesteuert worden wäre.

Indem diese Berichte nach Madrid geschickt wurden, und man den Ausspruch des Königes zu Mexico erwartete: so sendete der Vater Provincialis Escobar durch den P. Johann Anton Baltasar, General-Visitor der Missionen, ein Circularschreiben an alle Missionsprediger, in welchen ihnen anbefohlen wurde, eine kurze Beschreibung ihrer Missionen, des Anfangs, Fortganges und igeigen Zustandes derselben an ihn zu übermachen, um sie dem Könige zu senden. Ueberdies befahl er ihnen, die Küsten des Californischen Meerbusens aufs neue zu Wasser zu untersuchen, und wenn es möglich wäre, bis an dem Fluss Gila zu dringen. Die californischen Missionsprediger fertigten demnach ihre Nachrichten aus; und ich habe mich eben derselben bey Verfertigung dieses Buches bedienet. Zu dem, was ich gesagt habe, will ich nunmehr noch die Missionen, Dörfer und Missionsprediger dieser Halbinseln im Jahr 1745 setzen. Es sind folgende:

I. Die Mission unser Lieben Frauen zu Loreto, unter 25 Grad 30 Minuten, hat eine königliche Garnison und Anfuhr. Der Prediger derselbst ist der P. Caspar von Trujillo.

II. St. Xaver. Der P. Michael von Barco. Ihre Dörfer oder Flecken sind

- 1) St. Xaver, unter 25 Grad 30 Minuten.
- 2) St. Rosalia, sieben Meilen westwärts.
- 3) St. Michael, acht Meilen nordwärts.
- 4) St. Augustinus, zehn Meilen gen Südost.
- 5) Notre Dame des Douleurs, zwey Meilen ostwärts.
- 6) St. Paul, acht Meilen gen Nordwest.

III. Notre Dame des Douleurs gegen Süden, ehemals St. Johann Baptista Malibat oder Liqui. Der P. Clemens Guillen. Ihre Dörfer sind:

- 1) Notre Dame des Douleurs, unter 24 Grad 30 Minuten.
- 2) La Conception de N. D. (die Empfängniß U. L. Frauen.)

Zwey und zwanzig. Abschn. Versuche in die Provinz Maqui einzudringen. 61

3) L' Incarnation du Verbe, (die Menschwerdung des Wortes.)

4) La Sainte-Trinite, (die heilige Dreifaltigkeit.)

5) La Redemption, (die Erlösung.)

6) La Resurrection, (die Auferstehung.)

IV. St. Ludwig von Gonzague. Der P. Lambert Hotel. Ihre Dörfer sind:

1) St. Ludwig de Gonzague, 25 Grad.

2) St. Johann Nepomuk.

3) St. Maria Magdalena, in einer Bay gleiches Namens.

V. St. Joseph de Commondu, ohne Prediger, weil der P. Franz Xaver Wagner den 12ten des Weinmonats 1744 gestorben ist, wird unterdessen vom P. Druet verwaltet. Ihre Dörfer sind:

1) St. Joseph, 25 Grad.

2) Ein ander Dorf, eine Meile westwärts.

3) Ein anders, sieben Meilen nordwärts.

4) Ein anders, zehn Meilen ostwärts auf der Küste.

VI. St. Rosalia Mulege. Der P. Peter Maria Mascimben. Ihre Dörfer sind:

1) St. Rosalia, 25 Grad 50 Minuten.

2) La Sainte-Trinite, (die heil. Dreyeinigkeit) sechs Meilen gen Süd Südost.

3) St. Marcus, acht Meilen nordwärts.

VII. L' Immaculee Conception, (die unbefleckte Empfängnis.) Der P. Jacob Druet.

Ein Dorf P Immaculee Conception, 26 Grad.

Sie hat noch sechs andre Dörfer, acht Meilen von dem Hauptsitze der Mission, deren Namen ich nicht weiß.

VIII. Notre Dame de Gadeloupe. Der P. Joseph Etaeige. Ihre Dörfer sind:

1) Notre Dame de Guadeloupe, 27 Grad.

2) La Conception de Notre Dame, (die Empfängnis unser Lieben Frauen) sechs Meilen Südwärts.

3) St. Michael, sechs Meilen jen Südost.

4) St. Peter und Paul, acht Meilen ostwärts.

5) St. Maria, fünf Meilen nordwärts.

IX. St. Ignatius. Der P. Sebastian von Sistiaga. Ihre Dörfer sind:

1) St. Ignatius unter dem 28sten Grad.

2) St. Borgia, acht Meilen.

3) St. Joachim, drey Meilen.

4) St. Sabas, drey Meilen.

5) St. Athanasius, fünf Meilen.

6) St. Monica, sieben Meilen.

7) St. Martha, elf Meilen.

8) St. Lucia, zehn Meilen.

9) St. Nympha, fünf Meilen.

X. Notre Dame des Douleurs jen Norden. Der P. Ferdinand Consag.

Diese Mission war mit der Mission St. Ignatius verbunden; und wurde von den Patern Sistiaga und Consag verwaltet; In ihrer Diöces, welche dreißig Meilen von St. Ignatius untern 29sten Grad liegt, waren 548 getaufte Indianer.

XI. St. Maria Magdalena, wurde in den nördlichen Californien von eben diesem P. Consag angelegt, welcher dieserhalb an dem P. Provincial Joseph Barba schrieb: er konnte aber keinen gelegenen Ort dazu finden, obgleich die Indianer dieser Gegend eben so wohl gesinnet und gesittet waren, als die zu St. Ignatius.

XII. S. Jago jen Süd. Der P. Anton Lempis. Ihre Dörfer sind:

1) St. Jago, untern 33 Grad.

2) Die Heede St. Maria von Luz.

3) Die Heede St. Borgia.

XIII. Nuestra Señora del Pilae de la Paz. Von dieser Mission, wie auch von den andern, die gegen Mittag angelegt waren, schickte man keine Beschreibung nach Mexico. Diese andern waren:

XIV. St. Rosa in der Bay Las Palmas.

XV. St. Joseph am Vorgebürge St. Lucas, in welcher eine königliche Garnison stand.

XVI. St. Johann Baptista, welche gegen Norden angefangen wurde. Man wolte eine zweyte gegen Norden in dem Dorfe St. Johann Baptista anlegen, und der P. Confag that deswegen verschiedne Reisen, um die Gemüther der Indianer geneigt zu machen; es fehlte aber an Kapitalien, Soldaten und Missionspredigern.

Während daß der P. Confag in diesen Beschäftigungen begriffen war; so empfing er Befehl, sich zu einer Reise fertig zu machen, auf der er die Küsten des Meerbusens untersuchen solte. Man hat ihn wegen seiner Gaben zu dieser Unternehmung erwählt; sie war aber desto schwerer auszuführen, da die dazu erforderlichen Dinge fehlten. Inzwischen war diese Sache, wie solches der Pater bemerkt, von so großer Wichtigkeit, daß man alle Hindernisse überwinden müste. Weil nun die Missionen sahen, wie vortheilhaft so eine Unternehmung der christlichen Religion und auch dem Könige wäre, so schossen sie, ohnerachtet sie sich in großer Noth befanden, doch die Kosten zu den Barken, den Matrosen, Lebensmitteln, und andern Nothwendigkeiten zusammen, die von solchen Leuten bestimmt wurde, welche die Gefahr einer solchen Unternehmung zu Wasser, und Untersuchung der von Wilden bewohnten Seeküsten kanten. Man schifte auch eine gewisse Anzahl bekehrter Cochimies mit ein, denen man Kleider und Waffen gab. Als nun alles zur Reise herbey geschafft war; so reiste der P. Confag mit Don Bernhard Rodrich la Carree, dem Sohne des Hauptmanns Don Stephan Rodriguez Lorenzo, von dem wir in dieser Geschichte so oft geredet haben, ab; und als er auf die Küste St. Charles untern 28 Grad nördlicher Breite gekommen war, so schifte er sich mit seiner Gesellschaft den 9ten des Brachmonats 1746. auf vier Schaluppen ein. Der Hauptmann begleitete ihn nicht auf dieser Reise, verschafte ihm aber ein Kahn, und traf alle zur glücklichen Ausführung nöthigen Maasregeln. Wenig Tage darauf erfuhr man, daß die wilden Indianer auf der Küste den Pater, die Soldaten, die Matrosen, und die Indianer ermordet, die Schaluppe aber in Stücken geworfen hätten. Der Hauptmann wolte sogleich einen Kahn ausrüsten, und sich auf die Küste St. Charles begeben; worein aber die Pater nicht eher willigen wolten.

ten, als bis diese Nachricht bestätigt würde; denn sie vermutheten, daß es von den Indianern ausgesprengt sey, und dies war es auch in der That.

Der P. Confag untersuchte das Land unter Begleitung seiner Soldaten bis an den Fluß Colorado, wie man aus seinen eignen Tagebuch sehen kan, welches sich in diesem Werke findet. Ich habe dasselbe angeführt, um die Neugierde des Lesers zu vergnügen, und andere zu dergleichen Unternehmungen aufzumuntern; wenn ich ihnen zeige, daß diejenigen, die ihre Gaben zum Wohl der Gesellschaft Jesu anwenden, allezeit die verdiente Ehre davon tragen. Man kan auch den Auszug dieses Tagebuchs in dem Theatre de l' Amerique finden und ist sehr angenehm zu lesen. Vorigo wil ich nichts mehr anmerken, oder vielmehr nichts weiter wiederholen, als daß man durch diese Reise völig überzeugt wurde, und gar nicht mehr zweifeln durfte, daß Californien eine Halbinsel sey, und mit dem festen Lande Neuspaniens zusammenhänge, von welchen es am Ende des Meerbusens durch den Fluß Colorado getrennet wird.

Indem die Gesellschaft Jesu zur Befolgung der königlichen Befehle diese beschwerlichen Reisen und Untersuchungen auf sich nahm; so ergrif der Bisekönig seiner seits andre Maasregeln. Man erlies die Prediger der zwey und zwanzig Missionen in der Diöces Durango ihres Dienstes. Diese Missionen waren vorigo der Gesellschaft zur Last, und gaben ihr keine Gelegenheit zur Arbeit, ich wil sagen zur Ausbreitung der Lehre des Evangelii an die Hand. Die Garnison zu Terrenate, welche bisher im Lande herum marschirt war, erhielt zu St. Philip de Jesus-Guevari ihr Standquartier, wie das Theatre de l' Amerique sagt, wo unter diesen Namen von ihr geredet, und behauptet wird, daß sie noch vor dem Jahr 1748 aufgerichtet worden sey, in welchen Jahre dieses Werk zu Mexico gedruckt worden ist. Guevari liegt bey den Sobaypuris in einer schönen Ebene, welche vollkommen bewässert und mit vielem Holz und Weide versehen ist; ob sie gleich in Betracht ihrer übrigen Produkten nicht beträchtlich ist. Sie liegt ein wenig von Apaches, und etliche Meilen von der Mission Suamca, wo der P. Escobar dieselbe hin gelegt wissen wolte. Diese Garnison bestehet aus einem Haupt-

manne,

Drey und zwanzig. Abschn. Versuche in die Provinz Maqui einzudringen. 65

manne, einen Lieutenant, einen Fähndrich, Sergant, und sieben und vierzig Soldaten. Zur Beschleunigung dieser Sache trug viel bey, daß aus der Provinz Sonora allgemeine Klagen kamen, daß sie durch die Streifereyen der Apaches unaußhörlich beunruhiget würde. Diese Streifereyen wurden seit dem Jahr 1740 so häufig und so gemein, daß man heut zu Tage jedem Ungläubigen oder Abtrünnigen, der als ein offener Feind handelt, einen Apache nent. Die Apaches, von denen hier die Rede ist, sind diejenigen, welche in dem Lande wohnen, daß von dem Fluß Chigagua bey der Garnison Janos Fronteras, Anterrenate oder Guevari vorbey bis an den Fluß Gila gehet. Gegen Norden gränzen sie mit Maqui und Neu Mexico, gegen Ost mit der Garnison Passo, und gegen Mittag mit der Garnison Chigague. In diesen Umkreise von drey hundert Meilen wohnen die Apaches in kleinen Gemeinheiten in den Thälern und engen Pässen der Gebürge. Ihr Land ist schwer anzugreifen; weil es sehr gebürgigt ist und Mangel an Wasser hat. Nach der Aussage einiger Gefangnen, die man erkaufet hat, sind sie sehr wild und unbändig, und ihr Land ist nicht sehr fruchtbar. Sie sind gegen diejenigen, die in ihre Hände zu fallen das Unglück haben, sehr grausam, es giebt auch viele Abtrünnige unter ihnen. Sie gehen ganz nackend, in ihren Streifereyen aber bedienen sie sich außerordentlich geschwinder Pferde, die sie in andern Cantonen gestohlen haben, und ihr Sattel bestehet aus einem Fel von roth Wildpret. Aus diesen Fellen machen sie sich kleine Stiefeln oder Schuhe aus dem Ganzen, woran man ihre Spur erkennen kan; wenn man sie verfolget. Sie fallen ihre Feinde von weiten und mit großem Geschrey an, ihnen Schrecken einzujagen: von Natur haben sie wenig Muth, dieses wenige aber vermehrt sich bey den geringsten glücklichen Erfolge ungläublich. Auf List halten sie mehr als auf Tapferkeit; und werden sie geschlagen, so unterwerfen sie sich den allerschimpflichsten Bedingungen; sie beoachten aber ihre Friedensschlüsse nur in so weit, als es ihr Eigennuz verlangt. Der König hat befohlen, man solle ihnen den Frieden nicht abschlagen, ja man sollte ihnen denselben anbieten, ehe man sie angrieffe; sie sehen aber ein so großmüthiges Verfahren für ein Zeichen der Schwäche an. Ihre Waffen sind Bogen und Pfei-

Drittes Buch. Eroberung Californiens durch die Jesuiten.

te, wie bey andern Indianern. Bey ihren Streifereyen ist dies die einzige Absicht, alles auszuplündern, was sie finden, und besonders mit den Pferden, die sie finden, davon zu reiten; weil sie dieselben theils zu ihren Gebrauche, theils zur Speise nöthig haben, denn sie halten ihr Fleisch für sehr herrlich.

Achtzig Jahr lang sind diese Völker das Schrecken der Provinz Sonora gewesen, weil kein Canton derselben für ihren Gewaltthätigkeiten gesichert war. Unsere Leute haben von Zeit zu Zeit einige Vortheile über sie erhalten, wodurch sie aber noch nicht zu Paaren getrieben wurden, weil es zu keiner entscheidenden Schlacht gekommen war. In den letztern Jahren erreichte der Uebermuth dieser Barbaren durch einige listige Streiche, die ihnen wegen der Unachtsamkeit und Uneinigkeit der Spanier unter einander gelungen, seine höchsten Gipfel. Der Hauptmann Escalante, welcher diese Würde in Californien verwaltet hatte, verlor in einem dieser Scharmügel sein Leben; und dies begegnete auch dem letzten Hauptmann der Garnison zu Coro de Guache de Fronteras, dem Don Johann Baptista de Ausa, der wegen seiner Tapferkeit und guten Anführung berühmt war: und mit ihm wurde zugleich eine große Anzahl seiner Soldaten erschlagen. Die Apaches dringen durch die beschwerlichsten Pässe in die Provinz ein, und nachdem sie sich mit Beute beladen haben, legen sie funfzehn, achtzehn bis zwanzig Meilen in einer Nacht zurück. Es ist eben so schwer als gefährlich, sie in ihren Gebürgen zu verfolgen, und auf der Ebene haben sie keine gewisse Marschruthe. Dringt man in ihr Land ein, so geben sie ihren Cammeraden durch Feuer oder Rauch davon Nachricht, und auf dieses Zeichen verstecken sich alle in ihre Schlupfwinkel. Den Schaden den sie, vornemlich nach dem Tode des tapfern Hauptmanns Ausa, in den Dörfern und Flecken, den angelegten Meyerhöfen, auf den Viehweiden, im Gehölze und den Erzgruben verursacht haben, ist nicht auszusprechen; ja man ist sogar ihrentwegen gezwungen gewesen, einige sehr reichhaltige Erzgruben liegen zu lassen. Unter den vier und zwanzig Missionen der Jesuiten in den Provinzen Sonora und Pimeria sind zwanzig ihren Streifereyen ausgesetzt, und dieses Schicksal erfährt eben jeko die Mission zu Racosari, und ein Theil der Garnison zu St. Johann Baptista, der

der Hauptstadt der Provinz, die zwey einzigen, wo weltliche Priester sind. Eben daher kommt es, daß es so schwer ist, den Indianern den nöthigen Unterricht zu ertheilen; denn erstlich sind die Indianer nicht gewis, ob sie stets in eben der Gemeinheit, wo sie sich niedergelassen haben, werden bleiben können, und zweytens können sie sich auch nicht ohne Gefahr in den Hauptsitz der Missionen begeben; dieses nöthigt die Missionsprediger, ihnen bey vielen Unordnungen durch die Finger zu sehen, und setzt sie in die Unmöglichkeit, die zum Glauben bekehrten Gemeinheiten gesittet zu machen, und ihnen eine Lebensart anzugewöhnen, welche den Gebotzen des Christenthums gemäß ist.

Im Jahr 1747 unterredete sich der Vicekönig mündlich mit dem Marquis von Altamira, Kriegssecretair, und beschloß den Apaches einen Streich bezubringen, von dem sie sich nicht wieder erholen könnten. Er gab demnach Befehl, daß jede Garnison in Neu-Biscaya, Passo, Neu-Mexico, Tacos, Fronteras, Terrenate oder Gueneri dreyßig Soldaten schicken sollte, und daß man zu diesem Corps die spanische Miliz und so viel bewafnete Indianer, als man aufstreiben könnte, sollte schicken lassen, damit alle auf einmal in das Land der Apaches eindringen und sie in ihren Schlupfwinkeln aufsuchen könnten. Die Jesuiten in Sonora munterten nicht nur die Indianer der Missionen auf, sich mit ins Feld zu begeben, sondern sie verschafften ihnen auch Pferde, Lebensmittel und Geld. Indes langte der Gouverneur von Neu-Mexico nicht zur bestimmten Zeit an, weil er plößlich seine Waffen wider einige Indianer hatte wenden müssen, deren Zusammenverschwörung glücklich entdeckt worden war, als er eben im Begriff war auszumarschiren. Die welche am weitesten von den Apaches entfernt waren, verbanden sich mit diesen Corps Truppen, ob sie sich gleich nicht allein in des Feindes Land zu wagen willens waren, und drungen sehr tief in dasselbe hinein, ohne einen einzigen Indianer anzutreffen. Denn da die Apaches diesen Feldzug erfahren hatten, so waren sie so wohl auf ihrer Hut, daß sie bey Annäherung der Truppen flohen, und da unterdessen diese, ohne etwas zu finden, ihr Land durchstreiften, so fielen sie über die Provinz Sonora her, die sich damals ohne Schutz befand, tödteten, plünderten, raubten und ver-

wüßten alles, was ihnen in die Hände fiel. Dieses war noch nicht genug; die Indianer wolten sogar bis nach Maqui bringen, der Mangel an Lebensmitteln aber zwang sie, dieses Unternehmen fahren zu lassen.

Auf solche Weise zerfiel dieser Feldzug, den man zur Bezähmung der Apaches unternommen hatte; die Kosten waren verlohren, die Beysteuern aus Sonora unnütze, die Provinz blieb ohne Vertheidigung und in größerer Gefahr als sonst jemals; der Feind wurde nunmehr kühner, und unsere Leute verlohren die Lust künftigin dergleichen Feldzüge vorzunehmen. Nichtsdestoweniger machte man im Jahr 1748 Anstalten zu einem neuen Feldzuge, lies zu denen Soldaten und der spanischen Miliz drehhundert Apatos, und eben so viel Pimas stoßen, welche die Patres so gut als möglich, ausrüsteten. Diesen Truppen wurde der Sammelplatz zu Coro de Guachi de Fronteras bestimt, wo sie von den Regenwetter, das in den Winter und Christmonat einfällt, in welchen Monaten sie ihren Feldzug anfangen solten, viel auszutehen hatten. Sie untersuchten die Gebürge Chigagua, in welcher sich diese Wilden zu retten gewohnt waren; an statt aber einen einzigen Apache anzutreffen, so konten sie nicht einmal ihre Fußstapfen entdecken, woraus sie hätten schließen können, daß sie da gewesen wären, denn der Schnee war zergangen, und hatte sie unkenntlich gemacht. Auf den Rückwege trafen sie eine Gemeinheit Feinde an, von denen sie einige tödreten, und zehn Gefangne machten: dies war alles was man von einem Feldzuge hatte, der in Amerika so viel Lermens machte. In dessen that die gödtliche Vorsicht das, was die menschliche Klugheit nicht hatte zu wege bringen können. Einige Apaches, welche durch die außerordentlichen Zurückstungen der Spanier in Furcht gejagt wurden, begaben sich nach der Garnison zu Janos, und baten um Friede und Erlaubnis, sich bey der Mission anzubauen. Mittlerweile kamen auch andere in eben dieser Absicht nach Fronteras, und baten den Vater, sie zu unterrichten. Ob ihrer gleich wenig waren, und man sich auf sie nicht wohl verlassen konte, so nahm man sie doch sogleich auf, damit sie die andern dahin bringen möchten, ein gleiches zu thun.

Einen Monat vor den letzten Feldzuge, nemlich im Weinmonat 1748. that
der

der P. Sedelmayer eine andre Reise an den Fluß Gila, und von da in das Land der Papagos und Yimas, die an diesem Flusse wohnen. Von hier setzte er seinen Weg zu den Cocomicopas, und weiter hin zu ihren Feinden den Yumas fort, welche auf den westlichen Ufer des Colorado wohnen; auf den östlichen Ufer kehrte er bis an den Ausfluß desselben in den Meerbusen zurück, wo er andere Gemeinheiten von Yumas antraf. Diese Indianer schienen über die Ankunft eines Paters und seiner Wache bestürzt zu seyn, und konten sich nicht mehr erinnern, daß der P. Kino vor ohngefähr vierzig Jahren bey ihnen gewesen war. Sie hatten große Lust etwas von den Lebensmitteln, die der Pater bey sich führte, wegzustehlen; sie wagten es aber nicht. Der Pater wolte über den Fluß setzen, da aber das westliche Ufer von Quinquimas, welche Feinde der Yumas sind, bewohnt ist; so wolten ihn diese nicht unterstützen. Diese und andre Schwierigkeiten, die ihm von einem großen Theile seiner Begleitung im Weg gelegt wurden, nöthigten ihn, zu der Mission Tibutama zurück zu kehren.

Der Pater hatte sich vorgenommen, im Hornung 1749 die Rückreise von da anzutreten, und wartete nur auf die Ankunft des Gouverneurs von Sonora, um diese Reise mit mehr Sicherheit zu verrichten, und mit ihm über die zu treffenden Maasregeln Unterredung zu halten; inzwischen kan ich nicht wissen, ob ihm sein Anschlag gelungen ist oder nicht; weil man in Europa noch nichts davon hat erfahren können.

Um eben diese Zeit fingen die Seris und Tepocas, welche das längste der Rüste des Meerbusens liegende Gebürge bewohnen, durch das Beyspiel der Apaches aufgemuntert an, in dieser Provinz neue Feindseligkeiten mit außerordentlicher Kühnheit auszuüben; wodurch sich der Vicekönig gezwungen sahe, die nöthigen Mittel zu ergreifen, um sie aus ihren Gebürgen herauszujagen, und mit den alten Missionen wieder zu vereinigen. In Anfange des nemlichen 1749sten Jahres wurde die Sache zur Berathschlagung vorgenommen; denn der P. Baltasar schickte im Monat May seine schriftlichen Nachrichten nach Europa, in welchen er sagt, daß man hoffete, sie, vermittelst der Maasregeln, die der Vicekönig zu ihrer Vertreibung

aus

aus dem Gebürge getroffen hätte, zu bezwingen gestittet zu machen, und in Dorfschaften einzutheilen. Diese Befehle des Vicekönigs waren sehr weise und klug; es scheint aber, daß sie nichts gefruchtet haben, denn der P. Sigismund Taraval sagt in einem Briefe, den er im Jahr 1751 nach Guadalarara schrieb, daß die Seris in eben diesen Jahre in der letzten Mission Caborca die Patres Thomas Tello und Heinrich Kohen ermordet hätten, und zu Guadalarara wußte man weder von der Empörung der Seris noch der Ermordung dieser Geistlichen etwas. Der P. Thomas Tello war in der Stadt Almagro geboren, und hatte sich im Jahr 1750 von Mexico zu der Mission begeben, als er zum Collegen des P. Kohen zu Caborca ernennet worden war; wie solches der königliche Befehl, in jeder Grenz-Mission zwey Priebriger zu haben, mit sich brachte. Der P. Johanna Anton Baltasar sagt in einem Briefe vom 17. Juny 1752, daß er mit der nemlichen Gelegenheit eine genaue Nachricht von dem, was die zwei letztern Jahre zu Pimeria vorgegangen sey, und eine andre von einer zweiten Reise, die er im Jahr 1751 nach Californien gethan hätte, nach Europa geschickt habe: diese Briefe habe ich aber nicht erhalten, und bin daher nicht im Stande, sie der Welt mitzutheilen. Es läßt sich hoffen, daß die Diener des Evangelii, welche ihr Blut in Californien vergossen haben, feurige Gebete jen Himmeln schicken werden, damit diese elenden Wilden bald bekehret werden mögen, welche noch in den Schatten des Todes sitzen, und daß Gott über die Gründung, Ausbreitung, und Sicherheit der christlichen Religion in diesen entlegenen Gegenden der Erde wachen wolle. Borixo hat das Evangelium auf der Seite von Pimeria und California einen großen Platz zu erfüllen gefunden: gegen Norden sind weitläufige Gegenden, welche von ungläubigen Nationen bewohnt sind, die niemals von der christlichen Religion haben reden hören. Dem ganzen menschlichen Geschlechte ist das Heil versprochen, und nichts ist demnach der Menschenliebe und den Gesetzen des Evangelii gemäßer, als daß man diese unendliche Menge Menschen aus ihrem Irrthum und Lastern herausziehet, und sie auf den Weg der Tugend und Religion zu führen.

Natur



Natürliche und bürgerliche Geschichte von Californien.

Zusatz zur Geschichte von Californien.

Einleitung.

Um die Geschichte Californiens, welche ich in gegenwärtigen Werke habe an das Licht treten lassen, so vollkommen, und den Spaniern so nützlich als möglich zu machen; so habe ich zu dem, was ich in dem Anfange des ersten Theiles von seiner geographischen Lage gesagt habe, die allerrichtigste Nachrichten, die man von den östlichen und westlichen Ufern, worüber bisher so viel gestritten worden, haben können; wie auch von den Inseln, den Ländern und Meeren, die um dasselbe herum liegen, hinzugesetzt; weil dieselben sowohl der natürlichen als politischen Einrichtung nach in einen genauen Verhältnis mit Californien stehen. Die Ursache davon ist leicht einzusehen. Diese Halbinsel an sich selbst betrachtet, ist das unfruchtbarste, unangenehmste und ärmste Land, das es in der Welt giebt; dieser niedrigen Umstände ohngeachtet hat der spanische Hof dasselbe schon von der Zeit an, da Cortez die neue Welt entdeckte, dieses Land mit erstaunenden Unkosten zu ersüßern gesucht; und endlich ist es den Jesuiten gelungen, dasselbe dem Könige zu unterwerfen. Seit kurzer Zeit hat unser Monarch die allerbesten Maasregeln ergriffen, dasjenige was noch an dieser Unternehmung fehlt, auszuführen, wie man solches in den vorhergehenden Theilen hat sehen können. Vielleicht wird man mich fragen, warum denn Californien für die Krone Spaniens und für die Jesuiten von so großer Wichtigkeit ist, und woher es kommt, daß sie sich die Bekehrung desselben so angelegen seyn lassen? Warum man die Bekehrung dieses Landes andern Ländern vorziehet, wo ebenfals heidnische Wilde wohnen, deren Himmelsgegend angenehmer, der Erdboden reicher und fruchtbarer ist, deren Bekehrung weniger Kosten würde, und wo man viel mehr Seelen in den Schooß der Kirche bringen könnte.

Es

Es ist meine Pflicht auf alle diese wohlgegründeten Fragen so gut als möglich, zu antworten, und dieses habe ich mir im vierten Theil zu thun vorgenommen. Was also die erste Frage anbetrifft, so antworte ich hierauf, daß die vortheilhafte Lage, die Eroberung dieses Landes viel schätzbarer und vorzüglicher macht, als die Eroberung irgend einer andern Gegend in Amerika. Ob es schon ein armes und elendes Land ist; so wird es doch durch die Lage, die es hat, sowohl in Ansehung der Ausbreitung des Glaubens als des Wohls des Staats wichtig. Worzu ich noch sehe, daß, wenn die spanische Nation jemals nach den Regeln der Gerechtigkeit und Klugheit gehandelt hat, indem sie zwey Jahrhunderte so viel Anstrengungen und Kosten zur Eroberung dieser Halbinsel unternommen und aufgewandt hat, sie heut zu Tage außer den ersten Bewegungsgründen, welche noch dauern, noch eine stärkere hat, die ihr die Eroberung dieser Insel anrathen.

Der Beweis meines Sages liegt in vielen Stellen des ersten Theils dieses Werkes, und theils in dem, was ich hier davon sagen werde. Californien hat mit den angränzenden, und zum festen Lande Neuspaniens gehörigen Provinzen eine sehr genaue Verbindung. Die Küsten von Amerika an dem Südmeer von dem Vorgebürge Corriantes, ja gar von Acapulco an gegen Norden sind nicht sicher, so lange Californien noch in den Händen der Wilden ist, und sich der spanischen Krone noch nicht unterworfen hat. Die Einwohner dieser Küsten können nicht auf die Perlenfischerey in den kalifornischen Meerbusen ausgehen, und die von Acapulco bis an den Colorado gelegene Provinzen können keine Handlung zur See unterhalten. Es ist wahr, daß die Kähne der Wilden in Californien nicht sehr fürchterlich sind; aber ihr Land hat den Seeräubern und Corsaren oft zu Schlupfwinkeln gedient, welche diese Meere unsicher gemacht, eine große Menge spanischer Schiffe weggecapert, den Handel im Südmeere gestört, und diese weit entlegenen Provinzen in Schrecken versetzt haben. Und was würde alsdenn nicht erfolgen, wenn irgend ein europäischer Monarch in Californien Colonien und Bestungen anzulegen unternähme? Der Admiral Anson sagt selbst in seiner Reise, daß er das ganze weitläufige Peru in Schrecken gejagt haben würde, wenn er sich hätte Valdivia

divia auf der Hillischen Küste bemächtigen können. Es ist zwar dieses nur eine Vermuthung; indessen kan man aber doch nicht leugnen, daß nicht das Reich Mexico sehr großen Schaden davon haben würde, wenn irgend ein fremder Monarch Mittel fände sich in Californien niederzulassen und dasselbe zu behaupten.

Californien ist zur Ausbreitung der Besitzungen des Königs in America eben so wichtig. Man hat gesehen, daß die jesuitischen Missionsprediger nicht nur die reichen Provinzen Culiacan, Cinaloa, Ostimuri, Yaqui und Sonora unter seine Botmäßigkeit gebracht haben; sondern daß sie auch bis an die Bay, bis nach Ober-Pimeria und sogar bis an die Flüsse Gila und Colorado gedrungen sind, und die an Neu-Mexico gränzenden Provinzen untersucht haben. Vorizo sind noch die Papagos, Guaimas, die Sepocas und Seris an der äußersten Küste Neuspaniens an dem californischen Meerbusen zu unterwerfen, welche sich, wie ich schon erzählt habe, lezthin empdrt, die Missionsprediger ermordet, und sich mit den ungläubigen Apaches verbunden haben. Die Bezwingung dieser Indianer wird allezeit sehr schwer seyn, so lange man den Feldzug zu Lande unternehmen wil; sie ist hingegen leicht, wenn man aus Californien auf ihre Küsten hinüber fährt, wie solches der P. Salvo-Tierra genugsam bewiesen hat.

Wil man die spanischen Missionen und Pflanzörter in Amerika sicher und ordentlich gegen Norden ausbreiten, so muß man sie nicht nur mit den andern schon in Neu-Mexico angelegten verbinden, sondern man muß sie von da bis jenseit der Flüsse Gila und Colorado, bis an die äußersten bekanten Küsten Californiens auf dem Südmeere, d. i. bis an die Häfen St. Diego, Monte-Rey, bis an die Schneegebürge, das Vorgebürge Mendozino, das weiße Vorgebürge, St. Sebastian, und den Fluß ausbreiten, den der Marquis von Aguillar unterm 40sten Grade entdeckt hat. Wie geschwind würde diese Eroberung von statten gehen, wenn die Missionsprediger zu gleicher Zeit auf allen Seiten des californischen Meerbusens unter die zwischen innen liegenden Nationen bis an die Ufer des Colorado gingen, und sie bekehrten, von da aber bis an die Küsten, Häfen, Vorgebürge und obbenannten Flüsse des Südmeeres gingen? Und was für Vortheile würde man sich nicht

versprechen können, wenn man mittlerweile die Missionen in Nord-California die auf dem Südmeere sind, von der Küste St. Faver und den Inseln Los-Dolores, die unterm 28sten Grad liegen, und welche der P. Tarabal leztthin untersucht hat, bis an die Häfen St. Diego, Monte-Rey und andere Häfen ausbreitete, wo die Missionsprediger in California und Pimeria, nachdem sie sich bey den Flüssen Si-la und Colorado vereinigt hätten, ihre Reise endigen könnten?

Die große Weite von Mexico bis an diese zwey Flüsse und in die Provinzen, die sie durchströmen, vornemlich aber bis in die Länder die um Monte-Rey und das Vorgebürge Mendozino liegen, macht es unmöglich, daß man den Missionspredigern und den andern Spaniern das Geräthe, die Instrumente und Lebensmittel, so sie nöthig haben, zu Lande schicken könne. Man muß demnach einen Weg zur See ausmachen, indem man an allen Häfen auf der Küste des Südmeeres zwischen den 30 und 40 Grad der Breite, wie auch in dem Meerbusen Californiens bis an die Mündung des Flusses Colorado, welche unterm 33 Grad der Breite liegt, Forts anleget. Ohne diese Vereinigung zur See ist es unmöglich die Missionen in diesen entlegenen Provinzen zu unterhalten, und spanische Colonien, Städte, Dörfer und Landgüter anzulegen. Wie kan aber dieses geschehen, wenn man die Eroberung Californiens aufgibt? Wie kan man Häfen entdecken, in den californischen Meerbusen, oder auf den Küsten des Südmeeres Reisen vornehmen? Gesezt auch, es gelinge, Pflanzörter anzulegen, wenn man auf der Seite Pimeria und Sonora in die Provinzen eindrange, die von dem Fluß Colorado westwärts liegen, wie könnten sich denn diese Pflanzörter selbst erhalten, wenn die ganze Halbinsel Californiens von ungläubigen und wilden Indianern bewohnt ist? Auf solche Weise ist demnach Californien wegen seiner Lage allezeit zur Erhaltung und Ausbreitung der christlichen Religion, wie auch zur Vermehrung der Besitzungen der Krone Spanien in Amerika sehr wichtig gewesen und ist es noch.

Einige werden es vielleicht für eine sehr gleichgültige Sache halten, daß man die Besitzungen S. Majestät bis an dem Fluß Colorado und das Vorgebürge Mendozino ausgebreitet wissen wil; sie werden es für eine Ausschweifung halten, daß man

man wegen einer so schlechten Ursache eine solche Eroberung unternehmen wil. Ich antworte hierauf erstlich, daß man, wenn von großen Unternehmungen die Rede ist, erstlich einen Hauptplan entwerfen, und alsdann abwarten müsse, in wie weit man ihn in Ausführung bringen könne. Selten ziehet eine Nation, welche anders handelt, den Nutzen aus ihren Eroberungen, den sie sich hätte versprechen können; wenn sie die Sache auf eine andre Art angegriffen hätten. Zweytens weiß man aus der Erfahrung, daß sich die Missionen der Jesuiten und die Besitzungen des Königs seit hundert Jahren in den südlichen Amerika von Cinaloa an, welches unter dem 20sten Grad liegt, bis an die Flüsse Gila und Colorado unter 35 Grad ausgebreitet haben. Man hat schon das Gebürge Topaca, Tarahumara und Rayacith, die alten Missionen Parral, Parras Tepehuanes, Cinaloa u. s. w. und dreihundert Meilen Land in Californien von dem Vorgebürge St. Lucas bis ohngefahr zu dem 30sten Grad der Breite unter sich gebracht, und alles dieses seit der Mitte des letzten Jahrhunderts, und ohne die geringste Unterstützung von Seiten der Regierung.

Wenn die Einnahme und Erhaltung Californiens zum Fortgange und zur Sicherheit der catholischen Religion, und der spanischen Besitzungen in den andern Provinzen von Amerika höchstnothwendig gewesen ist, und noch ist, so ist sie auch den philippinischen Inseln und ihrer Handlung mit Neuspanien sehr vortheilhaft. Man hat zur Unterstützung der Handlung und der Schiffarth auf dem Südmeere nicht so viel politische Entwürfe nöthig, als sich der Cardinal Alberoni einbildet; eine einzige Gallion, welche alle Jahre von Manille nach Acapulco, und von da wieder zurück nach Manille reiset, ist hinlänglich; ohne Handlung aber können diese reichen, bevölkerten und bequemen Inseln nicht erhalten werden, doch kan man mehr Nutzen davon haben. Man hat gesehen, daß dieses Schif unterwegens in irgend einem Hafen ans Land fahren muß, dieses kan nirgend anders als in Californien geschehen, und weil man diesen Hafen nicht gehabt hat, sind viele Spanier auf dieser langen Reise selbst in Friedenszeiten umgekommen: endlich ist diese Gallion genommen worden, welcher sich in Californien gestellt

stelt hatte, wo die Gallion vorbeys mußte. Verdienen also die philippinischen Inseln behauptet zu werden, kan man alsdenn wohl noch zweifeln, daß nicht Californien erobert werden müsse? Außer diesen Bewegungsgründen aber giebt es noch andere, die für die Religion und den Staat eben so wichtig sind. Die Russen oder Moscoviter, deren Reich sich bis an die äußerste nördliche Spitze von Asien ausbreitet, und so gar bis an das Südmeer gehet, geben sich vorihro nicht nur Mühe, die Einwohner dieses Landes gesittet zu machen, sondern sie bauen auch igo Wehungen, legen Pflanzörter an, haben schon in vielen Gegenden Zimmerhöfe und Zeughäuser angelegt, auch Schiffe gebauet. Sie haben ihre Küsten untersucht, und das Südmeer schon bis an die japanischen Inseln befahren, sind auch an verschiedenen Küsten des spanischen Amerika gelandet.

Auf einer Reise, welche die Russen im Jahr 1741 gethan haben, sind sie auf dieser Küste unterm $55^{\circ} 36'$, zwölf Meilen vom weißen Vorgebürge ans Land getreten, welches unter den igo bekanten Derttern derjenige ist, der am weitesten gegen Norden liegt. Kan man nicht glauben, das sie auf einer zweiten Reise bis an dieses Vorgebürge kommen werden, ja daß sie, falls die Spanier Californien verlassen, selbst bis nach St. Lucas vorrückten? Man kan sehr gut schließen, daß diejenigen, welche heute ein Land und dessen Küsten besuchen, morgen Pflanzstädte in denselben anlegen werden. Die äußerste Garnison der Spanier auf den Küsten des Südmeers im nördlichen Amerika ist die zu St. Lucas an der südlichen Spitze von Californien, und in Süden des Wendezügel des Krebses, und diese Garnison ist noch dazu schwach und hat noch keinen festen Fuß. Auf der nördlichen Küste aber hat Spanien nicht eine einzige Festung, ob dieselbe gleich sehr weitläufig ist. Wie wollen wir also die Russen abhalten, sich daselbst feste zu setzen, wofern wir ihnen nicht zuvorkommen? Würde es sich wohl schicken, das sie unsere Nachbarn und Mitbuhler würden, und das sie in Californien eine griechische Kirche anlegten?

Jederman weiß, was sich die Engländer für Mühe gegeben haben, durch das nördliche Amerika und die Hudsonsabay einen Weg zu finden. Sie thaten in die-

dieser Absicht im Frühlinge des Jahrs 1753 eine Reise. Gesezt nun, sie erreichten ihre Absicht, wer würde sie hindern, ihre Eroberungen gegen Mittag fortzusetzen, und sich der Provinzen Neu-Mexico, Maqui, der Flüsse Gila und Colorado, der Provinz Pimeria, der Nationen Papagos und der Apaches, sogar des nördlichen Theils von Californien, welcher mit unsern Missionen und Garnisonen besetzt ist, in Nord-Amerika zu bemächtigen. Wir haben aus öffentlichen Zeitungen erfahren, daß die Engländer sich vorgenommen hatten, das Südmeer zu überschiffen, wenn man von Ostindien herkommt, Bestungen zu bauen, und auf der amerikanischen Küste über Californien, gegen die Hudsonsbay, d. i. in eben den Gegenden, welche von den Russen untersucht worden waren, Pflanzstädte anzulegen. Wer die igeige Verfassung der englischen Nation kennet, und von dem Eifer mit welchen viele vornehme und große dieses Reiches eine Durchfahrt gegen Nordwest zu entdecken sich vorgenommen haben, reden gehört hat, der wird diesen Entwurf nicht als fabelhaft ansehen; ich wenigstens würde mich nicht wundern, wenn man einmal auf diesen Einfall käme. Geschehe dieses nun; so frage ich, wie würde es unsern Besitzungen gehen? Würden wohl die mit England geschlossenen Tractaten im Stande seyn, sie in Sicherheit zu stellen? Jamaica, Georgia, Carolina, Virginia, Neu-York, Pensilvania, Terra nova und andre englische Provinzen in Amerika sind von den Spaniern entdeckt worden, und haben ihnen lange Zeit eigenthümlich gehört: ist sie in den Händen der Engländer, und es ist ihnen nicht schwer, sich auf den nördlichen Küsten Californiens festzusetzen, woserne wir ihnen nicht zuvor kommen und uns dieses Landes ohne Verzug bemächtigen. Man erlaube, daß ich es noch einmal wiederhole: zu allen Zeiten, besonders aber igo, hat man diese, obgleich arme und unfruchtbare Provinz, als eine für die Religion und den Staat sehr wichtige Eroberung, die den Eroberungen der allerschönsten Länder Westindiens vorzuziehen ist, anzusehen.

Man wird sich erinnern, daß ich schon die Lage von Californien, Sonora, Pimeria und andern Provinzen, welche an diese Halbinsel und das feste Land von Amerika gränzen, beschrieben habe. Es ist mir nichts mehr übrig, als das ich die

allerglaubwürdigsten Nachrichten, die wir von den beyden Küsten dieser Halbinsel haben, anführe, und dieses wil ich in dem ersten Zusatze zu dieser Geschichte thun, welcher einen kurzen Auszug aus der Beschreibung des Gomara, die Reise des Hauptmanns Sebastian Biscaino im Jahr 1603, die letzte Untersuchung des californischen Meerbusens bis an dem Fluß Colorado im Jahr 1746 vom P. Ferdinand Conzag, und endlich die von dem berühmten englischen Schiffer dem Capitain Wood Rogers gemachte Beschreibung, enthält. Hierauf folgt die Beschreibung Californiens, welche man in der Reisebeschreibung des Admiral George Anson, wo von dem Handel der philippinischen Inseln, und von dem Handel geredet wird, von dem er glaubt, daß ihn diese Inseln mit Californien trieben. Diß wird mir Gelegenheit an die Hand geben, viel schädliche Irrthümer zu widerlegen, und in den Gemüthern meiner Leser die allerheilsamsten Wünsche für das Wohl der Religion und des Staats ohne irgend eine Absicht auf den zeitlichen Vortheil der Gesellschaft Jesu, zu erregen.

Erster Zusatz.

Kurze Beschreibung der Küste Californiens von Gomara.

Damit der Leser sehen möge, wie viel man vor der Reise des Schiffhauptmanns Biscaino von der äußern Küste Californiens gewußt habe, so wil ich ihm die kurze Beschreibung des Franz Lopez von Gomara, eines genauen und verständigen Schriftstellers, dessen Beschreibung auch Anton von Herreon gefolgt ist, mittheilen. Nur muß sich der Leser merken, daß das was er Punta-de-Balenas nent, die Spitze von Californien oder das Vorgebürge St. Lucas ist, welches man damals in den Büchern und Charten so nante.

Auszug

Aus dem zwölften Capitel der indianischen Historie des Franz Lopez von Gomara.

Die Weite von Mira-Florez bis an Punta-de-Balenas, wenn man nemlich seinen Weg über Punto-Escondido, Belen, Puerto-de-Fuego, die Bay Canoaß,

Canoas, und die Perleninsel nimt, beträgt mehr als zwei hundert und zwanzig Meilen. Die Punta-de-Balenas liegt unter dem Wendezüfel, achtzig Meilen von dem Vorgebürge Corrientes. Zwischen diesen beyden Vorgebürgen ist das Meer des Cortez, welches dem adriatischen Meere gleich komt, und eine röthliche Farbe hat. Von dem Vorgebürge Punta-de-Balenas bis an die Bay del Abad sind hundert Meilen, und von dieser bis an das Vorgebürge del Enganno wiederum hundert Meilen, wiewohl einige mehr rechnen.

Von dem Vorgebürge Enganno bis an das Vorgebürge la Cruz, sind ohngefehr funfzig Meilen, und von diesem bis an den Hafen Sardinias, welcher unterm 3ten Grad lieget, hundert und zehn Meilen. Auf dieser Küste findet man die Bay St. Michaelis, die Bay Los-Fuegos, und die Bay Costa-Blanca. Von Sardinias bis an die Sierra Nevada, oder das Schneegebürge, sind hundert und funfzig Meilen, wenn man nemlich seinen Weg über Puerto-de-Todos-Santos, Cabo-de-Galera, Calo-Nerado und Bahía de los-Vinos nimt. Das Schneegebürge liegt unterm 40sten Grad, und ist die am weitesten von der Küste entfernte Gegend, die auf den Charten angemerkt ist. Indessen dehnt sich noch die Küste funfhundert und zehn Meilen gegen Norden aus, wenn man nemlich das Land Labrador und Grönland dazu rechnet.

Zweiter Zusatz.

Reisebeschreibung des Schifhauptmanns Sebastian Biscaino,
vom Jahr 1602, da er nemlich die äußere oder westliche Küste
Californiens auf dem Südmeere untersuchte.

Da die drey Bücher von der westindianischen Monarchie des P. Johann von Torquemada, einen gelehrten Franciscaner, im Jahr 1715 zu Sevilla gedruckt, und im Jahr 1725 mit neuen Zusätzen zu Madrid aufgelegt worden sind; so hätte ich den Leser dahin verweisen können, ohne mein Werk durch die Reisebeschreibung des Schifhauptmanns Sebastian Biscaino zu vergrößern; es sind aber die Exemplarien der ersten Ausgabe sehr selten, weil so viele davon auf der See verlohren
gegan-

gegangen sind, daß Don Andreas Gonzalez von Barcia, geheimer Rath und Cammerherr, als er dasselbe wieder auflegen wolte, nicht mehr als drey Exemplarien in Madrid hat aufstreifen können. Nach diesen drey Exemplarien ist also dieses Buch in dem kayserslichen Collegio der Jesuiten, welches der P. Martin von Naras darzu hergab, wieder gedruckt worden. Inzwischen ist dieses Werk nach der zweiten Auflage wiederum sehr selten geworden, und dennoch ist die Reisebeschreibung des Schiffhauptmanns Biscaino zur vollkommenen Kenntnis Californiens unumgänglich nöthig. Einige Leser werden dasjenige darinnen finden, was sie schon in dem Werke des P. Torquemada gesehen haben; ich habe aber geglaubt, daß ich die andern, welche dieses Buch nicht besitzen, des Vergnügens es zu lesen berauben dürfe; indem ich versichert bin, daß es ihnen lieb seyn wird, wenn sie hier alles dasjenige finden, was von Californien im Druck erschienen ist; und dieses um desto mehr, da dieses Werk nicht allein für die Europäer, sondern auch für die Amerikaner geschrieben ist, welche in diese Gegenden und entlegne Meere Handel treiben, und welche diese Bücher zu bekommen keine Gelegenheit haben.

Ich wünschte sehr, daß ich das Tagebuch des Schiffhauptmanns Sebastian Biscaino, und die Vorstellungen des Staatsrathes an S. Majestät Philipp den dritten vornemlich die Charten und Pläne dieser Reise und Entdeckungen habhaft werden könnte, um sie der Welt vor Augen zu legen. Ich habe zwar einige von meinen Freunden gebeten, daß sie dieselben in den Archive des indianischen Staatsrathes möchten suchen lassen; ich habe aber mein Verlangen der Welt zu dienen, nicht erfüllt gesehen.

Auszug

Aus dem fünften Buche der westindischen Monarchie des P. Johann von Torquemada.

Unter der Regierung Philips des dritten als Don Anton von Mendoza in Neuspanien Vicekönig war, fand man zuerst den Weg nach den Inseln Luzon, die wir die philippinischen Inseln nennen, mit Hilfe einiger Schiffe, die zu la Navarre eine Stadt in Neuspanien auf der Küste des Südmeers gebauet hatten. Als
 sich

sich diese Schiffe auf ihrer Rückreise unter den 42ten Grad der Breite befanden; so wurden sie eine Landdecke gewahr, der sie den Namen Cabo Mendocino (das Cap des Mendocia) zur Ehre des Vicekönigs, der sie ausgeschicket hatte, gaben, und es kam ihnen, als sie an der Küste hinführen, vor, als wenn von da bis nach la Navarre lauter festes Land sey. Bey ihrer Zurückkunft nach Neuspanien gaben sie dem Vicekönige von dieser Entdeckung Nachricht, welcher Order stellet, daß die Küste bis an das Vorgebürge Mendoza auf seine eigne Kosten genau untersucht wüßte. Die Person aber, die er zu dieser Unternehmung ernennete, konnte nicht weiter als bis an das Vorgebürge St. Jago, heut zu Tage Magdalena, kommen, welches untern 25ten Grad der Breite lieget; denn die Nordwestwinde, welche beständig regierten, verhinderten ihm, seinen Weg fortzusetzen. Seine Majestät wurden benachrichtiget, daß andre Vicekönige auf Befehl seines Vaters eben diese Entdeckung unternommen, ja auch in eigener Person das Meer befahren hätten, wie man weiter unten sehen wird. Der König fand auch unter seinen Papieren eine Beschreibung, welche einige Fremde seinem Vater übergeben hatten, in der viele besondere merkwürdige Umstände erzählt wurden, die sie in diesem Lande, in das sie durch einen Sturm von der Küste Terra nova verschlagen worden waren, angemerkt hatten. Sie hatten hinzugelegt, daß sie aus der Nordsee durch die Meerenge Anian über dem Vorgebürge Mendoza in die Südsee gefahren, und bey einer volkreichen, reichen, wohlbesetzten und vollkommen gesitteten Stadt angelangt wären, in der sehr gesittete und höfliche Leute gewohnt hätten, nebst viel andern besondern Umständen, welche zur Kenntnis dieses Landes Begierde erregten. Ferner erfuhr S. Majestät, daß die Schiffe, wenn sie aus China nach Neuspanien kommen, ohnweit des Vorgebürges Mendoza sehr stürmisches Wetter auszustehen hätten, und daß es folglich zur Sicherheit der Schifffarth nützlich wäre; die Küste von diesem Vorgebürge an bis nach Acapulco zu untersuchen, und zu setzen, ob man nicht irgend einen Hafen fände, wo die Schiffe, welches ohnedem meist königliche Schiffe waren, ans Land fahren könnten. Diese und viele andre Ursachen bewogen Ihro Majestät, dem Grafen von Monte-Rey, Vicekönig von Californ, dritter Theil.

Neuspanien Befehl zu geben, davor zu sorgen, daß diese Entdeckung auf seine Unkosten mit der möglichsten Sorge und Genauigkeit vorgenommen würde.

Da nun also der Graf von Monte-Rey den ernstlichen Befehl S. Majestät ausführen wolte, so wandte er sich an solche Leute, die ihm den nöthigen Unterricht geben konten, was für Maasregeln ergriffen werden müßten, wenn diese Untersuchung glücklich seyn sollte. Als man nun über die Mittel einig war; so machte man die nöthigen Anstalten und ernante den Sebastian Biscaino zum Unter-Admiral in dieser Unternehmung, welcher diesem Amte schon in Californien vorgestanden hatte, und zum Admiral den Hauptmann Toribio Gomez von Corran, zwey Personen, auf die man sich völlig verlassen konte.

Demn der General Sebastian Biscaino war um diese Zeit zur Herstellung des Friedens in Californien und zur Unterwerfung dieses Landes geschicket worden, und kante diese Küste besser, als sonst jemand in Neuspanien, weil er, wie ich gesagt habe, im Jahr 1594 daselbst gewesen war: und übrigens war auch etwas daran gelegen, daß diese Untersuchung auf eben die Art vorgenommen würde, wie es S. Majestät angeordnet hatte, weil es auf derselben Kosten ging. Damit man sich des guten Erfolgs dieser Unternehmung versichern möchte, so trug man den Posten als Admiral dem Hauptmann Toribio Gomez, einen im Seewesen sehr erfahrenen Mann, auf, welcher, nachdem er lange auf der See in S. Majestät Diensten herum gecreuzet hatte, zum Hauptmann der Wachtschiffe ernennet wurde, und viele wichtige Geschäfte auszuführen bekam, wie man solches aus den Brieffschaften und Versicherungen, die er dem Vicekönige zum Beweise seiner guten Dienste überreichte, ersehen kan. Man schickte ihn sogleich in die Provinzen Honduras und Guatimala, um daselbst zwey Schiffe zu holen. Er bekam zu Gehülffen den Sebastian Melendez, einen Officier zu Lande, und den Steuermann Anton Florez mit. Der Vicekönig schickte auch den Fähndrich Johann von Acevedo Texada nach Acapulco, um daselbst die nöthigen Anstalten zur Reise zu treffen, und eine kleine Fregatte bauen zu lassen. Der General bekam in einem schriftlichen Aufsatze Befehl, die Menge der Lebensmitteln, Munition, Matrosen und Soldaten,
die

die er nöthig hätte, anzugeben; und man reichte ihm sogleich alles, was er verlangte. Drey haarfüßer Carmeliter Mönche, nemlich die Patres Andreas de l' Assomtion, Anton de l' Ascension, und Thomas d' Aquin bekamen Befehl ihn zu begleiten. Und da nach Ciceronis Ausspruche große Unternehmungen niemals durch die Stärke und Geschäftigkeit der Menge allein ausgeführt werden können, wofern nicht weise, kluge und erleuchtete Rathgeber dabey sind; so ernante der Vicekönig hierzu dem Hauptmann Alonso Stephan Peguero, welcher nebst vieler Tapferkeit auch große Erfahrung besaß, indem er in den flandrischen Kriegen und unter dem Magellan gedient hatte, und den Hauptmann Kaspar von Marçon, aus Bretagne gebürtig, einen Mann, der wegen seiner Klugheit und seines Muths berühmt war; und zu den Verrichtungen auf der See ernante man viele Steuerleute und Schiffer, denen der Vicekönig noch den Capitain Hieronymus Martin zugab, welcher als Cosmograph mitgehen und Charten aufnehmen, Plane und Prospekte der Länder zeichnen solte, die man entdeckte, damit sie der Nachricht, welche man Ihro Majestät überschickte, zur Erläuterung beygefügt werden könnte. Nachdem nun alle diese Anstalten getroffen waren, so gab der Vicekönig dem Don Franciscus von Valverde, Schatzmeister der Provinz Mexico und des Seewesens, Befehl, das nöthige Geld zur Besoldung der Soldaten, welches alle auserlesene und von den besten Compagnien in Neuspanien ausgehobne Leute waren, nach Acapulco zu übermachen. Man gab ihnen zum Fähndrich dem Johann Franciscus Suriano, und zum Serganten Michael von Legar.

Als sie nun im Begriff waren abzureisen, so lies der Vicekönig alle zusammen kommen, und empfahl ihnen die Sache, um deren willen sie dieselbe unternahmen: er befahl ihnen in Friede und Eintracht mit einander zu leben, ihren Obern, und vornemlich die Geistlichen zu gehorchen und sie zu ehren, denn auf die letztern gründete er den guten Erfolg dieser Reise. Den 7ten Merz 1601 begaben sich die Geistlichen und die Befehlshaber von Mexico nach Acapulco, wo sie sich den 20sten des nemlichen Monates einschiffen solten.

Da sie nun zu Schiffe gehen wolten, lies der General einen Befehl auszu-

fen, daß sich jeder an den Bord seines Schiffes begeben sollte; und hierauf ging die Hauptgaleere, die Amirante und die Fregatte um vier Uhr Nachmittags, Sonnabends den 5ten May, im Jahr 1602, nebst einer langen Barke zu Untersuchung der Bayen und Kreecken, zu denen die großen Schiffe nicht kommen können, in Acapulco unter Segel. Nachdem sie ohngefähr zwey Meilen vom Hafen entfernt waren, so lenkten sie sich nach Nordwest, um sich auf die westliche Küste zu begeben. Das ganze Jahr hindurch wehet auf diesen Küsten ein Nordwestwind, welcher sie von Acapulco an, bis an das Vorgebürge St. Sebastian, welches hinter dem Vorgebürge Mendoza ist, aufhielt; so, daß sie drey Vierteljahr auf der See waren, wo sie unbegreifliche Beschwerlichkeiten auszustehen hatten.

Da der Wind ihnen zuwider und sehr heftig war, so mußten sie nur nach der Seite fahren, welches dem Schiffsvolke sehr viel Mühe machte; ist hingegen der Wind günstig, und hat er eben die Richtung, die der Strom hat, so darf man nur das Schif gehen lassen. Als es nun schien, daß sie für dem widrigen Winde gehen könnten, so wurde er ihnen auf einmal günstig; und die Flotte konte Mittwoch den 19ten May, um fünf Uhr Abends, in den Hafen la Nativite landen. Hier mußten sie still liegen, weil es den Schiffen an Ballast fehlte, indem die Ladung weder der Größe, noch der Weite der Schiffe gemäß war. Außerdem war die Hauptgaleere lek geworden, und man mußte die Rigen verstopfen, welches man auch mit dem möglichsten Fleiße that; da sich unterdessen die Schiffe mit Wasser, Holz und Lebensmitteln versahen, welches ihnen nicht schwer wurde, weil sie sich noch auf der Küste Neuspaniens und unter Christen befanden. In diesem Hafen war es, wo man die Schiffe bauete, die nachher die philippinischen Inseln und das Vorgebürge Mendoza entdeckten. Die chinesischen Gallionen pflegten sich darhin zu begeben, ehe man Acapulco entdeckt hatte. Der Hafen ist sehr gut, man findet viel Holz daselbst, und die umliegende Gegend hat einen Ueberflus an Thieren und allen Arten von Lebensmitteln. Indessen blieben sie nicht länger da, als bis sie sich hinlänglich mit Lebensmitteln versorgt hatten. Den 22ten fuhren sie wieder ab, und setzten ihren Weg mit eben den Beschwerlichkeiten, die sie vorher aus-

ausgestanden hatten, fort. Den 20ten, welches der Pfingsttag war, landeten sie bey dem Vorgebürge Corrientes an. Sie kanten das Land und die Küste, und warfen den 2ten Junius gegen Mittag bey den Inseln Mazathan Anker. Dies sind zwey Inseln von mittelmäßiger Größe, welche nicht weit von einander entfernt liegen, und zwischen welchen und dem festen Lande eine gute Seeede ist, in welche sich ein großer Fluß Neugalicien ergießet. Hier war es, wo der berühmte englische Schiffer Thomas Covendish seine Schiffe kalfaterte, und auf die Zurükunft der Chinesischen Flotte wartete, die er aufzuheben willens war. Die Hauptgaleere und die Amirante blieben in dieser Seeede liegen, um die Fregatte zu erwarten, welche sich von ihnen bey der Ausfuhr aus dem Hafen Nativite getrennet hatte; sie war aber schon angekommen, als sie dahin kamen. Der General, der Admiral, die Geistlichen und die Schiffshauptleute stiegen auf eine von diesen Inseln aus, und trafen auf derselben eine erstaunend große Menge von Seevögeln an, deren Junge noch nicht aufzustiegen im Stande waren. Diese Vögel leben von jungen Thunfischen, Sardellen und andern kleinen Fischen. Sie sind beynahe so groß als eine Gans, ihr Schnabel ist ohngefehr anderthalb Fuß lang, ihre Beine sind lang, wie bey den Störchen, und die Latschen und Schnabel haben die Form, wie bey den Gänsen. Sie haben eine große Tasche, in welche sie die Fischer die sie für ihre Jungen fangen, aufheben, sie aufs Ufer tragen und daselbst umbringen.

Man traf auch daselbst sehr viele wilde Ziegen, viel rothes Wildpret, und eine gewisse Frucht an, die, wie ich an seinem Orte sagen werde, den Kranken bey ihrer Rückreise gute Dienste that. Die Völker auf dem festen Lande sind Christen, und folglich Freunde der Spanier, und das Land selbst heist die Provinz Acapontea oder Chametha. Hier fängt sich der californische Meerbusen an, welcher längst an der Küste von Neuspanien hingehet; und dreyßig bis vierzig Meilen von diesen Inseln gegen Einaloa und Culican zu fällt der große Fluß, heut zu Tage la Toluca genennet, ins Meer, und wird hier mit dem Namen Narito belegt.

Weil nun die Schiffe die Fregatte wieder gefunden hatten, so gingen sie noch

den nemlichen Tag unter Segel, um über den Arm des Meeres zwischen diesen Inseln und dem Vorgebürge St. Lucas zu kommen, welches am äußersten Ende des festen Landes von Californien, ohngefehr sechzig Meilen von hier ist; und sie entdeckten auch Californien wirklich am 5ten des Brachmonats gegen Abend. Als sie nun diesem Vorgebürge gegen über labirten, um einen Hafen zu suchen, erhob sich ein so dichter Nebel, daß sie einander anderthalb Tage lang nicht sehen konnten. Der Admiral selbst war nur noch fünfzig Schritt von einer Reihe Felsenspitzen entfernt, zwischen welche er gewis gerathen wäre, wenn sich der Nebel nicht zertheilt hätte, welches als ein Wunder der Vorsehung angesehen werden kan, denn es dauerte nur so lange, als nöthig war, ihm die Gefahr, in der er schwebte, zu erkennen zu geben. Dieses trug sich früh um sieben Uhr zu; um neun Uhr zerstreute die Sonne den Nebel, und es wurde ein heiterer Tag, so daß des Admirals und des Generals Galeere einander erkennen konnten; worauf sogleich Befehl gegeben wurde, in eine Bay einzufahren, welche nahe am Ufer ist. Hier fand man zum unaussprechlichen Vergnügen alles Volks die Fregatte vor Anker liegen.

Die Flotte fuhr an dem Feste des heiligen Barnabas in diese Bay ein, welches Gelegenheit gab, daß man die Bay mit diesem Namen belegte. Da sie nahe bey dem Ufer die Anker warf; so wurden unsere Leute bey Einziehung der Segel auf der Küste eine große Anzahl nackender Indianer gewahr, welche mit Bogen, Pfeilen und Spießen bewafnet waren, und mit Geschrey und Sand, den sie in die Luft warfen, unsre Leute herauszufordern schienen. Der General hieß hierauf die Chaluppe in Wasser lassen, und gab einigen Soldaten Befehl, ihre Waffen zu ergreifen, sich ans Land zu begeben und die Indianer zu fragen, warum sie so schrien und Sand in die Luft wüfren. Der General, der Admiral, die drey Geistlichen und einige Officiers traten mit ihren Schießgewehr und brennenden Luntten in die Schaluppen. Als die Schaluppen nahe am Lande waren, so erschrakten die Indianer über den Anblick einer so großen Menge gewafneter Leute so sehr, daß sie auf eine Höhe flohen, und Mine machten, sich zu vertheidigen, wenn diese Fremdlinge sie anfallen wolten. Unsere Leute traten ans Ufer; so bald aber die Indianer

ner sahen, daß sie näher kämen, so flohen sie, worauf der P. Anton de l'Ascension allein auf sie zuging, und durch Zeichen und Geberden so viel zu verstehen gab, daß sie anhielten: als er nun zu ihnen gekommen war, so umfaßte er sie alle auf die liebevollste Art. Sie legten ihre Waffen weg, und gaben ihm ein Zeichen, daß er sich zu ihnen niedersetzen, und den andern sagen sollte, daß sie ihre Waffen erst weglegen sollten, wie sie gethan hätten, ehe sie sich ihnen näherten. Der P. Anton gehorchte ihnen, und gab einen Negerclaven Befehl, ein Körbgen mit Zwiebeln zu holen, welchen er ihnen austheilte. Sie schienen über den Anblick des Negers sehr erfreut zu seyn, und gaben ihm zu verstehen, daß sie mit einem Volke im Bunde stünden, welches eben solche Farbe hätte, und daß in einiger Weite davon ein Dorf wäre, wo dergleichen Neger wohnten. Mittlerweile legte der General und der Admiral ihre Waffen nieder, und besuchten den P. Anton mit den zwey andern Geistlichen. Die Indianer blieben sitzen und nahmen die Halsbänder und Armbänder und die andern Kleinigkeiten, die man ihnen gab, jedoch mit einigen Zeichen von Mißtrauen an, und begaben sich hernach in ihre Gemeinheiten sehr vergnügt zurück. Nachdem die Indianer fort waren, ging der General mit seinem Gefolge das Land zu untersuchen, und sie fanden nahe am Ufer eine See mit süßem Wasser, das sehr gut und helle war; weil aber die Nacht anbrach, so begaben sie sich an die Felsen, die am Ufer waren. Hier fanden sie eine große Menge Thunfische und Sardellen, welche sich vor den großen Fischen, die sie verfolgt hatten, hieher geflüchtet, und welche das Meer, als es zurückgetreten war, auf dem Ufer zurückgelassen hatte. Sie dienten dem Schiffsvolke diese Nacht und den folgenden Tag zur Speise. Man fand auch auf der Küste Stücke von Perlemutter, die so weis und glänzend waren, daß man, wenn die Sonne darauf schien, nichts prächtigers sehen konnte; woraus sich schließen läßt, wie vielen Nutzen man von der Perlenfischerey in dieser Gegend ziehen könnte. Der General ließ über diesen Felsen spitzen ein Zelt aufspannen, unter das man einen Altar aufbauete, wo die Geistlichen während der Zeit, da man sich hier aufhielt, Messe lasen.

Die Schiffe blieben einige Tage in dieser Bay liegen, um den Mondwechsel

zu erwarten, die Schiffe auszubessern, und sich mit Holz und Wasser zu versehen. Da jedes Schif seine Reise bey sich führte, so beschäftigten sich die Schaluppen beständig mit der Fischerey, indem es in dieser Bay außerordentlich viel Zungen, Seekrebse, Perlenmuscheln u. d. gl. gab. Der Erdboden ist sehr fruchtbar, gesund, hat eine gute Himmelsgegend, ist eben und der Bebauung fähig. Man findet Kaninchen, Hasen, Dammhirsche, Löwen, Tieger, Ringeltauben und Wachteln daselbst. Außer andern Bäumen bringt das Land noch Feigenbäume, Mastixbäume, Vitahayas u. a. m. auch viel Pflaumenbäume hervor, die an statt des Hayes oder Gummi einen sehr feinen und wohlriechenden Weyrauch geben. Was die Pflaumen anbetrifft, so waren die, so ich gesehen habe, grün, und hatten keinen so guten Geschmack, wie unsere Pflaumen, ob sie gleich von denen, die in Californien gewesen sind, sehr gerühmt werden. Das allervortheilhafteste aber ist daselbst, daß man Salzgruben anlegen könnte, denn man findet einen gesalzenen See da, den das Meer machet, wenn die Südwestwinde wehen, und welcher damals vol sehr schönen Salzes war. Die Indianer kamen in das Zelt, wo man die Messe las, und beschenkten den General und seine Soldaten mit Löwen- und Tiegerhäuten, Fellen von andern rothen Wildpret, Cantunen Mägen und künstlich gearbeiteten Netzen. Diese Indianer gehen nackend und hängen alles an ihre Haare, was ihnen prächtig zu seyn scheint. Einige haben roth Haar. Sie bestreichen ihren Leib mit weiß und rother Farbe, und sind außerdem lustig, gelehrig, höflich, und von sehr guter Gemüthsart.

In dieser Bay war es, wo die Engländer, welche das Schif St. Anna auf seiner Rückreise aus den philippinischen Inseln vor etlichen Jahren weggingen, das Schifsvolk davon ans Land setzten, alles Geräthe ausladeten, und Feuer in das Schif warfen, welches auch, so weit es außer dem Wasser stund, verbrante. Nachdem nun das Meer das übrige vom Gerippe des Schiffes ans Land geworfen hatte, so stiegen die Spanier darauf, warfen den Ballast ins Meer, richteten den Hauptmast auf, und begaben sich glücklich nach Acapulco. Es scheint, als wenn die Spanier damals eine indianische Weibsperson mitgenommen hätten, deren Ver-

lust

lust diese Völker noch heut zu Tage bedauern, und aus eben dieser Ursache bezeigten sie so wenig Lust mit unsern Leuten Freundschaft zu machen, weil sie sich fürchteten, sie möchten dem Beyspiele ihrer Vorgänger folgen. Ich erzähle diesen Umstand deswegen, damit man sich ein andermal für einen solchen Fehler hüte; denn nichts macht diese Völker uns abgeneigter, und bringt ihnen ein größeres Misstrauen gegen die Spanier die ihnen das Evangelium predigen, bey, als eben dieses. Man theilte einen Theil der Lebensmittel, welche der König den Soldaten bestimmt hatte, unter sie aus, welches eine eben so große Wohlthat als Vergnügen für sie war. Als während der Zeit wiederum schönes Wetter geworden war, so lies der General die Lebensmittel und die Geräthschaft einschiffen, und die Flotte lichtete um Mitternacht die Anker, um ihren Weg fortzusetzen. Kaum aber waren sie drey Meilen von der Bay entfernt, als sich ein so heftiger Nordwestwind erhob, daß die Fregatte nicht mehr auf der offenen See dauern konnte, und in die Bay zurück zu fahren genöthigt war, wohin ihr die Hauptgaleere und die Amirante folgten, um sie nicht allein zu lassen. Drey mal ging die Flotte unter Segel, und drey mal wurde sie von der Heftigkeit des Windes und der Wellen gezwungen, wieder in die Bay zurück zu fahren. Man beschloß endlich die lange Barke da zu lassen, welche von der Hauptgaleere in den See von süßen Wasser, der in der Bay war, gezogen wurde, damit sie sich leichter bewegen könnte. Nachdem sich nun der Wind gelegt hatte, und das Meer ein wenig ruhiger geworden war, so ging die Flotte zum viertenmal den 5ten des Junmonats unter Segel, und brachte es durch vieles Laufen so weit, daß sie ein wenig weiter kam: die Fregatte aber konnte den zwey Schiffe nicht folgen, und sah sich genöthigt, an der Küste hinzufahren, um den Wind aufzufangen.

Indessen erlangte die Hauptgaleere und die Amirante das hohe Meer, um zu versuchen, ob sie hier ihren Weg besser fortsetzen könnten, und sie verlohren endlich Californien aus dem Gesichte. Die Fregatte blieb zuletzt, und das Schiffesoll schätzte sich sehr glücklich, daß es in die Bay zurückkommen konnte. Diese zwey Schiffe steuten sich vor, daß sie ihren Weg immer an der Küste hin nehmen würden,
 Californ. dritter Theil. M den,

den, und setzten ihren Weg fort, indem sie immer lavierten, endlich aber entschlossen sie sich zurück zu fahren, und zu sehen, ob sie die Fregatte nicht entdeckten. Den 8ten dieses Monats kamen sie einem gewissen Berge gegen über, wo sie von so einer Meerestille überfallen wurden, daß sie innerhalb einer Woche nicht eine Meile zurücklegen konnten; sie gaben daher diesem Berge den Namen Sierra del Enfaucho, oder der Berg der langen Weile. Es ging zwar ein Wind, aber die Ströme der See waren so stark, daß sie das auf der einen Seite wieder verlohren, was sie auf der andern gewonnen hatten. Hierbey war dies etwas besonders, daß, wenn der Wind sich legte, auch der Strom aufhörte, und wenn der Wind wieder ging, dieser gleichfalls seine erste Geschwindigkeit wieder nahm. Indessen erhob sich endlich ein günstiger und gelinder Wind, der sie gegen den Hafen Magdalena zufließ, der sonst St. Jago hieß; es fiel aber ein so starker Nebel, daß man nicht sechs Schritte sehen konnte. Die Hauptgaleere näherte sich dem Lande, um diesen Hafen zu untersuchen; und glaubte, die Amirante würde ihr folgen. Sie hielt es für gut den 20sten dieses Monats in demselben einzufahren. Weil sich aber die Amirante fürchtete, auf eine Sandbank oder eine Klippe zu stoßen, so blieb sie weit vom Lande, so daß sie, als der Nebel sich zerstreut hatte, weder die Hauptgaleere, noch eine Spur von einem Hafen in diesen Seestriche entdeckte. Sie setzte demnach ihren Weg fort, weil sie in dem Gedanken stand, daß die Hauptgaleere schon voraus sey; sie traf dieselbe aber nicht an. Zum Glück begegneten sie sich einander in der Insel Cerros.

Die Hauptgaleere fuhr, wie ich schon erinnert habe, in den Hafen Magdalena ein, weil man glaubte, der Admiral würde mit seinem Schiffe nachkommen. Den andern Tag schickte der General einige Soldaten auf einen hohen Berg, von dem man weit in die See hinein sehen konnte, und befahl ihnen, wenn sie das Schiff entdeckten, einen Rauch zu machen. Sie sahen es in der That, und machten den ganzen Tag einen Rauch; aber die auf des Admirals Schiffe stellten sich vor, dieser Rauch würde von Indianern gemacht; denn diese haben es in Gewohnheit, wenn sie ein Schiff entdecken, den Einwohnern auf diese Art zu erkennen zu geben,

daß

daß sie sich an das Ufer begeben sollten. Der Admiral setzte demnach seinen Weg fort, und suchte die Hauptgaleere in allen Bayen, Inseln und Hafsen, die sie antrafen. Der General wandte viele andere Mittel an, sie ausfündig zu machen, es gelang ihm aber keines. Die Hauptgaleere befand sich demnach an dem Tage Maria Magdalena allein, der Pater Commissarius und der Pater Thomas lasen Messe auf dem Lande, und gaben bey Gelegenheit dieses Festes der Bay den Namen St. Magdalena. Diese Bay ist sehr geräumig, und enthält viele Kreecke und Ankerlager. Sie hat zwey Eingänge, und das Meer macht einen Arm, der sehr weit in das Land hinein gehet. Die Spanier finden in dieser Bay einen Damm von ohngefähr einer halben Meile in die Länge, welcher aus großen Stücken Zim-merholz gemacht war, und den die Indianer zu ihrer Fischerey aufgeworfen hatten. In der herumliegenden Gegend wohnten viele Indianer, die ganz nackend gingen, und zu ihren Waffen Bogen und Pfeile hatten. Sie waren sehr wohl gewachsen, und im Umgange gefellig. Als sie die Spanier antrafen, so boten sie ihnen ihre Waffen zum Zeichen des Friedens dar; sie brachten ihnen hierauf Weyranch, der in diesem Lande sehr häufig wächst, weil es viele Arten Pflaumbäume da giebt, die ihn hervorbringen. In dieser Bay ist noch eine kleinere, wo man vorrefliche breite Wassermuscheln findet. Sie konten kein ander Wasser finden, als das zwischen den Klippen war; indessen fülleten sie doch einige Tonnen damit an, weil ihr Wasser sehr warm war. Inzwischen waren sie sehr besorgt, wie es wohl des Admirals Schiffe und der Fregatte gegangen seyn möchte.

Oben ist gemeldet worden, daß die Fregatte in die Bay St. Barnabas zurückkehrte, ohne weder von der Hauptgaleere noch von der Amirante Nachricht zu haben. Als sich der Wind gelegt hatte, so fuhr sie zum zweytenmal aus, um sie zu suchen. Sie näherte sich dem Lande, und traf eine große Bay an, in die sie einfuhr, weil sie glaubte, daß sie hier anzutreffen seyn würden. Dieses war einer von den Eingängen der Bay, von denen wir geredet haben. Unfre Leute fanden viele Indianer daselbst, die sie wohl aufnahmen, und denenjenigen von ihnen, welche ans Land gestiegen waren, ihre Bogen und Pfeile als Zeichen des Sieges an-

boten. Da sie aber die Schiffe hier nicht fanden, so kehrten sie wieder durch den Weg zurück, wo sie hergekommen waren, und gaben dieser Bay den Namen Engannosa, die Verrüglische, weil sie in ihrer Hoffnung betrogen worden waren. Heut zu Tage nent man sie den Hafen Marquis (El Puerto del Marques) oder St. Jacobs. Sie setzten ihren Weg an der Küste hin fort, und als sie den andern Theil der Bay Magdalena antrafen, so fuhren sie da hinein, und trafen die Hauptgaleere an. Der General gab gleich nach Ankunft der Fregatte Befehl, unter Segel zu gehen, um des Admirals Schiff aufzusuchen, von dem er glaubte, daß es schon voraus sey. Die Hauptgaleere und die Fregatte fuhren demnach den 28ten des Heumonats, Sontags früh aus der Bay heraus, und damit die Fregatte nachfolgen könnte, so bekam die Hauptgaleere Befehl, sie nachzuziehen.

Sie hatten sich ohngefehr fünf Meilen von der Bay Magdalena entfernt, als sich ein heftiger Nordwestwind erhob, der ihnen viele Unruhe verursachte, welche desto größer war, da sie sich einer Bay gegen über befanden, der am Eingange mit Brandungen umgeben war; an statt also daselbst einzufahren, stachen sie in die hohe See, um die Admirante aufzusuchen. Die Küste in dieser Bay ist eben, und sehr angenehm, und man entdeckt nur mitten im Lande einige Berge. Den 30sten des Heumonats entdeckten sie eine Bay, welche ihnen von der Mündung eines Flusses herzukommen schien. Der General schickte die Fregatte ab, sie zu untersuchen, weil sich aber der Eingang voller Brandungen befand, so hielt man Rath und beschloß zurück zu kehren, um den General von diesen Hindernissen Nachricht zu geben. Diese Bay, welcher man den Namen St. Christoph gegeben hat, war schon von des Admirals Schiffe untersucht worden, welches zwey Meilen davon vor Anker gelegen hatte. Der Hauptmann Peguero untersuchte sie mit der Schaluppe, und fand, daß es ein Fluß wäre, und daß diese Brandungen von den Aneinanderstoßen des Stromes im Flusse und der Wellen des Meeres gemacht würde. Es war da, wo diese Brandungen waren, eine Tiefe von zwey Klaftern, und wenn die Nacht nicht vor der Thüre gewesen wäre, so würde sich der Hauptmann auch dahin begeben haben. Er kehrte also, um mehrerer Sicherheit Willen,

am

am Bord zurück, und hinterbrachte die Nachricht, die ich eben angeführt habe. Man gab dieser Bay den Namen St. Christoph, weil es eben das Fest dieses Heiligen war, da man sie untersuchte. Noch die nemliche Nacht reisten sie ab, und langten bey der Walfisch Bay an, wo aber die Hauptgaleere und die Fregatte weiter fuhren, um das Admirals-Schif und frisches Wasser, welches sie sehr nöthig hatten, zu suchen. Sie wurden von weiten eine große Bay gewahr, in welche der General die Fregatte hinschickte, in der Hoffnung, daß man süßes Wasser daselbst finden würde; als aber die Fregatte näher kam, so entdeckte sie viele Untiefen, vor welchen man nicht einfahren konnte, sie gab also der Hauptgaleere ein Zeichen, sich nicht zu nähern, und beyde setzten ihren Weg fort.

Diese Bay war schon von dem Admiral untersucht worden, der ihr den Namen der Walfischbay gab, weil er sehr viele Walfische daselbst fand, die durch die große Menge Fische dahin gezogen werden. Man trifft da auch eine Menge wunderbarer Vögel an, welche sich eben so wie die Walfische von kleinen Fischen ernähren. Das Land um dieser Bay herum ist sehr bevölkert, und hat außerordentlich gesittete und höfliche Einwohner. Sie sind auch sehr schön gewachsen, und sehen schöner aus, als die andern Indianer auf dieser Küste. Die Indianer gaben unsern Leuten Perlenmuscheln in sehr künstlich gemachten Netzen. Sie hatten große Lust an dem Bord zu kommen, die See war aber so hoch, daß sie es nicht bis dahin zu schwimmen wagten, und die Leute des Admirals wagten es auch nicht ans Land zu treten, weil die Schaluppe so klein war. Indessen sprang der Fähndrich Acevedo und ein anderer Soldat über Bord, und schwammen ans Land. Als die Indianer sie näher kommen sahen, so reichten sie ihnen lange Stangen, an welchen Netze mit Perlenmuscheln angefüllt, hingen. Sie betrachteten die Spanier, wie Götter, und unterstundten sich nicht sie anzuhören. Diese Leute gaben ihnen zu verstehen, daß in der Gegend da herum Holz und Wasser sey, und das es viel große Städte gäbe, wo man vielerley Sachen zu kaufen fände, welche man an die Leute, so mitten im Lande wohnten, verhandelte. Diese Leute schienen Fischer zu seyn, welche mit nichts anders als Fischen handelten, die sie in die nächsten Städte brächten.

Das Schif des Admirals blieb zwey Tage da, um auf gutes Wetter zu warten, damit man Leute ans Land schicken könnte, die das nöthige Holz und Wasser holten. Während dieser Zeit blieben die Indianer beständig am Ufer, und riefen die Leute am Bord. Das Meer aber war unaufhörlich stürmisch, und das Schif setzte also seinen Weg fort, um einen andern Ort aufzusuchen, wo es Holz und Wasser einnehmen könnte. Den 2ten des Heumonats reifete es ab, und setzte seinen Weg nach der Insel St. Roch fort, welche ohngefehr acht Meilen von dieser Bay entfernt ist. Mitten in dieser Insel ist eine Kette von Bergen, die sieben Kinder (Siete Infantes) genent, weil sie aus sieben verschiedenen Bergen bestehet.

Als die Hauptgaleere und die Fregatte aus der Walfischbay ausgefahren waren, so entdeckten sie den 8ten August eine Bay, die ihnen gute Hofnung machte, das sie daselbst finden würden, was sie suchten, und sie warfen Anker aus. Einige Soldaten gingen ans Land, Holz und Wasser zu holen, sie fanden dasselbe aber so unbebauet und unfruchtbar, das sie unverrichteter Sache zurück an Bord kehren mußten. Da also unsere Leute sich in ihrer Hofnung betrogen fanden, so setzten sie ihre Reise fort, und kamen den Abend vor Maria Himmelfahrt in eine Insel, die nahe am Lande liegt, wo das Schif des Admirals Anker geworfen, und die Küste untersucht hatte. Die Hauptgaleere bekam aber eine andere Insel zu Gesichte, welche zwey Meilen weiter hin lag, und fuhr auf dieselbe zu, ohne die erste zu berühren, und gab ihr den Namen Assomtion (Maria Himmelfahrt.) Der Admiral langte den 7ten August daselbst an. Diese Insel ist von mittelmäßiger Größe, ihr Erdreich ist steinicht, sandigt, und voller Mdwen. In einigen Kreecken giebt es eine unzählliche Menge von Seevölsken, die so groß wie ein Kalb sind, und eine so große Menge Fische, das zwey Soldaten, welche zur Lust mit Angeln fischten, binnen einer Stunde so viel fingen als die Schaluppe fassen konte. Sie waren alle gesund zu essen, und schmeckten wohl, vornemlich waren die Sardellen sehr groß und gut. Der P. Anton las hier an dem Tage der Verkklärung Christi Messe, worauf sich der Sergant Michael von Legar mit einigen Soldaten ans Land begab, um Wasser und Holz zu suchen. Er traf der Insel gegen über eine See an, welche

che voll schönen Salzes war, und nahe bey denselben waren einige Brunnen in dem Sand gegraben, deren Wasser süße war. Der Admiral hielt hierauf Rath, und weil er sahe, wie schwer es sey, hier frisches Wasser einzunehmen, so setzte er seinen Weg nach der Insel Cerros, in der Hoffnung, die Hauptgaleere anzutreffen, fort. Den 9ten August reifete er von dieser Insel ab, nachdem der P. Anton eine Charte davon gezeichnet hatte.

Oben habe ich gesagt, daß die Hauptgaleere und die Fregatte der Insel Asomtion gegen über angekommen war, und den Abend vor der Himmelfahrt Maria bey einer andern, zwey Meilen davon entlegenen Insel, Anker geworfen hätten, der sie den Namen St. Roch gaben. Den Tag darauf befahl der General dem Fähndrich Marçon, mit einigen Soldaten ans Land zu treten und Wasser zu holen. Der Fähndrich Martin von Aguilar ging mit ihm, und entdeckte mit sehr viel Mühe die Brunnen und Salzquellen, welche des Admirals Leute vorher gefunden hatten, traf auch über dieses einige Merkmale an, die ihm zu erkennen gaben, daß sie da gewesen wären, worüber er sich ausserordentlich freuete. Das Meer war so groß, daß sie kaum so viel in diesen Brunnen fanden, als zur Anfüllung einiger Sonnen hinreichte. Während der Zeit, daß sich die Spanier an diesen Orte aufhielten, liefen die Indianer haufenweis an das Ufer, und gaben und nahmen verschiedne Geschenke. Die Hauptgaleere und die Fregatte segelte, nachdem sie Wasser, Salz und Holz so viel sie nöthig hatte, eingenommen, auf die Insel Cerros zu, in der Hoffnung des Admirals Schif daselbst anzutreffen. Unterwegens kamen sie mit dem Schiffe einem hohen Berge gegen über, welcher ohngefähr zwölf Meilen von der See entfernt war, und dem sie sich nicht nähern mochten. Als der Admiral mit seinen Schiffe hier ankam, so erhob sich ein so heftiger Nordwestwind, daß er eine Woche lang aufgehalten wurde, ohne um das von diesem Berge gemachte Vorgebürge umfahren zu können; durch vieles labiren näherte er sich einigen Felsenstücken, welche sich von diesem Vorgebürge und dem festen Lande abgetrent hatten. Auf dem Berge selbst sahe man weder Gras noch Kraut, wohl aber viele Adern von verschiedenen Farben, welche den vortreflichsten Anblick von der Welt

Welt gaben. Einige Soldaten und ein Matrose aus Peru, welche in den Erzgruben gearbeitet hatten, versicherten, dieser wunderbare Berg sey ganz aus Gold und Silbergängen zusammen gesetzt, und wenn es wegen des Windes und der Küste angegangen wäre, so würde der Admiral einige Personen dahin geschickt haben, um sich von der Wahrheit dieser Sache zu versichern. Als sich nun der Wind gelegt hatte, so umfuhren sie das Vorgebürge, und segelten auf den Berg oder die Insel Cerros zu, welche zwischen dem festen Lande und der kleinen Insel Nativite de Notre-dame liegt, und warfen am 19ten August unter der Insel Cerros Anker.

Die Hauptgaleere und die Fregatte waren glücklicher als das Admiralschiff, sie umfuhren dieses Vorgebürge ohne die geringste Schwierigkeit, und blieben in einen guten Hafen liegen, dem sie den Namen St. Bartholomäus gaben, und der drey Meilen disteils der Insel Cerros ist. Der General schickte den Fähndrich Maragon und einige Soldaten ans Land, um Wasser zu holen, welches ihnen aber nicht gelang, weil das Land sehr trocken und unfruchtbar war. Sie fanden auf der Küste eine Art Harz, welches aber so einen garstigen Geruch hatte, daß sie es gern liegen ließen. Sie hielten es vor Ambra, und es war dessen so eine große Menge, daß man ein ganzes Schiff hätte beladen können.

Der Admiral würde diesen Hafen selbst untersucht haben, wenn ihn nicht die Nacht verhindert hätte. Da nun der General sahe, daß man da kein Wasser finden könnte, so gab er Befehl zur Abreise, und man stieß die Nacht des 24ten Augusts wieder in die See. Sie fuhren um die Insel Nativite herum, ohne sie zu sehen, und langten den folgenden Tag bey der Insel Cerros an, die sie für festes Land hielten, und an derselben hinfahren wolten. Indessen gefiel es den Herrn über Wind und Meer, daß sie über neun Tage aufgehalten wurden, ohne bey dem Vorgebürge St. Augustin vorbeü zu kommen. Endlich wurden sie müde zu lauern, und der General gab Befehl an das Land zu fahren, um sich für den Nordwestwind in Sicherheit zu setzen, und warf an diesen Orte Anker. Die Fregatte wurde mit dem Cosmographen Hieronymo Martin fortgeschickt, um das Land aufzunehmen. Auf diese Art warfen sie demnach den letzten August auf der Mittagsseite von der Insel Cerros Anker.

Man

Man hat oben gesehen, daß der Admiral am 19ten August auch an dieser Insel Anker geworfen hat. Den Tag darauf, nemlich den Festtag des heiligen Bernhard, hatten sich der Admiral Toribio Gomez, der W. Anton und der Hauptmann Peguero, unter Begleitung einiger Soldaten ans Land begeben, um Wasser und Holz zu suchen. Sie fanden unterwegs einen Fußsteig, wo man Fußstapfen von Menschen sahe, und der auf eine Anhöhe führte, die mit den allerschönsten grünen Schwerdhlilien bedekt war. Nahe dabey entdeckten sie einige Merkmale von einem Flusse, der erst seit einiger Zeit vertrocknet war. Eben dieser Fußsteig führte in ein rauhes Thal, in dem sie viele Brunnen von süßem Wasser fanden, in welche Meerwasser getreten war, dessen man sich aber doch im Nothfal bedienen konnte. Sie gingen diesem Fußsteige noch weiter nach, und langten bey einer abschüssigen Höhe an, welches der höchste Ort auf der ganzen Insel war. Aus Neugierde zu wissen, wohin sie dieser Fußsteig führen würde, so folgten sie ihm bis an das Vorgebürge St. Augustin, welches die Hauptgaleere, wie ich oben angemerkt habe, nicht hatte umfahren können. Da sie nun sahen, daß sie gar kein Wasser fanden, so gruben sie neue Brunnen, füllten ihre Tonnen vol und schafften sie auf eine halbe Meile weit bis in das Schiff. Nachdem sie zwölf Tage über dieser schweren Arbeit zugebracht hatten, so beschloß der Admiral und sein Rath, um die Insel herum zu fahren und die Hauptgaleere aufzusuchen. Sie spanten daher den 2ten August die Segel auf, und fuhren südwärts; kaum aber hatten sie eine Meile zurückgelegt, als ein Matrose ein Schiff entdeckte, welches ganz nahe an der Insel vor Anker lag. Gleich darauf wurde man das Schiffsvolk gewahr, welches die Segel einzog, als wenn sie erst den Augenblick angekommen wären. Endlich sahen sie, daß es die Hauptgaleere war, worüber sie sich außerordentlich freueten. Der W. Thomas von Aquinos, welcher an Bord der Hauptgaleere war, wurde das Schiff des Admirals gewahr, welches unter dem Schiffsvolk eine große Freude erregte. Es ist unmdglich, die Freundschaft auszudrücken, mit der sie einander aufnahmen, als sie zusammen kamen. Man fragte die Leute des Admirals auf Befehl des Generals, was denn das für eine Gegend sey: worauf ihnen diese antworteten, daß

Californ, dritter Theil. R es

es die Insel Cerros sey, daß sie sich schon zwölf Tage hier aufgehalten hätten, und daß sie eben iho herumgekreuzt wären, um sie aufzusuchen. Das Schiffsvolk auf der Hauptgaleere wunderte sich über diese Nachricht um desto mehr, weil es diese Insel für festes Land gehalten hatte, ihre Verwunderung aber wurde noch größer, als sie über die Wege der Vorsehung nachdachten, die sie wieder zusammen gebracht hatte. Da es beyden Schiffen an Wasser und Holz fehlte, so kehrten sie miteinander an den Ort zurück, wo das Schif des Admirals vor Anker gelegen hatte. Der General lies unverzüglich ein Zelt aufschlagen, um den Gottesdienst darinnen zu verrichten. Er besuchte hierauf den Ort, wo das Volk des Admirals Wasser geholt hatte, fand aber so viele Schwierigkeiten dabey, daß er den Fähndrich Johann Franciscus mit zwölf Soldaten in die Insel hinein schickte, um zu sehen, ob man nicht eine Quelle oder einen Fluß ohnweit des Ufers finden könnte. Nach vielem Hin und Herlaufen, traf der Sergeant in einer Entfernung von zwey Meilen einen kleinen Strom mit süßem Wasser an, der sich ins Meer ergoß. Der General schickte also seine Leute dahin, Wasser einzunehmen, und man richtete eine Art von einer Kapelle auf, in der die Geistlichen den Gottesdienst verrichten konnten.

Unterdessen als man sich mit Wasser versah, und das Volk anrühete, gab der General der Fregatte Befehl, die Insel ganz zu umfahren, und die Bay zwischen dem festen Lande, und das Land bey dem Hafen St. Bartholomäus zu untersuchen, wie auch den P. Anton de l'Ascension und den Cosmographen, dieselbe zu begleiten. Sie gingen unter Segel, und ihre Beobachtungen zeigten, daß in einer Weite von dreyßig Meilen das Land und seine sehr hohen mit Fichten und Cedern bewachsene Berge sehr bevölkert wären, daß aber die Einwohner desselben nicht gefellig seyn, weil sie, an statt den Spaniern auf ihre Fragen zu antworten, auf die Berge flohen und ihnen droheten, sie zu überfallen, wenn sie nicht fortgehen würden. Die Fregatte begab sich also von da weiter um die Bay zu untersuchen, welche ihnen ein Arm des Meeres zu seyn schien, welcher auf der Morgenseite tief in das Land hinein dränge. Hierauf untersuchte sie die kleine Insel la Navioite, zwischen welcher der Admiral durchgefahren war, die aber wüste ist, und außer einer Art von wildem Fenchel nichts hervorbringt. Nach-

Nachdem die Fregatte also den Befehl des Generals befolgt hatte, so kehrte sie wiederum zu den Schiffen zurück, wo man das Wasser einschiffete, und alsdenn Befehl gab, vom Lande zu stoßen. Die Flotte reifete den 9ten des Herbstmonates von dieser Insel nach der Insel Lenizas ab, und nahm ihren Weg nach Nordwest gegen das feste Land, wo sie den 17ten ankam. Sie fand die Küste eben und angenehm, und als sie eine Bay gewahr wurde, so begab sie sich in dieselbe vor Anker, und belegte sie mit dem Namen St. Hippolytus. Der General schickte einige Soldaten des Admirals, und einige von seinem Schiffe ans Land, welche unter der Anführung des Hauptmannes Peguero und des Fähndrichs Marçon das Land untersuchen solten. Zugleich befahl er ihnen, Netze mit zu nehmen, damit sie bey ihrer Zurückkunft fischen könten.

Sie befanden das Land sehr fruchtbar und angenehm, trafen auch eine gebahnte Landstraße, und eine mit Palmblättern bedeckte Hütte an, in welcher fünfzig Personen sehr wohl Raum hatten. Sie brachten eine Menge vortreffliche Fische, die man *Pejes-reyes* nennet, mit an Bord. Diese Fische sind eben so groß, wie der weiße Fisch *Mechoacan*, und schmecken wie Sardellen. Der General gab Befehl zur Reise, und die Flotte ging also zwischen 8 und 9 Uhr Abends unter Segel.

Vier Meilen von der Bay St. Hippolytus gen Nordwest ist eine zweyte Bay, welche den Namen St. Coma und St. Damien hat. Diese lies der Admiral, während daß er die Hauptgaleere suchte, untersuchen. Sie liegt für dem Nordwestwinde sicher, und nahe am Ufer giebt es eine See von süßem Wasser. Das Land ist eben, und scheint ziemlich fruchtbar zu seyn.

Die Flotte wurde, indem sie ihre Reise fortsetzte, längst an der Küste große Feuer gewahr, woraus man schloß, daß in dieser Gegend viele Indianer wären. Der Nordwestwind ist ordentlicher weise mit sehr schlechtem Wetter begleitet, welches längst der Küste hingehet, und voritz wurde er so heftig, daß die Flotte gezwungen war, sich an den Fuß einiger sehr hohen und schwarzen Berge, die oben sehr flach waren, ans Ufer zu legen. Diese Berge nanten sie die Tafeln des heiligen

ligen Cyprians (Mesas de San-Cypriano). Diesen Bergen gen Südost waren einige weiße und sehr steile Felsen, auf denen sich viele Indianer befanden. Der General befahl der Fregatte ans Land zu setzen, um zu sehen, was dies für ein Volk wäre, und damit der Cosmographus den Prospekt des Landes abzeichnen könnte. Es überfiel aber die Fregatte, als sie am Fuß des Berges war, eine Windstille. Den Tag darauf näherten sich die Schiffe dem Lande: sie konnten aber nicht auf dasselbe kommen, ja der Nordwestwind nahm so zu, und das Meer trat so hoch, daß sie genöthiget waren, vier und zwanzig Stunden lang segelfertig zu bleiben, ja es fehlte wenig, daß des Admirals Schif nicht unterfanf.

Sie setzten den folgenden Tag früh ihren Weg so gut als sie konnten fort; zu Mittag aber wurde der Wind stärker, als er in der Nacht gewesen war, und gegen Abend erhob sich ein sehr dichter Nebel, welches in dieser Gegend eine untrügliche Vorbedeutung von schlechtem Wetter ist. Als der General die Gefahr sahe, in der sich der Admiral befand, so änderte er seinen Weg, und suchte einen Ort auf, wo man Anker werfen könnte, den er aber nicht fand. Den folgenden Tag heiterte sich das Wetter auf, und es erhob sich ein Wind vom Lande her, welcher machte, daß sie dasjenige, was sie durch den Sturm am Wege eingebüßet hatten, wieder gewannen, und sie langeten bey den Tafeln des heil. Cyprians an, wo das Land ein Cap formirte, bey welchem die Fregatte sie zurückgelassen hatte. Hier wurden sie aufs neue von einem sehr heftigen Nordwestwinde angefallen, der mit einem sehr dichten Nebel begleitet war, wodurch das Schif genöthiget wurde, die ganze Nacht die Segel ausgespannt zu haben. Dieser Sturm und die Dunkelheit der Nacht waren Ursache, daß die Hauptgaleere und des Admirals Schif einander aus dem Gesichte verlohren.

Die Ursache, warum der Wind auf dem Vorgebürge Enganno so heftig war, ist, daß die Luft außerordentlich zusammen gedrückt wird, wenn sie zwischen dem Vorgebürge und der Insel Cenija durchgehset, welche ohngefähr acht Meilen von dem festen Lande, auf welchem das Cap Enganno ist, gen Nordost liegt. Diese Insel ist in der Mitte getheilt, und macht zwey hohe Berge, die von einerley Höhe

ße und oben rund sind. Der Admiral entdeckte sie, nachdem er sich von der Hauptgaleere verlohren hatte, damals aber verhinderte ihn der Nebel, sie zu sehen.

Als sich nun die Hauptgaleere allein sahe, so wendete sie alles an, des Admirals Schiff wieder zu finden, und sie wagte es sogar, das Vorgebürge Enganno zu umfahren, indem sie sich so nahe als möglich ans Ufer hielt. Sie fand die Fregatte, wurde aber den Admiral nicht gewahr, und besürchtete daher, daß er Schiffbruch gelitten hätte. Man fand gen Nordwest von den Tafeln St. Cyprian und von dem Vorgebürge Enganno einen Hafen, in welchen auf des Generals Befehl beyde Schiffe einfuhren. Sie langten den 2ten des Weinmonats in diesen Hafen an, und gaben ihm den Namen die St. Franciscusbay. Sie fanden bey einer Gemeinheit von Indianern Zwiebeln und Gemskörner. Das Land ist eben und fruchtbar, und man siehet aus dem Miste und andern Merkmaalen, daß viel Vieh und roth Wildpret daselbst ist. Die Leute auf der Fregatte erzählten auch, daß sie etwas weiter eine kleine Insel gefunden hätten, der sie den Namen St. Hieronymus gegeben, worauf der General einige Matrosen hianschickte, sie zu untersuchen. Sie fanden daselbst eine erstaunend große Menge von Vögeln, und die Insel ganz mit Busch bewachsen; sie fischten auch Schellsche und andre Fische zum Vorrath. Es schien ihnen, als wenn jenseit dieser Insel eine große Bay, und so wohl auf der hohen See als nah am Lande ein starker Strom wäre. Weil der General vermuthete, daß in dieser Bay ein Fluß seyn möchte, so begab er sich mit seinen zwey Schiffen in der Absicht dahin, wenn er einen guten Hafen fände, daselbst einige Tage auf den Admiral zu warten, welcher nothwendiger weise hier vorbey fahren mußte. Die Fregatte ging zuerst hinein und untersuchte den Weg, sie fand aber nur bey dem Eingange des Creeks drey Klaffern tief Wasser, daher sich die Hauptgaleere nicht nach wagte. Die Fregatte fuhr aber über die seichten Orte weg, und fand einen sehr guten Hafen. Der Fähndrich Marçon begab sich mit zwölf Soldaten ans Land, um Wasser und Holz zu holen, und fand nahe bey dem Creeck eine Menge Indianer, welche in Rähnen fischten, die sie aus einer Art von dichten und biegsamen Binsen geflochten hatten, der in süßem Wasser wächst. Die Indianer

bianer kamen mit vielen Freundschaftsbezeugungen auf die Spanier los, gaben ihnen Fische, und zeigten ihnen viele Brunnen mit süßem Wasser, aus denen sie selbst tranken. Diese Brunnen lagen in einem Busche von Weiden, mit solchem Schilf vermischt, aus dem sie ihre Röhre flochten. Diese Nachricht war dem Schiffsvolk sehr angenehm, der General ließ ein Zelt aufschlagen, in welchem man Messe lesen könte, und ließ während der Zeit, da er auf den Admiral wartete, Holz, Wasser und viele Fische an Bord tragen. Sie hätten dieser Mühe überhoben seyn können, denn die Indianer brachten ihnen alle Morgen Fische: denn sie hatten zu den Spaniern so viel Liebe, daß sie ohne dieselben gar nicht bleiben konten. Ja sie wolten sogar niemals von ihnen gehen, ohne den General und die Geistlichen vorher um Erlaubnis gebeten zu haben. Die Spanier ihrer Seits gaben ihnen einige kleine Geschenke von geringem Werthe, die sie nicht genug bewundern konten; und als sich der Ruf von ihnen in dem Lande ausgebreitet hatte, so lief von allen Seiten eine Menge von Indianern herzu. Sie aßen mit unsern Leuten, und sagten ihnen ihre Sprache nach, als wenn sie in Spanien geboren wären. Alles was die Spanier thaten, machten sie nach, und widerholten alle Worte, die sie aussprachen. Die Weiber waren mit Häuten von rothem Wildpret bekleidet, und führten sich sehr schamhaftig auf; die meisten von ihnen nährten zwey Kinder auf einmal.

Diese Indianer treiben mit den Bblkern, die mitten im Lande wohnen, Handel, und vertauschen ihre Fische für Mexcal, oder gekochte und wie eine Latwerge zubereitete Maguel-Wurzel, und für neßförmige künstlich gearbeitete Beutel. Sie glaubten immer, sie könten für Glascorallen und andere Kleinigkeiten, die sie von den Spaniern bekamen, nicht genug geben. Sie gaben den Spaniern durch Zeichen zu verstehen, daß in dem Lande Leute wohnten, welche bekleidet wären, Bärte trügen, und sich des Schiesgewehres bedienten. Allem Ansehen nach, sind dies diejenigen, so den Don Johann von Onnate in seiner Reise nach Neu-Mexico begleiteten; denn nach der Landcharte beträgt die Entfernung der Mittagsszirkel, und der Unterschied der Himmelsgegenden, welcher in den Charten des W. Anton de l'Acension angegeben ist, nicht mehr als zweyhundert Meilen von diesem Orte bis an
das

Das Lager des Don Johann von Omate: gesetzt aber, man halte auch dies nicht für wahrscheinlich, so müste dieses Volk, von dem die Indianer redeten, eine gesittete und civilisirte Nation, und die nemliche seyn, von der die Indianer in Neu-Mexico sagen, daß sie in dieser Gegend wohne.

Nachdem die Hauptgaleere und die Fregatte so lange in dieser Bay geblieben war, als man miteinander verabredet hatte, so gab der General Befehl unter Segel zu gehen, und des Admirals Schiff aufzusuchen, welches man den 24ten des Weinmonats auch that: kaum aber waren unsere Leute aus der Bay, als sie ihn antrafen, welches ihnen eine desto größere Freude verursachte, da sie ihn acht und zwanzig Tage nicht gesehen hatten, und in den Gedanken stunden, er sey untergegangen.

Man hat oben gesehen, wie die Hauptgaleere von dem Schiffe des Admirals bey dem Vorgebürge del Enganno getrennt wurde, und was der erstern bis zu ihrer Ankunft in die Bay der eilftausend Jungfrauen, wo sie wieder zusammen stießen, begegnete. Vorigo wil ich erzählen, was dem Schiffe des Admirals unterdessen zugestoßen ist. Auf diesem Schiffe glaubte man, wie ich oben bey Gelegenheit des Ungewitters, das sie trennete, erzählt habe, daß die Hauptgaleere ihren Weg verlohren habe, und der Admiral war demnach nebst seinem Rathe willens, sie in den Häfen, wo sie vorbegefahren waren, aufzusuchen. Sie kehrten demnach den 24ten des Herbstmonats um, fuhren an der Küste hin, erkantten die Bayen St. Come, St. Damien, St. Hippolytus und die Insel Cerros, wo sie sich mit Holz und Wasser versahen, woran sie Mangel litten. Weil sie aber die Fregatte nicht fanden, so kehrten sie zu ihrer ersten Station zurück, und fuhren stets an der Küste hin, weil sie in den Gedanken stunden, sie möchte jenseit der Parallele, wo sie von einander getrent worden waren, geblieben seyn. Damit sie aber das Vorgebürge del Enganno vermieden, so schiften sie fünf Tage hinter einander nach Osten; nach deren Verfließung sie sich ohngefähr vier und zwanzig Meilen von einer großen Insel befanden, die sie für die Insel Los-Paparos hielten; sie konten sich aber derselben nicht nähern, weil ihnen der Wind zuwider war.

Da

Da indessen das Schif sowohl wegen des heftigen Windes, als der heftigen Bewegung der Wellen, viel Wasser schöpfe, um dasjenige nicht zu rechnen, was durch das Hin- und Herwanken ins Schif kam; so hielt man es für gut, sich der Küste zu nähern, damit sich das Volk im Fal der Noth retten könnte. Als sie nahe am Ufer waren, so sahen sie die Insel auf der linken Seite, und als sie in die Bay der eilftausend Jungfrauen hineinfuhren, so trafen sie die Hauptgaleere und die Fregatte an, welche eben ausfuhren. Sie freueten sich, daß sie einander wieder sahen, und der General befahl, daß man in den ersten Hafen, den man unterwegs antreffen würde, einfahren sollte. Sie fuhren nahe bey einer kleinen Insel, die ohnweit von dem festen Lande war, vorbei, welcher sie den Namen St. Hilarius gaben, und jenseit derselben entdeckten sie eine große Bay, welche der General von der Fregatte untersuchen ließ. Die Fregatte fand, daß sie für dem Nordwestwinde sicher läge; wurde auch eine Menge Indianer am Ufer gewahr. Kurz darauf erhob sich ein heftiger Nordwestwind, der unsere Schiffe nöthigte sich dahin zu begeben, und weil es eben der Tag St. Simon und Juda war, so gaben sie ihr diesen Namen. Der General gab dem Admiral Befehl, hier Wasser und Holz einzunehmen.

Den andern Tag früh schickte der General den Hauptmann Peguero und den Fähndrich Marçon mit einigen Soldaten auf der Schaluppe seines Schiffes ans Land, süßes Wasser zu holen. Sie fanden nahe am Ufer eine große Anzahl Indianer, die ihnen sehr munter und muthig zu seyn schienen: an statt aber, daß sie die Spanier beunruhigten, ließen sie ihnen vielmehr an einem feuchten mit Salbey und Schwerdtlilien bewachsenen Orte viele Brunnen graben, und sich mit Wasser versehen. Bald darauf aber als sich die Indianer vorstellten, daß die Höflichkeiten und Geschenke der Spanier von der Furcht derselben herrührten, gingen sie in ihrem Uebermuthe so weit, daß sie den Soldaten etwas von ihrem Geräthe wegnehmen wolten, und ihre Bögen als die Zeichen der Verachtung über ihre Häupter hielten. Sie wolten sogar denen Schiffsjungen eine Schaluppe wegnehmen, die man demselben zu bewachen anvertrauet hatte: und als unsre Leute wieder in die Schaluppe

Luppe traten, so warfen sie mit Steinen nach ihnen, welches einen von den Spaniern bewog, sein Gewehr in die Luft zu schießen, um ihnen Schrecken einzujagen. Da aber die Indianer sahen, daß ihnen dieser Schuß nichts schadete, so wurden sie nur kühner, so daß sie, als der Hauptman Peguero den andern Tag mit sechs Soldaten wieder ans Land trat, ans Ufer gelaufen kamen, und unsern Leuten eben so trotzig begegneten wie vorher. Drey Soldaten, die ihre Luntten eben angezündet hatten, gaben ihnen ein Zeichen, daß sie fortgehen sollten, an statt aber, ihnen anzuhören, versuchten sie vielmehr dieselben mit ihren Bogen bey den Köpfen zu fangen, und ertapten in der That einen Soldaten auf diese Art: der Steuermann Anton Florez zog aber seinen Säbel und hieb Bogen und Saite auf einen Hieb entzwey, wodurch sich die Indianer so beleidigt fanden, daß sie ihre Bogen spanneten, Pfeile auflegten und nach unsern Leuten zielten. Doch diese kamen ihnen zuvor, gaben Feuer auf sie, und warfen auf die erste Salve sechs Mann zu Boden. Ihre Landesleute trugen sie auf ihren Rücken auf eine kleine Anhöhe, und gaben alsbald ihren Nachbarn von diesem Zufalle Nachricht. Ohngefehr eine Stunde darauf sahe man ein Corps von zweyhundert Indianern, die ganz buntschreckigt von vielerley Farben aussahen, ankommen; sie hatten große Federbüsche auf ihren Köpfen, und machten Miene die Spanier anzufallen, welche mit dem Fährdrich Marçon ans Land getreten waren. Dieser gab daher seinen Leuten Befehl, auf ihrer Hut zu seyn. Indessen getrauten sich die Indianer aus Furcht für dem Schießgewehr nicht an unsere Leute; sie schickten aber einen Indianer mit einem kleinen Hunde zum Zeichen des Friedens ab, auf welchen die Spanier zugingen. Die Indianer sahen unverrückt auf die Flinten, und gaben unsern Leuten zu verstehen, daß vier von ihren Kameraden getödtet worden wären, und daß die andern an ihren Wunden bald sterben würden. Sie schienen über die Aufführung ihrer Leute sehr böse zu seyn, machten unsern Leuten einige kleine Geschenke zum Zeichen des Friedens und begaben sich wieder zurück. Da nun die Schiffe Wasser genug eingenommen hatten, so gab der General Befehl zur Abreise und die Flotte ging Freytags den ersten des Wintermonats unter Segel.

Als sie aus der Bay St. Simon und Juda heraus waren, so setzten sie ihre Reise mit eben so vieler Mühe als vorher fort, und langten bey einer großen Bay an, die um und um, ihren Eingang ausgenommen, mit hohen Bergen umgeben war. Es schien ihnen, als wenn am Ufer nahe an der Bay die Mündung eines Flusses wäre. Auf der Westseite sind zwey Inseln, denen sie den Namen Toddos Santos (aller Heiligen) beylegten. Die Fregatte mußte sich dahin begeben, und des Admirals Schiff folgte ihr nach. Die Hauptgaleere sahe, daß die Nacht heranrückte, und blieb also auf der weiten See, worauf die andern, um sich nicht zu weit zu entfernen, zurückkamen. Dieses geschah den 5ten des Wintermonats. Den folgenden Tag beschloß man sich in die Bay zu begeben und sie zu untersuchen; weil sich aber der Wind mittlerweile erhob, so verschob es der General bis auf seine Rückreise, und befahl weiter zu schiffen. Nachdem sie einige Meilen zurückgelegt hatten, so wendete sich der Wind auf einmal nach Nordwest, welches sie nöthigte, sich an die Küste zu halten, auf der sie viel Feuer und Rauch entdeckten, den die Indianer machten, um sie zu locken, ans Land zu treten. Sechs Meilen vom festen Lande trafen sie vier Inseln an, die sie die gekrönten (Cos. Coronados) nannten. Die zwey kleinern hatten die Figur eines Hut Zuckers, die andern waren ein wenig größer. Diese Inseln gegen Norden auf dem festen Lande ist der berühmte Hafen St. Diego, in welchem die Flotte den 10ten des Christmonates, Abends um sieben Uhr, einfuhr. Den Tag darauf schickte der General viel Personen ans Land, einen Wald zu untersuchen, der auf der Nordwestseite dieser Bay lag. Diese Untersuchung nahm der Fähndrich Marçon, der Hauptmann Veguero, der P. Anton de l'Ascension und acht Soldaten auf sich. Sie fanden in diesem Walde sehr hohe und gerade gewachsene Eichen, und einige Arten von Rosmarin, wie auch viele verschiedene wohlriechende und medicinalische Pflanzen. Von den erhabenen Dörtern konnte man die ganze Bay übersehen, und sie schien ihnen weit, bequem und sicher zu seyn. Der Wald ist gen Nordwest, und hat ohngefähr drey Meilen in der Länge, und anderthalb in der Breite. Auf der Nordwestseite des Waldes ist ein anderer sehr bequemer Hafen. Sie hinterbrachten dem General al-

led,

leß, was sie befunden hatten, worauf derselbe Befehl erteilte, ein Zelt aufzuschlagen, die Schiffe zu reinigen und mit Unschlit zu beschmieren, da unterdessen das übrige Schiffvolk nach Holz ging und Wache hielt. Sie holten das Wasser auf einer kleinen sandigten Insel, wo sie tiefe Gräben machten, deren Wasser bey der Fluth süße und helle, bey der Ebbe aber mit Seewasser vermischt war. Die Schildwache, die man in das Holz gestellet hatte, brachte eines Tages die Nachricht, daß sie eine große Anzahl nackender Indianer sähe, die sich am Leibe schwarz und weiß beschmieret hätten, und auf das Ufer mit Pfeilen und Bogen zu marschirten. Der General befahl dem P. Anton, ihnen entgegen zu gehen und Friede anzubieten. Er nahm niemanden als den Fährndrich Johann Franciscus und sechs Soldaten mit sich. Als er ihnen nun ziemlich nahe war, so steckte er ein weißes Schnupftuch auf einen Stab und hielt es zum Zeichen des Friedens in die Höhe, worauf die Indianer Hände vol Erde nahmen, sie in die Luft warfen, und ihre Bogen und Pfeile den Soldaten überreichten. Der P. Anton umarmte sie, gab ihnen Brod, und schenkte ihnen einige Halsbänder, über welche sie außerordentlich vergnügt zu seyn schienen. Sie folgten ihm ins Hauptquartier, kaum aber hatten sie unsere Leute zu Gesichte bekommen, als sie auf eine kleine Anhöhe flohen, und von da aus zwey Weibspersonen zu unsern Leuten schickten, die sich dem Zelte des Generals mit furchtsamer Mine naheten. Die Patres und Soldaten beschenkten sie mit Zwiebak, Paternostern und Halsbändern von Glascorallen und schickten sie zurück, um ihren Landsleuten zu melden, wie sie aufgenommen worden wären. Allem Ansehen nach richteten sie ihre Commission aus; denn gleich drauf kamen die Indianer zu den Spaniern. Die meisten derselben hatten ihren Körper mit weißer und schwarzer Farbe gemahlt, und hatten große Federbüsche auf ihren Köpfen. Der General nahm sie sehr höflich auf, machte ihnen Geschenke, und theilte ihnen Fische aus, die man in ihrer Gegenwart fing. Die Mahlerey, der sie sich bedienten, schien eine Vermischung von Silber und blau zu seyn. Man fragte sie durch Zeichen, was dies wäre, und sie gaben dem General eine Art einer metallischen Erzstufe, woraus sie diese Farbe zögen, gaben ihm auch zu verstehen, daß

mitten im Lande ein Volk wohne, welches Härte trüge, wie die Spanier gekleidet wären, aus diesen Erzstufen eben solche gezaakte Bänder machte, wie die Soldaten auf ihren ledernen Kollern trügen, und wovon einige in Sammet gekleidet wären, wie der General; sie setzten hinzu, daß diese Leute ihrer Farbe und Sitten nach aus eben dem Lande zu seyn schienen, wo sie her kämen. Diese Indianer waren über die Art, mit der man sie aufnahm, so vergnügt, daß sie sich allemal über den dritten Tag Fische und Zwieback holten, und Häute von verschiedenen Thieren, z. B. von Hermelin, wilden Katzen, wie auch die Neze brachten, in denen sie dieselben fingen.

Man findet in diesem Hafen verschiedene Arten von Fischen, z. B. Austern, Wassermuscheln, Seekrebse, Zungen u. d. gl. und auf einigen Bergen trifft man Gänse, Enten, Wachteln, Kaminichen und Hasen an. Der General und der P. Anton hatten Lust das Land zu besuchen, sie nahmen daher einige Soldaten mit sich, und gingen ziemlich tief hinein, und fanden die schönste Himmelsgegend und das fruchtbarste Erdreich.

Da nun alles zur Abreise fertig war, so ging man den zoten des Wintermonats wieder in die See. Es waren aber viele Soldaten krank, und einige vornehme Personen starben sogar während der Zeit, da man sich in diesem Hafen aufhielt. Kaum hatten sie St. Diego verlassen, als sich aufs neue ein heftiger Nordwestwind erhob, welcher sie jedoch nicht verhinderte, bis an eine Bay zu kommen, um welche herum ein sehr fruchtbares Erdreich zu seyn schien. Man sah auf allen Seiten Rauch, weil die Indianer große Feuer angezündet hatten, um sie auf ihre Küste einzuladen. Sie näherten sich derselben, da sie aber keinen Ort fanden, wo sie für dem Nordwestwinde in Sicherheit lagen, so setzten sie ihre Reise fort, und entdeckten einige Meilen von hier in der Bay St. Catharina eine große Insel, die ohngefähr zwölff Meilen vom Lande entfernt ist, und welcher sie den Namen St. Catharina gaben, weil es eben das Fest dieser Heiligen war. Die Schiffe begaben sich den 28ten des Wintermonats in dieselben, und wurden in einiger Weite davon eine andere größere gewahr, deren Untersuchung sie bis auf ihre Rückreise verschoben.

ben. Als sie sich der Insel St. Catharina näherten, so zündeten die Einwohner auf allen Seiten Feuer an, und kaum waren die Schiffe nahe am Ufer, als die Weiber, Kinder und Alten ein Freudengeschrey ausstießen, und haufenweis herzugelaufen kamen, um die Spanier zu sehen. Der General hies den Admiral Gomez, den P. Anton de l'Ascension, den Hauptmann Peguero, den Fähndrich Marçon und zwanzig Soldaten ans Land treten, um zu sehen, was dies für Volk sey, und um die Insel zu untersuchen. Kaum waren sie ans Land getreten, als sich viele Indianer von beyderley Geschlechte zu ihnen begaben, und ihnen solche Höflichkeiten erzeigten, daß man sehen konte, daß sie schon mehrmal mit Spaniern umgegangen wären. Man forderte Wasser von ihnen, und sie brachten sehr gutes in einem Gefäße von Binsen, das wie eine Flasche geflochten war. Sie hatten dieses Wasser ziemlich weit bey einer kleinen Quelle geholt, die von Sadelbaum und wilden Rosen umringt war, deren es sehr viele in dieser Insel giebt. Als man dem General von allem diesem Nachricht gegeben hatte, so lies er ein Zelt aufrichten, in welchem die Patres Andreas und Anton Messe lasen, denn der P. Thomas war krank. Unsere Leute begaben sich also ans Land, um dem Gottesdienst beyzuwohnen. Bey dieser Gelegenheit kamen viele starke und wohlgewachsene Indianer in das Lager der Spanier, welche den Abend vorher in einem ziemlich wohl gebauten Schiffe, das aber eine sehr schlechte Figur hatte, auf der Fischerey gewesen waren. Einige von diesen Schiffen konten zwanzig Mann fassen; auf den meisten aber waren nur drey, nemlich zwey Männer und ein Kind.

Die Art dieser Indianer zu fischen ist wickig, leicht und sehr vergnügend. Sie haben in ihren Netzen lange dünne Stangen, an deren einem Ende eine Harpue von Fischbeinen, an dem andern aber ein langer Strik ist. Wenn sie nun zwischen den Felsen einen Meerwolf oder einen andern beträchtlichen Fisch sehen, so werfen sie die Harpue nach ihm; und wenn er gros ist, lassen sie den Strik nachschleifen, bis er sich verblutet hat, alsdenn ziehen sie ihn ans Ufer, und wenn er klein ist, ins Schiffgen. Auf solche Art fangen sie so viel Fische als sie wollen. Die Seevögel dienen ihnen sowohl zur Nahrung als Kleidung. Die Weiber dieser India-

ner sind sehr wohl gebaut, haben sehr schöne Augen, reguläre Gesichtszüge und viel Bescheidenheit. Die Knaben und Mädchen mahlen ihren Körper roth und weiß, und sind überhaupt von sehr guter Gemüthsart. Diese Indianer leben in großen Hütten, und haben alles ihr Hausgeräthe von Binsen gemacht, die sie so wohl zusammen geleimt haben, daß kein Wasser durchbringen kan. Diese Insel bringt viel Wurzeln, oder eine Art von Erdbirnen hervor, mit denen die Einwohner großen Handel treiben. Diese Insel, so wie viele andere sind, ist sehr bewohnt, und die Einwohner wohnen in großen Gesellschaften beisammen. Die Spanier fanden einen Tempel daselbst, wo man opferte; er bestand in einem großen ganz ebenen Raume; ohnweit des Altars war ein zirkelrunder Platz von Federn von allerley Geflügel eingeschlossen, das sie wahrscheinlicher weise ihren Abgöttern geopfert hatten. Inwendig in diesem Zirkel war eine mit allerley Farben gemahlte Figur, welche fast eben so aussah, wie die Indianer in Neuspanien den Teufel mahlen. Sie hielt in ihren Händen die Figuren der Sonne und des Mondes. Als unsre Soldaten diesen Tempel zu besuchen gingen, so fanden sie mitten in dem runden Creyse zween außerordentlich große Naben, welche aber bey der Annäherung der Spanier davon flohen, und sich auf einen nahgelegenen Felsen setzten. Die Soldaten schossen sie herunter, worüber der Indianer, der ihnen zum Wegweiser mitgegeben worden war, schrecklich zu heulen und zu schreyen anfang, und einen außerordentlichen Abscheu für der That, die sie begangen hatten, bezeigte. In dieser Insel giebt es viel gute Häfen und viel Fische, vornemlich Sardellen. Man findet in dem Lande Wachseln, Rebhüner, Kaninchen, Hasen und Damnhirsche. Die Einwohner sind sehr sinnreich, und besonders zum Diebstahle geschickt, wovon sie den Spaniern einige Exempel gaben.

Nachdem man viele Gegenden dieser Insel untersucht hatte, so reifete die Flotte den 25ten des Christmonats wieder ab, um die andern zu untersuchen, und denn aufs feste Land zurückzukehren. Ueber St. Catharina hinaus liegt eine ganze Reihe von Inseln, welche immer fünf bis sechs Meilen von einander liegen. Sie sind nicht alle von einerley Größe, alle aber sind sehr bevölkert, und die Einwohner

ner

ner derselben treiben nicht nur mit sich selbst, sondern auch mit den Einwohnern des festen Landes, Handel. Diese Inseln nehmen ohngefähr einen Platz von hundert Meilen ein, und haben eben die Lage wie die Küste des festen Landes. Ihre Anzahl, Größe und Nähe an einander machen, daß die Gallionen, welche aus den philippinischen Inseln oft nach Neuspanien zurück schiffen, sie oft für festes Land ansehen, und sich so weit als möglich von ihnen entfernen. Sie sind sehr bevölkert, und lassen zwischen sich und dem festen Lande einen Durchgang, der zwölffe, zehen, und wo er am schmalsten ist, acht Meilen breit ist, und der Canal St. Barba genennet wird, und ostwestwärts liegt. Als die Schiffe sich nahe am festen Lande befanden, so sahen sie einen Kahn mit vier Rudern auf sich zukommen, in welchem ein Indianer saß, der Oberherr der Küste war. Der Kahn fuhr auf die Hauptgaleere zu, ruderte dreyimal mit einer erstaunenden Geschwindigkeit um dieselbe herum, da unterdessen diejenigen, so drinnen waren, einen Reigen machten, und noch Art der Indianer in Neuspanien Almatote sungen. Sie näherten sich nach diesem der Hauptgaleere ohne die geringste Furcht, und der König oder Cacik des Landes stieg an Bord, ging dreyimal um das Oberverdeck herum und sang dazu; und hielt nach diesem eine Rede in seiner Sprache an den General und die andern im Schiffe. Nachdem er seine Rede geendigt hatte, so gab er ihnen durch Zeichen zu verstehen, daß die Einwohner der Insel St. Catharina vier Kähne zu ihm geschickt hätten, und ihm hätten sagen lassen, daß auf ihrer Küste Schiffe angelandet wären, auf denen sich Leute befänden, welche Bärte und Kleider trügen, übrigens tapfer, großmüthig und gesellig wären, auch denen, die sie besucht, viele Geschenke gegeben hätten; welche Nachricht ihn dahin vermocht, sich an Bord zu begeben, um ihnen sein Land und alles, was dasselbe hervorbrächte, anzubieten. Er bat sie zugleich, sich seinem Lande zu nähern, damit er ihnen dasjenige verschaffen könnte, was sie nöthig hätten. Da er keine Frau im Schiffe sahe, so fragte er, wo sie wären; worauf ihnen der General antwortete, sie nähmen niemals Weiber mit sich, und hätten nichts mit denselben zu schaffen. Hierauf nöthigte ihn der Indianer noch mehr, mit seinen Leuten ans Land zu kommen, und versprach allen, die im Schiffe

Schiffe wären, zehn Weiber zu geben; worüber die Spanier lachen mußten. Der Indianer glaubte, sie wolten ihm durch dies Lachen zu verstehen geben, daß er mehr versprache als er halten könne, und sagte ihnen daher, wenn sie einen Soldaten ans Land schicken wolten, so könten sie sich von der Wahrheit seines Versprechens dieser Sache überzeugen, und er wolle ihnen unterdessen seinen Sohn bis zur Zurückkunft des Soldaten zur Geißel da lassen. Weil aber die Nacht anbrach, so hielt man es für gut, diese Untersuchung auf morgen zu verschieben, und alsdenn ans Land zu gehen, wenn es das Wetter erlaubte. Man gab dem Indianer einige Geschenke, worauf er über die Freygebigkeit der Spanier höchst vergnügt zurück kehrte, und alle nöthige Anstalten zur guten Aufnahme seiner neuen Gäste machte. Eine Stunde nach seiner Abreise erhob sich ein Nordostwind, welches der erste war, den sie auf ihrer ganzen Reise gehabt hatten; und weil er ihnen günstig war, so hielt es der General für gut, seinen Besuch bis zu seiner Zurückkunft auszusehen. Die Escadre ging also unter Segel, und weil dieser Wind von sieben Uhr des Abends bis den 4ten des Christmonats frisch dauerte, so kamen sie bis an den letzten Canton des Canals, wo sich sechs Inseln befinden; davon immer eine zwey Meilen von der andern abstehet. Der Canal ist ohngefehr vier und zwanzig Meilen lang, und die Küste ist mit Buschwerk und indianischen Dörfern vermischt, welches einen vortreflichen Anblick giebt.

Die folgende Nacht wendete sich der Wind auf einmal nach Nordwest, worüber unfre Leute um desto mehr bestürzt wurden, weil sie sich zwischen Inseln und in einem Canal befanden, wo das Meer sehr hoch war. Dieser Wind hielt die ganze Nacht und die zwey folgenden Tage an, den dritten Tag wurde die See ruhig, man verlorh aber die Fregatte aus dem Gesichte. Die Schiffe wendeten dieses schöne Wetter dazu an, aus diesen Inseln heraus zu kommen; sie näherten sich dem festen Lande, um die Küste zu untersuchen, und fanden, daß sie sehr hoch und gebürgigt war. Sie entdeckten auch etliche Bayen, aus derer eine vier Rähne heraus kamen, auf deren jeden zwey nackende Indianer waren, welche an Bord kamen, und unsern Leuten die Fische, so sie bey sich hätten, besonders eingefasene

Car-

Sardellen, und andre kleine Fische, welche sie bey der Fischey als Kibber gebrauchen, zum Geschenke gaben. Als diese Indianer sahen, daß man sie nicht verstände, so redeten sie kein Wort mehr, sondern gaben alles durch Zeichen zu verstehen. Sie waren größer, wohl gebauter und stärker als diejenigen, welche man bisher gesehen hatte, und als sie an Bord stiegen, bedekten sie ihre Blöße mit Ziegenfellen. Die Spanier gaben ihnen Lebensmittel und allerley Geräthe, mit denen sie vergnügt zurück kehrten. Sie schienen von einer sehr guten Gemüthsart zu seyn, und man merkte nichts an ihnen, daß sie zum Diebstahl geneigt wären. Den andern Tag kamen neue Indianer an Bord, und dieser Besuch lief eben so ab, wie der erste. Sie nöthigten unsere Leute, in ihr Land zu kommen, und versprachen ihnen Fische und Eicheln; denn dies ist ihre vornehmste Nahrung. Man machte ihnen Geschenke mit Lebensmitteln, Geräthe, Halsbändern und Paternostern, worauf sie sehr vergnügt in ihre Insel zurückkehrten. Hier war es, wo die Fregatte die Schiffe einholte, und erzählte, daß ihr die Indianer dieser Inseln Fische und Eicheln geschenkt hätten. Der General gab Befehl, die Schiffe sollten sich der Küste nähern, damit man sehen könnte, ob irgend wo ein Hafen sey; denn sie konten es wegen des Nebels an dem Orte, wo sie waren, nicht erkennen. Der Wind war ihnen bis zum 14ten des Christmonats günstig, und als sich das Wetter aufgeklärt hatte, befanden sie sich einer Reihe von sehr hohen und weißen Bergen gegen über, die auf ihrem Abhange röhlich aussahen, und ganz und gar mit Holz bewachsen waren. Sie gaben ihnen den Namen das Gebirge St. Lucia. Diese Berge dienen den Schiffen, die aus China kommen, ordentlicher weise zum Zeichen. Vier Meilen weiter hin ist ein sehr reißender Fluß, welcher von einigen hohen und weißen Bergen herab komt, und sich zwischen den Felsen, die sich am Ufer befinden, in die See stürzt. Seine Ufer sind mit weißen und schwarzen Palmbäumen, Weiden und andern Bäumen und Sträuchen bewachsen, die man auch in Spanien findet. Dieser Fluß wird der Fluß Carmel (del Carmelo) genant. Zwey Meilen weiter ist ein guter Hafen, zwischen welchen und erstberührtem Flusse ein Fichtenwäldgen ist, das zwey bis drey Meilen in der Breite hat. An dem Eingange des

Californ. dritter Theil. P Das

Hafens ist ein Vorgebürge Punto de Pinos genant. Hier legte sich die Escadre vor Anker, um nach Neuspanien Nachricht von ihren Entdeckungen zu senden.

Man hat oben gesehen, daß sie den 1sten des Christmonats in diesem Hafen vor Anker lag, und ihr den Namen Monte-Rey, zu Ehren des Grafen von Monte-Rey, des Vicekönigs in Neuspanien, gab, der sie zu Folge des königlichen Befehls auf diese Entdeckung ausgespikht hatte. Den Tag darauf lies der General ein Zelt aufschlagen, unter welchem die auf den Schiffen befindlichen Geistlichen so lange, als sie hier blieben, Messe lesen könten. Man schlug es unter einer großen Eiche auf, die am Ufer stand, und von welcher zwanzig Schritte weit einige Brunnen mit sehr gutem Wasser waren.

Nach der Messe berathschlagte man sich über die Mittel, wie man dem Vicekönige von denen durch die Escadre gemachten Entdeckungen Nachricht geben könte. Das ganze Schiffsvolk war krank. Der Patron auf dem Schiffe des Admirals, und der Hochbootemann auf demselben waren bettlägrig; die auf der Hauptgaleere konten sich kaum auf dem Oberverdek erhalten; eine große Anzahl von Soldaten, Matrosen und Schiffsjungen waren ebenfalls unpaß, und seit einigen Tagen waren sechszehn Personen gestorben. Man beschlos demnach, daß der Admiral Toribio Gomez von Corvan und die zwey Steuerleute Paschal und Balthasar mit dem Schiffe des Admirals abreisen solte, auf welches man die Kranken, und eine hinlängliche Anzahl Matrosen, die das Schif nach Acapulco führen solten, einschiffen wolte; daß man die andern Personen auf die Hauptgaleere und die Fregatte nehmen, dem Admiralschiffe aber ausser den Lebensmitteln, die es schon am Bord hätte, noch andere auf seine Reise geben wolte.

Als dieser Entschlus gefaßt war, befahl der General sogleich, ihn in Ausführung zu bringen. Er überschifte dem Vicekönige eine umständliche Nachricht von seiner Reise, und bat ihn um eine Verstärkung, damit er den Eingang Californiens untersuchen könte. Die Hauptgaleere und die Fregatte bekamen Befehl, auf diese Verstärkung bis in die Mitte des Mayes zu warten. Er setzte auch eine Berechnung von den Lebensmitteln und der Munition auf, die er nöthig haben wür-

de,

de, wenn er die Küste Californiens völlig untersuchen wolle. Man schafte also die Kranken und den P. Thomas von Aquin an den Bord des Schiffes des Admirals: die Matrosen begaben sich auf den bestimmten Tag ebenfalls dahin, und das Schiff ging den 29ten des Christmonates unter Segel. Es wird dem Leser nicht unangenehm seyn, wenn er die Krankheit, die auf den Schiffen wüthete, kennen lernet. Es ist eben die, welche die, so aus China nach Neuspanien überfahren, auszusteher haben, und sie ist so gefährlich, daß sie oft die Hälfte des Schiffsvolkes hinreißt. Die Luft ist in dieser Breite so kalt und streng, daß sie Leuten von schwacher Natur durch Mark und Bein gehet. Es ist sogar glaublich, daß sie von einer pestilentialischen Art ist, wofern man nicht lieber glauben wil, daß die Feinheit derselben im Stande sey, diese Krankheit in Körpern, die durch Arbeit erschöpft sind, zu erregen. Sie fängt sich mit einem algemeinen Schmerz über den ganzen Körper an, welcher dadurch so empfindlich wird, daß er nicht die geringste Berührung vertragen kan: sie presset sogar den Herzhaftesten Thränen und Geschrey aus. Nachher kommen über den ganzen Körper, vornemlich äußerlich an den Beinen, rothe Flecken zum Vorschein, welche breiter und größer sind als ein Senforn, auf diese folgen zwey querfingerbreite Blattern von eben der Farbe, welche sich erst unter der Kniekehle zeigen, und sich von der Mitte des Schenkels bis in die Kniekehle ausbreiten. Hierdurch wurden diese Theile so steif, daß die Beine versteinert zu seyn schienen, und in der Stellung blieben, in welcher sie von diesem Zufalle waren ergriffen worden. Der Körper geschwilt so sehr, daß sich die Kranken nicht rühren können, ohne grausame Schmerzen auszusteher. Diese Flecken breiten sich nachher aus, das dicke Bein und das Schienbein werden blau, die Feuchtigkeit der Krankheit durchschleicht den ganzen Körper, setz sich besonders in den Schultern an, und verursacht zugleich in den Nieren und Lenden grausame Schmerzen. Der Kranke mochte sich anders legen oder setzen, es linderte sich sein Schmerz deswegen nicht, er wurde vielmehr, wenn er sich nur ein wenig regte, so heftig, daß man sein Leben außerordentlich lieben mus, wenn man nicht, so bald sich diese Krankheit offenbaret, den Tod wünschet. Diese giftige Feuchtigkeit verursacht in dem ganzen

Körper so eine Zerrüttung, daß er ganz und gar mit Geschwüren überzogen wird. Der Kranke kan nicht den geringsten Druck vertragen, und wenn man ihn nur ein wenig zudecken wil, so ersticket er den Augenblick: er seuffzet Tag und Nacht ohne Linderung bekommen zu können; die beste Hilfe, wenn ich so sagen darf, ist daß man weder ihn noch das, worauf er lieget, amführe. Dies sind nicht die einzigen Wirkungen dieser pestilentialischen Seuche. Bey einigen Kranken ist das Zahnfleisch so geschwollen, daß sie die Kimbacken nicht mehr zusammenbringen können. Die Zähne schüttern, wenn man den Kopf nur ein wenig bewegt, ja einige Kranke speyen sie so gar mit dem Speichel aus. Sie können nichts mehr zu sich nehmen, sie vergehen zusehend, und sterben oft, wenn sie mit ihren guten Freunden reden.

Diese Krankheit wüthete also unter dem Schiffsvolke, und es starben viele an derselben.

Wir kehren nunmehr in den Hafen Monte-Rey zurück, wo wir die Hauptgaleere und die Fregatte, welche dafelbst Wasser und Holz einnahm, gelassen haben. Dieser Hafen liegt für allen Winden sicher. Nahe am Ufer stehen sehr viele Fichten von einem schönen Wuchse, die zu Mastbäumen und Segelstangen vortreflich sind, wie auch sehr viele dicke Eichen, welche zum Schiffbau sehr wohl zu gebrauchen wären. Man findet dafelbst Kofensbüche, Weisdorn, Tannen, Weiden, Pappelbäume, sehr schöne Seen, gute Viehweide, und Feld, das zum Ackerbau tüchtig wäre. Das Land bringt rothes Wildpret hervor, unter andern außerordentlich große Bären, und eine Art von Hornvieh, welches dem Büffelochsen ähnlich ist, auch fast die Größe hat, und andere, die so groß sind, wie ein Wolf, und die Gestalt eines Hirsches und eine Haut, wie ein Pelikan haben. Sie haben einen langen Hals, ein Geweihe wie die Hirsche, einen drey Fuß langen und anderthalb Fuß dicken Schwanz, und gespaltene Klauen wie die Ochsen. Man findet hier ferner Dannhirsche, Kaninchen, Hasen, wilde Katzen, Trappen, Gänse, Enten, Tauben, Rebhühner, Droskeln, Sperlinge, Stieglitzen, Kraniche, Geyer, und einen Vogel, der so groß ist, wie ein welscher Hahn, davon einst einer

von dem Ende eines Flügels bis an das Ende des andern Flügels siebenzehn Spannen hatte. Die Küste ist voller Möwen, Seeraben, Raben und Seevögel. In den Felsen findet man eine große Menge Hölungen, von welche einige scheinen die Mütter einer großen Art Muscheln zu seyn, welche so schön glänzen als die feinsten Perlenmutter. Das Meer bringet eine große Menge Austern, Hummern, Krebse u. d. gl. hervor. Man trifft auch Seevögel und Walfische daselbst an. Um den Hafen herum wohnen viele Gesellschaften von Indianern, die sehr gesprächig und großmüthig sind und unter einer Art von Regierung leben. Sie sind mit Bogen und Pfeilen bewaffnet. Sie waren sehr betrübt, als die Spanier sie verließen, welches den 2ten des Brachmonats 1603 geschah, da die Hauptgaleere und die Fregatte diesen Hafen verließen.

Zwölf Tage lang hatten sie einen günstigen Wind, der sie noch über den Hafen St. Franciscus hinausführte. Den andern Tag, nemlich den 7ten Jenner wendete sich der Wind nach Nordwest, weil er aber nicht stark war, so legten sie noch einige Meilen zurück. Die Fregatte hielt es nicht vor gut, Anker zu werfen, und setzte ihren Weg fort; die Hauptgaleere glaubte, sie käme nach, und zündete ihre Laterne nicht an; sie verlor sie aber den andern Tag früh aus dem Gesichte, und kehrte also in den Hafen St. Franciscus zurück, um sie zu erwarten, weil man gewis glaubte, daß sie da zusammen kommen würden: sie bekamen indessen nicht eher Nachricht von ihr, als bis sie nach Hause kamen. Eine andere Ursache, warum die Hauptgaleere in den Hafen St. Franciscus einfahren wolte, war, weil man denselben untersuchen und sehen wolte, ob man einige Spuren von dem Schiffe St. Augustin finden könne. Dieses Schif war im Jahr 1595 auf Befehl S. Majestät und des Vicekönigs aus den philippinischen Inseln abgereiset, um die Küste Californiens unter der Anführung eines sehr erfahrenen Steuermannes Sebastian Roderrich Cermemon zu untersuchen; es wurde aber von einem heftigen Winde in diesem Hafen ans Land geworfen. Unter denen Personen, die an dem Bord des St. Augustin gewesen waren, war der Steuerman Franz Bolanos, einer von den Hauptsteuerleuten unserer Escader. Er kante das Land und versicherte, daß man

eine große Menge Wachs und viel Ballen Seide am Ufer gelassen hätte, daher der General anlanden wolte, um zu sehen, ob man nicht einige Merkmale von dem Schiffe und der Ladung fände. Die Hauptgaleere warf hinter einer Landdecke, Namens la Punta de Los-Reyes, Anker; man schickte aber niemanden ans Land, um nicht unbereitet zu seyn, wosfern die Fregatte ankäme, und den andern Tag setzte die Hauptgaleere ihren Weg fort, um dieselbe aufzusuchen. Der Wind ging aus Nordwest; war aber so schwach, daß sie nicht weit kam. Indessen langte sie den 12ten Jenner gewissen rothen Bergen gegen über an; und entdeckte vierzehn Meilen weiter gegen Nordwesten ein Vorgebürge, das in die See hervorging, und bey dem sich ganz nahe einige Berge, die mit Schnee bedekt waren, befanden, woraus die Steuerleute schlossen, daß es das Vorgebürge Mendozino sey, welches elf Grad dreißig Minuten nördlicher Breite liegt.

Den folgenden Tag, nemlich den 13ten Jenner, erhob sich ein heftiger Nordwestwind, der mit Regen, Schnee und einem so hohen Anschwellen des Meeres begleitet wurde, daß man befürchtete, die Schiffe möchten zu Grunde gehen. Dieses Unglück zu vermeiden, und um auch nicht in eine höhere Breite zu kommen, denn in dieser Gegend war eben der stärkste Winter, so zog man das Schdnfahrsegel ein, bis sich der Wind gelegt haben würde, und man nach Acapulco zurückreisen könnte.

Als die Hauptgaleere in dieser Gegend ankam, waren nur noch sechs Personen im Stande zu arbeiten. Die Soldaten, Matrosen und Schiffsjungen, alle waren von der schrecklichen Krankheit, die ich erst beschrieben habe, angefallen worden. Die Geistlichen und die überzähligen Hauptleute waren auch krank, und der Pater Commissarius konnte weder Beichte hören, noch ihnen die letzte Delung geben. Hierzu kommt noch, daß diejenigen, welche sich wohl befanden, nicht in genügsamer Anzahl vorhanden waren, um alle Arbeit zu verrichten, und über die Gefahr, in der sie schwebten, erstaunt waren, weil sie sich auf einer stürmischen Küste von aller Hülfe entblößt befanden. Hätte sich ein Ungewitter erhoben, so würde auch gewislich das Schif aus Mangel gesunder Personen untergegangen seyn.

seyn. Der General lies seinen gewöhnlichen Rath zusammen rufen, in welchem ausgemacht wurde, daß man nicht weiter gehen, sondern mit dem ersten guten Wetter, welches kommen würde, nach dem Hafen la Paz in Californien zurückkehren wolte, um daselbst die Hülfe zu erwarten, um die man den Vicekönig angesprochen hatte. Dieser Entschlus gab unsern Leuten neues Leben, weil sie auf solche Art, wenn man nicht weiter fort reisetze, ihr Leben noch einige Tage verlängern könnte. Den 14ten dieses Monats, da sich das Wetter wiederum aufklärte, befanden sie sich nahe bey dem Vorgebürge Mendozino, wohin sie von dem Strome in weniger als zwey Tagen geführt wurden. Kurz darauf erhob sich ein dicker Nebel, der mit einem kalten dünnen Regen begleitet wurde, und das Schif blieb, weil der Wind immer aus Südost ging, bis den 17ten Jenner in der See unter Seegel, da sich der Wind nordwestwärts wendete, wodurch die Piloten im Stand gesetzt wurden, eine zweyte Beobachtung anzustellen, wobey sie befanden, daß sie unterm 42ten Grad der Breite wären. Sie erblickten auf der Küste ein weißes Vorgebürge, welches sich bis zu einem hohen mit Schnee bedekten Gebürge erstreckte, welchem sie wegen seiner Farbe, und weil sie es den Abend vor dem Feste des heil. Sebastians entdeckten, den Namen das weiße Vorgebürge des heil. Sebastians gaben. Dieser Wind ermunterte die Kranken selbst, mit Hand anzulegen; man zog die Seegelstangen auf, und nahm den Weg nach Acapulco, indem man immer an der Küste hinfuhr, um sie theils zu untersuchen, theils auch die Fregatte zu suchen.

Diese hatte sich, wie oben gemeldet wurde, von der Hauptgaleere getrennet, und weil sie in den Gedanken stand, diese wäre schon voraus, so setzte sie ihren Weg fort, um sie aufzusuchen. Als sie unter dem 4ten Grad war, so fühlte sie der Südostwind in eben den Ort hin, wo die Hauptgaleere lag; sie war aber nicht im Stande sich in die hohe See zu wagen, und hielt sich also an die Küste, warf bey dem Vorgebürge Mendozino Anker, und setzte ihren Weg, nachdem sich der Wind gelegt hatte, längst an der Küste fort. Den 19ten Jenner befand sich der Steuermann der Fregatte, Florez unterm 43ten Grad, und bemerkte, daß die Erde ein Vorgebürge machte, welches Cabo Blanco heist, wo die Küste sich gegen

Nord-

Nordwest zu erstrecken anfängt, und daß nahe dabey ein großer Fluß ist, an welchem Eschen, Weiden und andre Bäume stehen, die in Spanien wachsen. Unsere Leute wolten daselbst ans Land treten, sie wurden aber von den Strömen verhindert *. Der Fähndrich Martin von Aquilor, Commendant der Fregatte, und der Steuermann Florez befanden sich gleich darauf noch über der ihnen von dem Vicekönige bestimmten Breite, weil sie aber die Hauptgaleere nicht ankommen sahen, so beschloßen sie nach Acapulco zurück zu kehren.

Man glaubt, daß dieser Fluß derjenige ist, der bis an eine große Stadt gehet, welche von einem holländischen Schiffe entdeckt worden ist, und daß dasjenige die Meerenge Anian ist, durch welche das Schif aus der Nordsee in die Südsee fuhr. Allem Ansehen nach befindet sich die Stadt Quivira in dieser Gegend. Die Nachricht, welche man S. Majestät überschickte, handelt davon, und bewog ihn, unsere Escadre auszuschieken, um davon Nachricht einzuziehen.

Man hat gesehen, daß die Hauptgaleere von dem Vorgebürge St. Sebastian abreisete, um nach Acapulco in Neußpanien zurückzukehren, daß sie an der Küste hinfuhr, um zu sehen, ob ihrer Aufmerksamkeit etwas entgangen wäre. Das unter dieser Breite gelegene Land ist längst der Küste hin grün, und scheint tiefer hinein sehr fruchtbar und bevölkert zu seyn, um nach den Feuern zu urtheilen, die man von allen Seiten sieht. Da der Wind aus Nordwest ging, ihnen günstig war, auch das Meer nicht gar zu viel Wellen warf; so entging ihrer Aufmerksamkeit kein Sol Land. Indem die Hauptgaleere also längst der Küste hinfuhr, so sahen unsere Leute in einiger Entfernung von dem Canal St. Barba zwey Rähne auf sie loskommen, auf deren jeden drey Menschen waren, welche mit Ziegenfellen bekleidet waren. Sie fuhren drey mal um das Schif herum, und stiegen so kühn an Bord, als wenn sie zu Hause wären. Man beschenkte sie mit Zwieback und einigen Kleinigkeiten, worauf sie sehr vergnügt ans Land zurück kehrten.

Die

* Es ist zu merken, daß das, was die Spanier sahen, weder eine Mündung, noch eine Meerenge, noch ein Arm von der See, sondern ein Fluß war, und daß das, was man von der Meerenge Anian sagt, eine Vermuthung ohne Grund ist.

Die Hauptgaleere war igo auf ihrer Rückreise, als sie auf diese Küste kam; in dem erbärmlichsten Zustande. Das ganze Schiffsvolk, ausgenommen der General und drey Soldaten, waren von der obberühnten Krankheit angesteckt, und dem Pater Commissarius wurde es schwer, den Kranken die Sacramente mitzutheilen. Der P. Anton de l'Ascension war bettlägerig, und man hörte im ganzen Schiffe nichts als Geschrey und Klagen. Einige schrien aus vollem Halse, als wenn sich dadurch ihre Schmerzen hätten erleichtern wollen; andere bereueten ihre Sünden mit der lebhaftesten Zerknirschung des Herzens; andere starben unterm Neben, im Schlaf, unter dem Essen, andere endlich sitzend.

Der Anblick so vieler Leute, die nur einen Fuß breit vom Grabe waren, das Geschrey, Wehklagen und Wimmern der andern war im Stande, die härtesten und unempfindlichsten Gemüther zu rühren; und man sahe auch, daß die Vorsehung denen, die kurz vorher kein Gefühl von Menschlichkeit zu haben schienen, von dem Zustande ihrer Mitgesellen so gerührt wurden, daß sie den Kranken so sorgfältig und eifrig besunden, als ob sie nur einen einzigen Menschen aufzuwarten hätten. Die Geistlichen, vornemlich der P. Thomas von Aquinas hatten sich, weil ihnen das Unglück, so nachher kam, geahndet hatte, zu Acapulco mit herztärkenden Mitteln und Latwergen versehen, welche sie bis auf diesen Tag des Elendes aufgehoben hatten; und es ist nicht zu zweifeln, daß viele ihre Gesundheit dem Gebrauch dieser Arzneyen des Paters zu danken haben.

Kaum waren die Indianer wieder ans Land zurückgekehrt, als die Hauptgaleere in den Canal St. Barba einfuhr, um die Insel zu untersuchen, die sie auf ihrer ersten Reise auf der Ostseite von der Insel St. Catharina gesehen hatte, und auf die Fregatte zu warten. Die andern im Schiffsrath waren aber nicht seiner Meinung und stellten ihm vor, daß das Schiffsvolk außer Stande sey zu arbeiten, und den Anker auszuwerfen, daß es von Tag zu Tag durch den Tod vermindert würde, u. d. daß es, wenn er in diesem Seestriche länger bleiben wolte, ganz und gar unkommen würde, welches dem Könige ein großer Schade seyn

Californ. dritter Theil.

Q

würde.

würde. Der General ließ sich durch diese Gründe bewegen, und befahl dem Steuermanne, sich auf die rechte Hand zu halten, um an die Insel Cerros, und von da an das Vorgebürge St. Lucas und in den Hafen la Paz zu kommen, um daselbst die Hülfe zu erwarten, die sie von dem Vicekönige verlangt hätten. Die Hauptgaleere setzte demnach ihren Weg fort. Als sie fünf bis sechs Meilen von St. Catharina weg war; so gingen drey Rähne aus der Insel mit Felten von Meerwölfen und Fischen heraus, welche die Indianer für Glaswerk, Halsbänder, Scheeren und Messer eintauscheten. Sie hatten nemlich das erstemal gemerkt, als die Spanier daselbst waren, daß dieselben diese Häute sehr hoch hielten; und deswegen brachten sie deren eine große Menge um wohltheilen Preis, als diese aber merkten, mit was für Geschicklichkeit sie stehlen könnten; so befahlen sie ihnen, in ihre Rähne zurück zu kehren, und das Schiff setzte seinen Weg fort. Mittlerweile hatte sich der Wind gelegt, und man kam nicht weit, endlich aber landete man doch an den Brunnen der Bay aller Heiligen an, welche der General sich, wie ich oben gesagt habe, zu untersuchen vorgenommen hatte; es ging aber dieses mal nicht, weil die meisten von denen, die bis zu dem Canal St. Barba noch gesund geblieben waren, frank wurden, und nur drey bis vier Personen blieben, welche arbeiten konnten. Er entfernte sich also von der Küste, um den Weg zu verkürzen, und ließ es dabey bewenden, daß er die verschiedenen Wege beobachtete, denen er längst der Küste gefolgt war, damit die Schiffe, welche von China zurückkämen, wissen möchten, welchen Weg sie ergreifen müßten, wenn sie bei dem Vorgebürge Mendozino vorbei wären, und nach Neuspanien fahren wolten. Die Hauptgaleere bekam den 2ten Hornung die Insel St. Hilarius zu Gesichte. Der Nordwestwind wurde indessen heftiger, das Schiff sahe sich genöthigt vom Lande wegzufahren, und konnte also an demselben nichts mehr als die vornehmsten Theile erkennen. Es fuhr vor der Bay der Jungfrauen vorbey und langte dem 5ten des Monats bei der Insel Cenizas an, die der General, wie ich oben gesagt habe, untersucht hatte. Als der Nordwestwind stärker geworden war, begab sich das Schiff an die Insel Cerros, und den andern Tag

Tag Abends warf die Hauptgaleere bei ihrer ersten Station Anker, um Wasser und Holz einzunehmen. Einige von unsern Leuten empfanden die Veränderung der Himmelsgegend und erlangten zum Theil ihre Kräfte wieder. Sie sprachen einander Muth ein, ans Land zu treten, und die nöthigen Lebensmittel zu holen. Ehe sie wieder in die See stachen, ließen sie Zeichen und Briefe am Ufer, damit die Fregatte, wenn sie von ohngefehr hieher käme, wüßte, wo sie die Hauptgaleere wieder finden sollte. Als man Wasser eingenommen und günstigen Wind bekommen hatte; so setzte das Schiff seinen Weg nach dem Vorgebürge St. Lucas fort. Sonntags den 9ten dieses Monats früh fuhr die Hauptgaleere durch die Inseln, die Bay und den Arm des Meeres, welchen der P. Anton vorherd mit der Fregatte untersucht hatte, und nachdem das Schiff aus diesen Inseln heraus war; so bediente sich der Steuermann des Windes zur Verkürzung seines Weges, und fuhr gerade auf das Vorgebürge St. Lucas zu, welches er den 10ten dieses Freitags gegen Mittag zu sehen bekam. Man beschloß, nicht in die Bay St. Barnabas einzufahren, auch den Eingang des californischen Meerbusens nicht zu berühren; sondern gerades Weges auf die Inseln Mazatlan loszufahren, deren Einwohner Christen sind, und von da einen Expressen nach Mexico zu schicken, um den Vicekönig von der Ankunft des Schiffes zu benachrichtigen und ihn um weitere Ordre zu bitten.

Die Hauptgaleere fuhr bey dem Eingange des californischen Meerbusens vorbey, und langte Montags den 17ten des Hornungs in dem Hasen der Insel Mazatlan an, worauf sie sich an den Ort begab, der ihnen zum Ausschiffen am sichersten und bequemsten zu seyn schien, und daselbst Anker warf.

Das erste, was der General that, als er, wie ich gesagt habe, bey der Insel Mazatlan Anker geworfen hatte, war, daß er den Einwohnern des festen Landes Nachricht von seiner Ankunft gab, sich aber in Person mit fünf Soldaten nach dem Dorfe St. Sebastian, welches ohngefehr acht Meilen davon entfernt ist, begab. Den 19ten früh trat er mit seinen fünf Soldaten ans Land; weil er aber diesen Flecken nicht wußte, und keinen gebahnten Weg und Fußsteig

fand; so verirrete er sich in einem Gehölze, in welchem er zwei Tage lang herum-
 irrete, und fast vor Hunger und Durst umkam, welches nebst der großen Hitze
 die Soldaten so erschöpfte, daß sie beinahe in dem Walde umgekommen wären.
 Endlich kamen sie aus demselben heraus, und trafen eine Landstraße an, wel-
 cher sie folgten, ohne zu wissen, wo sie dieselbe hinführen würde. Als sie sich
 unter einem Baum auszuruhen gesetzt hatten, so hörten sie Schellen klingen; so-
 gleich sprangen sie auf, sahen sich auf allen Seiten um, und sahen verschiedene
 Maulesel ankommen, welche Lebensmittel aus Capilla nach Culican führten. Als
 sie näher kamen, so fragten sie den Mauleselreiber, ob er den Flecken St. Seba-
 stian und den Richter daselbst kenne; worauf sich dieser erbot, sie dahin zu füh-
 ren, wo derselbe wohnte, ihnen auch Lebensmittel und Maulesel gab, auf wel-
 chen sie fortkommen konnten. Der Richter oder Befehlshaber wohnte in einem
 Dorfe der umliegenden Gegend, und war der Hauptmann Martin Ruiz von
 Aguirre, ein Herzensfreund des Generals, der auch alle Soldaten und Officiere
 des Schiffes kante. Der General erzählte ihnen die Unfälle, die er ausgestan-
 den, und bat ihn, ihm während seines Aufenthalts Brodt, Federvieh, Schaaf, Fe-
 der u. d. g. zu verschaffen. Er verlangte ferner einen geschickten und getreuen
 Menschen von ihm, den er an den Vizekönig schicken könnte, mit denselben von
 seiner Ankunft und den elenden Umständen, in denen er sich befände, Nachricht
 zu geben, indem die fünf Soldaten, die bei ihm wären, fast die einzigen von dem
 Schiffsvolk wären, welche noch einer ziemlichen Gesundheit genossen. Der Haupt-
 mann Aguirre nahm dieses Verlangen mit Freuden auf sich, und eben dadurch ret-
 tete sich das Schiffsvolk, welches ohne diese Sorgfalt gewiß umgekommen seyn
 würde, wenn der General nicht so sorgfältig und der Hauptmann so bereitwillig
 gewesen wäre. Man ließ sogleich sieben bis acht Maulesel mit Brodt, Feder-
 vieh, Schöpfen und Kalbfleisch, Plantin, Limonen, Drangen u. d. g. nach
 dem Schiffe abgehen; und schickte alle drey Tage wieder frische Lebensmittel hin;
 so daß das Schiffsvolk nicht nur genug hatte, so lange es sich hier aufhielt; son-
 dern daß es auch bis nach Acapulco reichen könnte, wo es alle nöthige Lebensmit-
 tel zu finden hoffen konnte.

Aus

Aus den ist gemeldeten Umständen kan man schließen, in was vor einem Zustande sich das Schiffsvolk befand, als die Hauptgaleere in diesen Hafen ankam. Ich will nur hinzusetzen, daß alle unsere Leute krank mit Geschwüren bedeckt waren, und daß sie so ein aufgeschwollenes Zahnfleisch hatten, daß sie weder reden noch essen konnten. Diese Krankheit war so bödsartig, daß sie zweifelten, jemals wieder recht gesund werden zu können. Als das Schif ankam, hörte man nichts als Geschrey und heftiges Gebet gen Himmel. Indessen wurden alle binnen neunzehn Tagen so ausgeheilt, daß sich das Schif bei ihrer Abreise in eben dem Zustande befand, in dem es das Jahr vorher gewesen war, als es in diesem Hafen ankam; so großen Nutzen verschafften ihnen die von dem General an Bord geschickten Erfrischungen. Sie hatten auch ihre Genesung noch einer Frucht zu danken, die man in der Landessprache Cocohuilziles nennet, und deren sie sich häufig bedienten. Sie hat die Gestalt eines Apfels, der Baum selbst hat Blätter, welche den Fichtenblättern sehr gleich kommen, und die Frucht wächst traubenweise wie an den Cypressen. Sie ist auch den Cypressenäpfeln sehr ähnlich; hat eine gelbe Rinde, und ein Fleisch, wie die weißen Cochenillfeigen; nur daß es etwas größern Saamen hat. Sie hat einen angenehmen und etwas säuerlichen Geruch. Diese Frucht hat so eine Kraft, daß sie das Zahnfleisch trocknet und stärket, die Zähne reiniget, und den Kinnbacken ihre Bewegung wieder giebt, wenn man dreimal davon isset, so daß man nachhero essen kan, was man will. Die Vortreflichkeit dieser Frucht lernte man auf folgende Art kennen. Einige Soldaten hatten den Vater Commissarius bei einer Beerdigung begleitet; der Officier, welcher sie anführte, Anton Ludwig, pflückte eine dergleichen Frucht ab, und bis hinein, um zu sehen, wie sie schmeckte. Ob ihm gleich die Zähne und Zahnfleisch sehr weh thaten, so schmeckte sie ihm doch so gut, daßer sie ganz aß, wodurch eine große Menge eiterichtes Geblüte aus dem Munde heraus ging. Er aß hierauf noch eine; sein Uebel legte sich, und er konnte nun schon besser kauen. Bei seiner Zurückkunft erzählte er seinen Cameraden die gute Wirkung, die diese

Frucht bei ihm gehabt hätte; gab auch seinen guten Freunden davon, die gleichfalls durch dieselbe Linderung bekamen. Sie gingen ans Land, und pflückten deren viele für ihre Cameraden, welche ihnen so gut zusagten, daß, als der General zurück kam, er erstaunte, daß viele Matrosen, an deren Aufkommen er gänzlich gezeifelt hatte, die Lebensmittel, die er ihnen schickte, sehr wohl essen konnten. Dieses war das einzige Mittel, durch welches sie binnen neunzehn Tagen von ihrer grausamen Krankheit geheilet wurden. Die streitbaren Indianer in den Provinzen Chametla und Acaponeta in Neu-Gallicien bedienen sich dieser Frucht als ihrer Hauptnahrung; sie lassen dieselbe aber ordentlicher Weise sieden oder rösten; und behaupten, daß sie alsdenn viel gesünder sey und besser schmecke. Als nun der General sahe, daß seine Leute völlig geheilt wären, und daß sein Schif der Ausbesserung nöthig hätte; so befahl er die Anker zu lichten, und sich nach Acapulco zu begeben, um das Schif daselbst zu kassatern und Lebensmittel einzunehmen, damit man, wenn es der Vicekönig beföhle, nach Californien zurückfahren, oder den ausgestandenen Gefahren und Unfällen dieser unangenehmen Reise ein Ziel stecken könne. Das Schif segelte demnach den 9ten März mit sehr günstigem Winde nach diesen Inseln ab, und fuhr auf Acapulco zu. Nachdem es bei dem Vorgebürge Corrientes vorbei gefahren war; so kam es bis auf die Höhe des Hafens la Nativite, von hier fuhr es immer an der Küste herunter, und warf den 21sten Merz des nemlichen 1607ten Jahrs Anker.

Jederman erfreuete sich über seine Ankunft um desto mehr, da man sich fest eingebildet hatte, daß man sie nicht wieder sehen würde. Vornemlich erstaunte man das Schifsvolk in so guter Gesundheit zu erblicken, weil die von dem Admiralschiffe ausgestreuet hatten, daß die, so in den Hafen Monte Rey geblieben wären, gewiß alle umkommen müßten; und es würde auch in der That geschehen seyn, wenn die Winde ihnen zuwider gewesen wären, und wenn sie nicht in den Inseln Mazatlan angefahren wären. Es ist aber Zeit, daß wir anführen, was dem Schiffe des Admirals seit seiner Abreise von Monte-Rey bis zu seiner Ankunft zu Acapulco begegnet ist.

Die

Die Mühseligkeiten und Beschwerlichkeiten der Reise waren gegen die Krankheit, die unter dem Schiffsvolke herrschte, gerechnet, nichts. Sie war so arg, daß, als das Schif in den Hafen einfuhr, alle die auf denselben waren, bis auf drey, sich in dem allerbedauernswürdigsten Zustande befanden. Diese drey waren der Admiral Toribio Gomez von Cordan, der Corporal Franz Bidal, und ein Soldat aus Gallicien gebürtig Namens Johan von Marchina; und wäre der Admiral nicht ein Mann von muthiger Entschliesung, Verstande und im Seewesen erfahren gewesen; so hätte das Schif den Hafen nicht einmal erreicht. Von allen Kranken, die zu Acapulco ankamen, kamen nur sechs Soldaten mit dem Leben davon. Kurz, es starben auf des Admirals Schiffe fünf und zwanzig Personen, unter denen vier Bediente des Admirals und drey Sclaven waren. Hieraus schloß man, daß die Hauptgaleere viel anzusehen habe; weil der größte Theil des Schiffsvolkes bey der Abreise des Generals krank gewesen war. Da dieselbe überdis bis zum 42sten Grade der Breite reisen sollte; so sahe man sie schon wie ein verlohrenes Kind an, das man niemals wieder sehen würde. Und eben dis machte, daß man so bestürzt war, als man sie ankommen sahe und das Schiffsvolk völlig gesund erblickte.

So bald das Schif des Admirals in den Hafen eingefahren war; so gab man dem Vicekönige Nachricht von der Ankunft desselben. Er fertigte sogleich an die Officiers in den Hafen Acapulco Befehle ab, daß sie die Kranken, vornemlich den P. Thomas von Aquin, wohl pflegen, und letztern allen Vorschub thun solten, daß er sich nach Mexico begeben könnte. Man muß denen Officiers auch die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß sie diesen Befehlen aufs genaueste nachkamen. Kaum war der General ans Land getreten, als er den Richter der Stadt bat, dem Vicekönige seine Ankunft durch einen Courier melden zu lassen, und ihn um fernere Order zu bitten. Als dieser Courier zu Mexico ankam, hatte der Vicekönig schon die Zurrückkunft der Fregatte erfahren; denn der Steuerman Stephan Lopez, der sie commandirte, hatte ihm gemeldet, daß er, nachdem er sich von der Hauptgaleere getrennet, dieselbe bis unter dem 43sten Grad aufsucht,

sucht, und das Land, von dem wir schon geredet haben, untersucht hätte: daß sie hierauf mit Genehmigung des Fähndrichs Martin von Aquilar und des Patrons Antonio Flores nach Acapulco zurückgekehrt wären; daß der Fähndrich und der Steuerman, ehe sie nach St. Diego gekommen, mit Tode abgegangen, und man ihm das Commando des Schiffes übergeben hätte, in welchem nur noch, ihn mitgerechnet, fünf Menschen übrig wären; daß er nach Neuspanien gesegelt wäre, wo er die Hauptgaleere anzutreffen geglaubt hätte; daß er an la Nativite angefahren und von da nach den Inseln Mazatlan gefahren sey, wo er wüßte, daß die Hauptgaleere vor Anker gelegen hätte. Als Lopez zu la Nativite ankam, so überlies er die Fregatte seinen vier Soldaten und begab sich zu dem Vorgebirge. Der Vicekönig schickte ihn sogleich mit dem Befehl zurück, die Fregatte nach Acapulco zu bringen, welches er auch einen Monat nach seiner Abreise von Mexico that. Da der Vicekönig die Briefe, welche ihm der General von Acapulco aus schickte, erhalten hatte, so antwortete er sogleich darauf, und gab den königlichen Beamten Befehl, den Soldaten den Sold, der ihnen gehörte, völig zu bezahlen, und den Geistlichen alles, was sie nöthig hätten, um sich auf eine ihrem Stande gemäße Weise nach Mexico zu begeben, zu verschaffen, welches man auch pünktlich erfüllte. Es starben auf dieser Reise nach Californien von der Escader acht und vierzig Personen. Unter diesen waren der Fähndrich Johan von Alcedo-Leyda, ein Portugiese, der Fähndrich Sebastian Melendez Andalouz, aus Andaloußen, der Fähndrich Martin von Aquilar aus Malaga, Anton Flores, aus Aviles, und Balthasar von Armas, beide Steuerleute; der Sergeant Michael von Legar, aus Biscaya, Johan von Castillan-Bueno, Schiffszimmermann aus Sevilla, und viele andere, die ich mit Stillschweigen übergehe.

Den 17ten April reiseten die Geistlichen, der General, die Hauptleute Peguero und Marçon und der Fähndrich Johan Franciscus unter Begleitung der Soldaten von Acapulco ab, und langten den 19ten zu Mexico an; von da begaben sie sich allzusammen nach Chapulte-Queque, um dem Vicekönige ihre Ergebenheit zu bezeigen. Er nahm sie mit vieler Freude und Gültigkeit auf, wünschte ihnen

ihnen zu ihrer glüklichen Ankunft Glück, lobte ihre Aufführung und ihren Muth; und versprach ihnen bey Gelegenheit zu dienen. Er hielt auch sein Wort kurz darauf, und alle stiegen ihrem Range nach höher.

Diese hier erzählte Reise ist meines Bedünkens nach ein unläugbarer Beweis von dem Muth und der Standhaftigkeit der Spanier, denn es gehöret viel Muth und Standhaftigkeit dazu, wenn eine Unternehmung ohngeachtet aller Gefahr und Unglüksfällen ausgeführt werden sol, die schon vielen andern mislungen war. Wenn es der Nation zum Ruhme gereicht, diese Unternehmung gewagt zu haben, wie viel Verdienst werden nicht diejenigen haben, welche sie wirklich ausgeführt? Sie würden auch ihre Eroberungen noch weiter getrieben haben, wenn sie nicht von der Krankheit verhindert worden wären; denn wenn sich bey dem weissen Vorgebürge nur noch vierzig Personen gefunden hätten, die im Stande gewesen wären zu arbeiten, so wäre der General in die Meerenge Anian eingefahren, durch welche, wie man sagt, das fremde Schif in die Südsee gekommen ist. Von da würde er in die Nordsee gedungen seyn, Terra nova durchsucht, und dann seinen Rückweg nach Spanien genommen haben; daß er auf solche Weise die Welt würde umfahren haben; weil das Vorgebürge Mendocino dem alten Kastilien, und besonders den Städten Salamanca, Baskadolid und Burgos auf der gegen- gesetzten Seite der Erdkugel gegenüber lieget. Sind sie gleich in dieser Unternehmung nicht glüklich gewesen, so muß doch der Meid selbst eingestehen, daß das, was sie gethan haben, eine vorzügliche Belohnung verdienet. Sie haben eine neue Welt entdeckt, wo die christliche Religion igo ausgebreitet ist, welche Früchte genug tragen wird, um die himlischen Wohnungen zu erfüllen. Ich sage nichts von den Vortheilen, die sie für den Staat hat. Wir sind alle Kinder Jesu Christi, alle Söhne eines Vaters, und als solche sollen wir den Gott der Barmherzigkeit ansehen, der die Herzen der Menschen in seiner Hand hat, daß er mit unsern Brüdern Mitleiden habe, und eifrige und unsträfliche Arbeiter unter sie sende, um sie zu bekehren, damit sie, in unserm heiligen Glauben unterrichtet, alle zur ewigen Seligkeit kommen mögen.

Californ. dritter Theil.

H

Drit

Dritter Zusatz.

Beschreibung der Reise, welche der P. Ferdinand von Conzag, Californischer Missionsprediger im Jahr 1746, auf Befehl des P. Christoph von Escobar und Alamas Provincial von Neu Spanien, zur Untersuchung der östlichen Küste des californischen Meerbusens bis an den Fluß Colorado vorgenommen hat.

Den 5ten des Heumonates im Jahr 1746 reifeten wir aus dem Hafen St. Carl, welcher unter dem 28sten Grad nördlicher Breite liegt, mit vier Rähnen ab, denn der Hafen hat zu andern Schiffen zu wenig Tiefe. Der Platz St. Anna, wo man süßes Wasser findet, ist drey Meilen von da, und bestehet in vielen Brunnen, in welchen süßes und salziges Wasser unter einander ist, das sich aber verbessert, wenn der Regen den Salpeter weggeführt hat. Der Hafen, die wasserreichen Quellen, und die herumliegenden Dörfer sind zwischen zween Vorgebürgen eingeschlossen, welche weit in die See herausgehen. Diese sind las Virgines, und St. Gabriel de las Sormejas oder Sal-si-puedes. Alle beyde sind sehr hoch, und von einander gen Nordwest und Südwest entlegen. Wir warteten auf die Fluth, und fuhren um eilf Uhr aus. Gegen Abend kamen wir in der Bay der heil. Dreynigkeit an, wo eine Perlenfischerey ist. Obgleich diese Bay weit über das erste Vorgebürge hinaus gehet, so lieget man doch nicht für dem Südostwinde sicher, und wenn man das andre Vorgebürge umfahren hat, so ist man dem Nordwinde ausgesetzt. In der Mitte liegt eine Insel, an deren äußerstem Ufer sich eine Kette Felsen befindet, welche tief in das Meer hineingehen, und bey der Fluth bedeckt sind, bey der Ebbe aber hervorragen. Diese Insel ist für die Lächer gefährlich, denn es sind deren hier viele ungelommen. In dieser Bay ist ein Kreeck mit süßem und salzigem vermengten Wasser, und obgleich das Vorgebürge, wo sie sich endiget, nach Südost liegt, so liegt doch die Küste darneben nach Nordost, und ist voller Klippen, von denen einige unter dem Wasser sind, andre hervorragen. An der Ecke derselben ist die Bay St. Barnabas, und gegen über eine sehr niedrige Insel, wo man viele Seewölfe siehet.

Den zehnten setzten wir unsere Reise fort, ob uns gleich der Wind nicht günstig war, im letzten Viertel des Mondes aber erhob sich ein Ungewitter, welches uns nöthigte, in die Bay St. Barnabas einzufahren.

Den elften segelten wir bey einer Windstille nach St. Johan Baptista. Dieses Vorgebürge liegt von dem Orte, wo wir ausgefahren waren, gen Nord-nordwest; man kan es aber nur in Ansehung der Bay St. Barnabas, die hinter demselben liegt, als ein Vorgebürge betrachten. Jenseit gehet die Küste, welche auch nach Nordnordwest lieget, hintereinander fort, sie ist niedrig, und bestehet aus einer röhlichen Thonerde. Diese Küste ist sehr niedrig und wegen der Felsen und Brandungen, womit sie umgeben ist, sehr gefährlich. Fröh um drey Uhr waren wir genöthiget, zwischen einer Reihe von Klippen und dem Vorgebürge St. Johannes durchzuschiffen, welches etwas weiterhin lieget, wo wir uns an einen Ort begaben, der vor dem Nordwinde sicher lag, welcher diesen Tag über und die ganze Nacht sehr heftig blies.

Den zwölften gegen sechs Uhr fröh, nachdem ich Messe gelesen hatte, setzten wir unsern Weg fort, um das erste Vorgebürge St. Johannes zu umfahren, welches nebst einem andern eine Bay macht, in welcher man allein vor dem Landwinde sicher liegt. Die über demselben hinaus liegende Bay ist sehr breit; man kan in derselben aber nicht landen, weil das Meer daselbst außerordentlich hoch ist. Sie endigt sich bey dem Vorgebürge St. Michael, und es war eben da, als wir vorbey fuhren, eine Windstille. Dieses Vorgebürge und das Vorgebürge Punta-Gorda machen wiederum eine Bay, in welcher eine Perlenfischerey ist, und wo das Meer, wenn es stürmisch ist, viele Auster an Ufer wirft, daher auch die Küste den Namen Pepena erhalten hat. Nahe bey einem Kreeck ist eine süße Quelle, die aber dickes und mit Seewasser vermishtes Wasser hat. Die Einwohner sind alle Christen. Die Bay kan von allen Winden, den Nord- und Nordwestwind ausgenommen, bestrichen werden. Wir warfen bey Punta-Gorda, wo wir von dem Winde angehalten wurden, Anker.

Den dreyzehnten kamen zu St. Michael de la Pepena viele Indianer zu uns,

denen ich eine Predigt hielt, und viele Kinder von ihnen taufte, die mir die Eltern freywillig brachten.

Den vierzehnten früh gegen sechs Uhr verließen wir die Bay St. Michael, nachdem wir die Derter, wo man Anker werfen kan, untersucht hatte. Nahe bey Punta-Gorda, im Gesichte einer niedrigen und mit groben Kies bedekten Küste ist in der Ebbe ein guter vier Klaftern tiefer sandigter Ankergrund; hingegen ist näher gegen das Vorgebürge, wo eine Brandung ist, ein sechs Klaftern tiefer aus Steinen und Sande bestehender Grund.

Der Brandung gegen über entdeckten wir einen andern Ankergrund. An diesem Orte sind verschiedene andere Klippen, das Erdreich ist thonartig, mit Disteln und Gnister bewachsen, und von einigen Bächen, die von den benachbarten Bergen kommen, durchschnitten. Das Ufer ist mit kleinem Kies bedekt, und einen Flintenschus vom Ufer hat man einen neun Klaftern tiefen und sandigten Ankergrund. Alle diese Seestriche sind für dem Nord und dem Nordwestwinde wegen des Vorgebürges sicher, an welchem sich auch die Wellen brechen, und ihre Macht verlieren. Das Vorgebürge Gorda bestehet aus Felsenstücken, welche rothem mit weiß und gelben Flecken gesprengtem Marmor ähnlich sind, und auf welchem sich eine unzählige Menge Vogel befinden. Die Insel Tortuguilla, welche von den Californiern Cerro Blanco, oder der weiße Berg genennet wird, liegt von dem Vorgebürge Gorda ost und westwärts; auf der andern Seite aber, welche niedriger ist, liegt sie von St. Gabriel de las Almejas oder Sal-st. Puedes angerechnet, Südsüdost, und Nordnordwestwärts. Diese Vorgebürge machen eine große Bay, deren eine Hälfte mit Bogen umgeben, die andere aber niedrig und sandigt ist. Am Fuße dieser Berge sind zwischen dem Felsen Quelle, deren sich die Indianer zur Zeit der Ebbe bedienen. Hinter dem letzten Vorgebürge findet man auch eine Gemeinheit Indianer, und in einer Art von einem Erdfalle eine Quelle, die aber mit Seewasser vermischt ist. Die Einwohner, welche unsere Kähne sahen, hielten uns für Täucher, und flohen ins Land hinein, um sich den Beschimpfungen und der Grausamkeit dieser Leute zu entziehen, welche sich in ganz Cali-

for-

formien verhaft gemacht haben, als sie aber von einigen Indianern, die mich begleiteten, erfahren hatten, daß ich ein Missionsprediger sey, so kamen sie alsbald wieder zurück. Das Meer ist in diesem Seeſtriche, so gar bey schönem Wetter so hoch, daß wir, so bald wir mit vieler Mühe Wasser eingenommen hatten, wieder fort mußten. Wir bemüheten uns, das Vorgebürge St. Gabriel de Sal-si-puedes zu umfahren, welches von den Seeleuten wegen der Inseln Sal-si-puedes, der vielen daran stoßenden Erdspitzen und einer Menge weit ins Meer reichenden Brandungen so gefürchtet wird. Die Ströme sind daselbst so reißend, daß sie bey ruhigem Wetter eben so gefährlich sind, als bey stürmischen. Man findet zwischen den Vorgebürgen, die einer gelben Höhle und einem weißen sandigten Ufer gegen über stehen, einen Ankergrund, in welchem man für allen Winden, den Ostwind ausgenommen, sicher lieget, und etwas weiter disſeits ist ein Kreeck, bey dessen Eingange in der Ebbe der Grund drey Klaftern tief ist, jenseit aber ein wenig weiter hin findet sich ein Kreeck von der Tiefe einer halben Klafter. Er ist auf der Westseite mehr eingebogen, als auf der Ostseite, und hat im Grunde Sand und Muschelwerk. Kurz darauf als wir Anker geworfen hatten, besuchten mich die Indianer, die wir bey dem Wasserholen angetroffen, mit ihren Kindern, und baten, ich möchte dieselben taufen. Die berühmigten Inseln Sal-si-puedes fangen dem Vorgebürge St. Gabriel gegen über an, und machen mitten in der Meerenge vier Canäle. Als ich abreisen wolte, so kamen zwey Neubekehrte und sagten mir, daß die Indianer des Landes bewafnet anmarschirt kämen, um mich mit allen den meiwigen zu tödten. Sie gaben mir auch verschiedne Bündgen Pfeile um meine Leute zu bewafnen, und riethen mir, mich herzhaft zu stellen.

Den funfzehnten Nachmittags, als sich der Wind nach Südost gewendet hatte, fuhren wir aus diesem Hafen aus, welcher sich mit einem Vorgebürge von schwarzen Felsen endigt, auf dessen beyden Seiten Hölen, und eine Reihe Felsen sind, die bis an die Bay St. Raphael in die See hineingehen, wo sich verschiedne Klippen und Vorgebürge befinden, zwischen welchen ein guter Hafen und viele Buchten für die Rähne sind. Der Wind war zur Umfahung dieses Vorgebürges

günstig, ich konnte mir aber denselben nicht zu Nuzе machen, weil ich die Bay untersuchen wolte. Sie ist sandigt, und fast wagrecht, vornemlich auf der östlichen Seite. Zum Theil ist sie mit Felsen, zum Theil mit hohen Sandbänken, und zum Theil mit einer Küste umgeben. Forne vor dieser Bay liegen drey Inseln, die aber gar zu weit entfernt liegen, als daß sie für Ungewittern sicher seyn solten. Wir warfen Abends an einem Orte Anker, der für dem Südostwinde sicher lag.

Den sechszehnten untersuchten wir, obgleich das Meer sehr hoch war, den andern Theil der Bay. Bey dem Eingange des Cadacaman erblickten wir einige Indianer, denen wir sagen ließen, sie solten die Läufer nicht beunruhigen, worauf sie zur Antwort gaben, daß weder sie noch die Einwohner der Küste dies thaten, sondern daß es die in dem Gebürge wohnenden Indianer wären. Der Nordostwind verhinderte uns, zu St. Raphael Wasser einnehmen zu können; er gab uns aber Gelegenheit, viele warme Wasserquellen bey einigen weißen Felsen zu entdecken. In der Fluth sind sie verdeckt, in der Ebbe aber siehet man sie aus dem Sande hervorquellen. Auf der hohen See ist das Wasser eine halbe Meile weit blauroth gefärbt. Wir fanden hier einige Indianer, die auf der Küste wohnten, und andere, welche sich im Gebürge aufhielten, und die mir von einer sehr guten Gemüthsart zu seyn schienen. Sie boten uns Geschenke an, so gut es ihre Armuth zuließ, wir nahmen aber nichts als ein wenig Fische an, die wir ihnen redlich bezahlten. Als wir ihnen sagten, daß wir an die Quelle St. Raphael gehen wolten, so erboten sie sich uns zu begleiten, und wir kamen mit Untergang der Sonne bey derselben an. Hier liegen die Rähne nicht für den Winden sicher, und es ist daher am sichersten, daß man sie ans Land ziehet. Nahe am Ufer ist ein großer süßer See, und ein Brunn, dessen Wasser sehr gut ist, wenn man sich die Mühe giebt es zu reinigen. Wir trafen an diesem Orte eine große Anzahl von Indianern an, welche über unsre Ankunft sehr erfreut zu seyn schienen, und uns Geschenke mit Fischen machten, ob sie gleich das Jahr vorher einen Läufer getödtet hatten. Dies kam aber daher, weil diejenigen, die uns angetroffen hatten, ihnen sagten, daß diese Rähne nicht den Läufern zugehörten, sondern daß ich ein

Mis-

Missionsprediger sey. Die Versicherung, die man ihnen that, daß sie nichts zu befürchten hätten, und die Neugierde, mich zu sehen, machte, daß sie haufenweis ans Ufer gelaufen kamen. Als sie einige Einwohner von der andern Küste, die sie wegen ihrer bleichen Farbe Jaques nennen, sahen, so fingen sie an einander heimlich ins Ohr zu reden; endlich aber konnten sie ihren Widerwillen nicht länger bergen, und fragten diejenigen von ihren Landesleuten, welche Christen waren, ganz frey, warum der Pater, da er doch zur See käme, die Jaques mit sich gebracht hätte? Ich habe schon oben gesagt, daß diese Feindschaft der Indianer gegen die Jaques von den Feindseligkeiten herkommt, welche diese gegen jene ausgeübt und von den Streifereyen, die sie in den Dörfern derselben vorgenommen hatten. Zur Zeit der Perlenfischerey wendeten sie alle mögliche Mühe an, sie aus dem Lande zu jagen, und es ist den Wilden, die von Natur rachsüchtig sind und keinen Unterricht erhalten haben, natürlich, daß sie einen Jaque allenthalben, wo sie ihn finden, todtschlagen, ohne sich ein Gewissen darüber zu machen. Bey unserer Zurückkunft von dieser Untersuchung sahen wir ein Beyspiel von der Furcht, die ihnen diese Ausschweifungen beigebracht hatten, denn als ich verschiedenen Familien, die uns besuchten, auf den Abend befahl, sich mit ihren Weibern und Kindern an einen sichern Ort zu begeben, so bezeigten sie einigen Widerwillen es zu thun; und als ich sie nöthigte, so antworteten sie mir, daß, wenn sie fortgingen, die Jaques noch diese Nacht kommen, und sie in ihren Wohnungen auffuchen würden. Ich sagte ihnen, sie sollten sich nicht fürchten, die Schildwachen und die Indianer würden sie schon abhalten, und wenn sie es ja thäten, so würde man ihnen sogleich zu Hülfe eilen. Sie gingen also fort, zumal als ich ihnen gesagt hatte, daß ich diese Jaques nur deswegen bey mir führte, weil sie die Rähne besser zu regieren wüßten, als die Californier.

Den siebenzehnten lies ich die Indianer zusammen kommen, ich stellte ihnen die Ungerechtigkeit ihrer begangenen That, die Abscheulichkeit dieses Verbrechens, die Gefahr, in der sie schwebten, daß man sich rächen würde, die Unbequemlichkeiten ihres wilden Lebens, und die Unansständigkeit ihrer Sitten für. Mittlerweile

Hatten unsere Leute das Wasser eingeschiffet, und wir segelten sodan fort, indem wir einen günstigen Wind vom Lande her hatten, der aber bald aufhörte, wodurch wir genöthiget wurden, um das Vorgebürge herum zu rudern. Das Ufer, welches zwischen diesen und einem andern von der Küste St. Antonius gemachten Vorgebürge jenem nordwärts ist, hat die Gestalt eines halben Zirkels. Etwas weiter hin ist ein schwärzlicher Berg, welcher eine Halbinsel formirt, an deren einen Seite man einen Ort antrifft, der für dem Südostwinde, und auf der andern Seite einen, der für dem Nordwinde sicher lieget. Ein wenig über der Mitte dieser Küste sind zwey Kreeke, welche fast aneinander stoßen, in die man aber wegen der vielen Klippen schwer kommen kan. Quer durch die Defnungen hin, welche diese Klippen ließen, entdeckten wir das Land, welches sehr fruchtbar zu seyn schien: das Ufer ist aber so gefährlich, daß wir es nicht wagten, anzufahren, um es näher zu untersuchen. Zwey Indianer von St. Raphael schrien uns von einem Felsen herab zu, daß etwas weiterhin eine Bay sey, und daß sie die Einwohner von unserer Ankunft benachrichtigen wolten. Nachdem wir nun den größten Theil des Tages gerudert hatten, so wurden wir des Abends einen Strich Landes am Ufer gewahr, der mit hohen Bergen besetzt war; als wir aber bey dem Vorgebürge vorbehey gefahren waren, so fanden wir eine Küste, an welcher die Rähne für dem Ost und Südostwinde sicher lagen. Wir schiffeten eine Weile im Finstern fort, ohne zu wissen wohin; nach diesem aber entdeckten wir viele große Feuer, woraus wir urtheilten, daß wir nicht weit von dem Ufer wären. Indessen kamen wir doch erst zu Mitternacht an demselben an. Da wir es aber nicht kanten, und uns nicht den Ueberfällen der Indianer aussetzen wolten, welche bey ihrem Hüten Feuer anzumachen und anzulauern pflegen, um die Ankommenden unversehens zu überfallen, so blieben wir bis zu Anbruch des Tages, welches der achtzehnte war, vor Anker.

Wir wurden die ganze Nacht von dem beständigen Hin- und Herwanken der Rähne sehr beunruhiget. Des Morgens sahen wir, daß wir sehr nahe bey dem Lande waren, daher lichteten wir die Anker und fuhren in die Bay ein. Wir trafen

fen

fen drey Inseln an, welche einen Hafen zwischen sich formirten, in dem die Schiffe für den Winden ruhig liegen, und bequem Anker werfen können. Der Grund daselbst ist sandigt. In dieser Bay sind drey Kreef, nemlich an jeder Ecke eine, und in der Mitten eine, welche am tiefsten ist, und am Ende süßes Wasser hat.

Wir traten an einem sichern und bequemen Orte ans Land, den uns einer von den Indianern zeigte, die uns begleiteten. Wir gaben dieser Bay den Namen das Fegefeuer, weil wir ohngeachtet der Dunkelheit der Nacht die Klippen, mit denen sie erfüllt ist, glücklich vermieden hatten. Von dem innersten der Bay bis an diese Spitze sind ohngefehr drey Meilen: zwischen dieser Erdspitze und der Mitte des Einganges ist eine andere Insel, welche eine sehr steile Küste hat. Die Einwohner des Landes kamen zu mir, und wünschten mir zu meiner glücklichen Ankunft Glück, ich beschenkte sie mit einigen Lebensmitteln, und unterhielt sie von dem Wohl ihrer Seelen auf eine ihrer Fähigkeit gemäße Art. Das herum liegende Land schien mir in Ansehung des übrigen Californiens ziemlich schön zu seyn.

Den neunzehnten früh befanden sich die Kähne, welche noch in einer gnugsamen Tiefe Anker geworfen hatten, auf dem trocknen, indem das Meer über eine Klafter gefallen war. Wir nahmen süßes Wasser ein, und machten uns bereit unter Segel zu gehen, als ein Indianer uns benachrichtigte, daß die im Gebürge wohnenden beschloßen hätten, uns des Morgens zu besuchen, daß sie es aber, weil sich nicht alle an dem Sammelplatze eingefunden hätten, verschoben, bis wir Wasser einnehmen würden. Wir sahen uns wegen eines widrigen Windes genöthiget unter Segel zu gehen, der uns verhinderte, daß wir das Vorgebürge nicht umfahren konnten. Alles, was sich thun ließ, war, daß wir das Ufer an dem nördlichen Ende der Bay erlangten, welches, ob es gleich mit Bergen umringt ist, doch nicht gefährlich war, weil sich eine große Menge Sand daselbst befindet.

Den zwanzigsten umfuhren wir das Vorgebürge Las Animas, welches von allen Seiten mit Klippen und Brandungen umgeben ist. Seine zwey Spitzen liegen gen Südwest und Nordwest gegen einander. Diesem Vorgebürge gegen Norden ist eine niedrige Insel, welche nebst dem Felsen, die aus derselben weit in das Meer

Meer herbor gehen, eine dreyeckigte Gestalt haben. Jenseit giebt es viele Kanäle wo man für dem Südost und Nordwinde, die hier am meisten zu fürchten sind, sicher lieget. Etwas weiter hin ist ein ander Vorgebürge, welches die Figur eines Dreyzackes hat, ohnweit dem sich eine Reihe Klippen befindet, die fast eine halbe Meile in das Meer hervorgehet. Das Wasser ist dafelbst ordentlicher weise sehr unruhig. Die kleinen Schiffe, welche hinter diesem Vorgebürge ankern, liegen für den Südostwinden sicher. Nahe dabey ist eine Bay, Los Angeles genant. Vor ihrem Eingange liegt eine Reihe Inseln, welche viel zu ihrer Sicherheit beytragen. Ihre Anzahl ist so groß, daß wir sie weder auf der Hinreise noch auf der Herreise zählen konten. Die meisten sind sehr hoch, aber nicht groß. Die Bay ist so geräumig, daß auch die größten Schiffe darinnen ankern können. Das Meer erstrecket sich bis an den Fuß einer Anhöhe, welche einen Theil des Gebürges ausmachet; denn wenn man grade auf den Ort zufahren wil, wo süßes Wasser ist, so ist das Zeichen ein schwarzer Felsen auf der rechten Hand, über welchen hinaus es noch einige andere weisse giebt. Auf der linken Seite ist eine Sandbank, welche eine Meile in der Länge hat, und sich bey der Küste anfängt. Außer diesem Zeichen erkennet man auch den Wasserort an dem vielen Grünen, womit er umgeben ist. Das Wasser ist sehr gut, und weil es von einer Höhe herabfällt, so kan man es an Bord nehmen, ohne daß man nöthig habe, aus dem Schiffe zu treten: es reicht für das Schifsvolk, aber nicht zur Bewässerung des Landes zu. Es befanden sich hier verschiedne Gemeinheiten von Indianern, welche alle wohl bewafnet und außerordentlich hochmüthig waren, und wieder die Gewohnheit des Landes ihre Röcher voller Pfeile hatten. Außer der Nachricht, die wir von ihnen zu Las Animas einge-
gezogen hatten, sahen wir an ihren Geberden und Geschrey, daß sie sehr böse Absichten hatten. Wir bemüheten uns, sie durch Geschenke und Freundschaftsbezeugungen zu gewinnen, welches uns aber nicht gelang. Sie fuhren fort zu schreyen, und zeigten uns ihre Bogen, um uns gleichsam zum Streit auszufordern. Dieses nöthigte uns, auf guter Hut zu seyn, denn sie sind sehr schelmisch, und bedienen sich der Nacht ihre Streiche auszuführen. Sie nähern sich in aller Stille, schießen ihre
ihre

ihre Pfeile mit großem Geschrey ab, und stiehen davon. Diese Indianer hatten sich getheilt, um uns anzufallen. Einige hatten sich ohnweit unserm Lager gen Norden, und andre noch näher gegen Mittag gestellet, um uns, so zu sagen, zwischen zwey Feuer zu bringen, und uns den Rückweg zu verhauen. Die Einwohner der Bay Kos Angelos waren nach denen an den Täuchern begangenen Mordthaten so kühn geworden, daß sie sich als unüberwindlich ansahen, zumal da von allen Gemeinheiten, die mit ihnen Freundschaft hielten, Hülfssoldker zu ihnen gestoßen waren, und sie waren vielleicht niemals in so großer Anzahl als ist beyammen gewesen. Gott aber senkte es so, daß diese fürchterliche Armee durch einen Ausmarsch von fünf Soldaten und dreyßig christlichen Indianern zerstreuet wurden. Diese rückten gegen drey Uhr Nachmittags wider das Corps, das gegen Norden lag, und das beträchtlichste war, aus. Die großprahlrischen Feigen hatten kaum unsere Leute auf sich losgehen gesehen, als sie ohne Ordnung die Flucht ergriffen, und Weib und Kinder verließen, ohne das erste Feuer zu erwarten. Sie machten nicht eher Halte als bis sie die Höhe der Felsen erreicht hatten: und als sie sich außer Gefahr sahen, so machten sie allerley Sprünge, schrien und nahmen allerley drohende Geberden an, auf die wir nicht einmal Achtung zu geben uns die Mühe nahmen. Wir durchkrochen alle ihre Höhlen und Schlupfsdcher, fanden aber niemanden als Weiber und Kinder drinnen, denen wir allerley Freundschaft erwiesen, und sie versicherten, daß wir ihnen nichts thun wolten: unserer Versprechungen aber ohngeachtet flohen sie davon, und ließen uns ihre Kinder. Wir trugen für dieselben, wie auch für einige zurückgebliebene Weiber Sorge, da unterdessen die andern den Flüchtigen nacheilten, um sie zur Rückkehr zu bewegen: weil aber die Nacht einbrach und der Berg steil war, so kehrten sie zurück, nachdem sie einige Musquetenschüsse gethan hatten, um die Indianer zu erschrecken, welches ihnen auch so gut gelang, daß sie, obgleich der übrige Berg sehr steil war, dennoch mit einer unbeschreiblichen Behendigkeit bis an den Gipfel hinan kletterten, und den andern Morgen kein einziger mehr zu sehen war. Der andre Trupp, welcher sich gegen Mittag gelagert hatte, machte keine Bewegung, und ob wir gleich überzeugt waren, daß sie das Schiff!

ihrer Bundesgenossen entweder durch einen Spion, oder durch irgend einen Flüchtling erfahren hatten; so bekam doch die Schildwache Befehl, von Zeit zu Zeit Feuer zu geben. Wir fragten die Weiber, welche zurück geblieben waren, warum sich die Indianer in so großer Menge versamlet hätten, und sie gestanden uns aufrichtig, daß sie zu den nördlichen Gemeinheiten gehörten, von denen sich einige nicht an dem zur Versammlung anberaumten Orte eingefunden hätten, daß sie sich alle diese Nacht versamlen sollten, und daß der Vater von einigen Mädgen, welche gegenwärtig wären, der Anführer der nordischen Rebellen, und ein Todtfeind aller derer sey, welche mit Rähnen in das Land kämen. Sie setzten hinzu, daß sie sich deswegen also in zwey Truppe getheilet hätten, damit wir ihnen nicht entwischen möchten. Sie boten uns um Wasser, und wir gaben es ihnen nebst einigen Lebensmitteln, auch ihren Kindern reichten wir etwas Confect und sagten ihnen, sie sollten sich zur Ruhe begeben, die Schildwache würde Sorge für sie tragen. Wir erstaunten darüber, daß ihre Töchter nackend gingen. Die Californerinnen von der Nation der Cochimies sind außerordentlich arm, und tragen keine Kleider: inzwischen hat ihnen die Bescheidenheit und die Schamhaftigkeit gelehret, eine Art von Bortüchern zu machen, die von dem Leibe bis an die Knie gehen, ein Beweis, wie hoch sie diese Tugend, welche die Krone der Frauen ist, schätzen. Sie thun noch mehr, wenn eine Frau mit einem Mädgen niederkomt, so bedekt sie dasselbe auf gleiche Art; bey den Wildkern dieser Bay sahen wir aber dergleichen Gewohnheit gar nicht. Man muß hoffen, daß sie dereinst unter ihnen aufkommen wird, und daß das Licht des Glaubens ihnen die Schändlichkeit einer solchen Entblößung zu erkennen geben wird.

Den ein und zwanzigsten ließen wir die Indianerinnen mit ihren Kindern und Geräthe von uns, kaum aber hatten wir ihnen erlaubt zu gehen, als sie eben so wie die ersten die Flucht ergriffen, und Kinder und Sachen im Stiche ließen. Wir ließen sie zurück kommen und bemüheten uns ihnen Muth einzusprechen, befahjen ihnen auch, ihre Männer und die übrigen Einwohner dahin zu vermögen, daß sie ohne alle Furcht zu der Wasserquelle zurück kämen, und sagten ihnen, daß wir sie
den

den Abend vorher nicht deswegen so verfolgt hätten, damit wir ihnen übelz thun wolten, sondern weil sie die Christen zuerst angefallen hätten, so hätten wir ihnen nur zeigen wollen, daß wir uns nicht fürchteten: wären wir ihre Feinde, so hätten wir ihre Weiber und Kinder getödtet; sie solten Muth fassen, wir wären Christen, und bekriegten als solche niemanden, wir bemüheten uns hingegen, die Menschen dahin zu bringen, daß sie unter einander in Friede und gutem Verständnis lebten; die Kähne und das Volk, das sie sahen, stünde unter der Oberherrschaft eines Geistlichen, der die Indianer sehr liebte. Diese Rede machten ihnen Herz; sie nahmen ihre Kinder und ihr Geräthe und kehrten zu ihren Landesleuten zurück. Unterdessen wurden unsere Leute einen Spion gewahr, der von Süden herkam, sie liefen ihm nach, um ihn anzuhalten, er entwischte ihnen aber, und als sie ihn verfolgten, trafen sie eine Frau an, welche ihnen eine andre Wasserquelle zeigte. Alle Indianer hatten sich nummehr zerstreuet, und unsre Leute fanden an dem Ort, den ihnen das Weib gezeigt hatte, eine große Menge erst abgeschnittene Salbey. Indes kamen doch einige nördliche Indianer zu uns, welche vermuthlich durch ihre Weiber dazu waren bewogen worden, oder die das Verlangen ihre Kinder und ihr Geräthe wieder zu haben trieb, oder vielleicht der Durst zwang, weil in der ganzen Gegend kein süßes Wasser war, als da, wo wir uns gelagert hatten. Auf den Abend als die große Hitze vorbey war, gingen drey Soldaten von denen Indianern, die wir bey uns hatten, begleitet, aus, um die Küste gegen Mittag zu untersuchen. Unterwegens erblickten sie einige Indianer auf einem Berge, die aber bey Erblickung der Soldaten sich mit einer bey den Europäern sehr seltenen Behendigkeit auf den Gipfel begaben. Weil die Sonne schon untergegangen war, so konnten sie nicht bis zur Wasserquelle gehen, und kehrten also zu den Kähnen zurück. Hier war der Landwind so stark, daß er früh das Zelt, unter dem Messe gelesen wurde, fortführte; und in der Nacht nahm er so zu, daß ein Kahn von seinem Anker losgerissen und an die Inseln geworfen wurde, welche bey dem Eingange der Bay Los Angelos sind.

Den zwey und zwanzigsten setzten wir unsere Reise mit günstigem Winde fort,

auf welchem ein sehr heftiger Wind von einigen Stunden folgte, der uns nöthigte an die Küste zu fahren. An dem Ufer wurden wir viele Indianer, die mit Bogen und Pfeilen bewafnet waren, gewahr, die aber die Flucht ergriffen, so bald sie uns ankommen sahen. Wir verfolgten sie bis auf den Abend, weil wir aber nicht wußten, ob wir das Vorgebürge würden umfahren, und einen Ort finden können, wo wir für den Winden sicher lägen, so fuhren wir in eine Krümmung ein, welche die Bay auf der Nordseite machet, wo sie groß genug ist, um viele Schiffe zu fassen, und sich mit einem tiefen Kreef endiget, in dem sich die Ebbe besonders stark zeigt.

Den drey und zwanzigsten umfuhren wir das Vorgebürge Los Angelos, welches in Absicht des andern Vorgebürges nach Nordwest und Südwest lieget. Die Spitze, so nordost liegt, bestehet aus drey steilen Bergen, an deren Fuße es viele Klippen giebt, derer einige unter Wasser stecken. Hier finden sich zwey Hafen, worin man für den Stürmen sicher liegen kan; wobey ich aber anmerken mus, daß es einer Insel gegen über, die sich aber den Gebirgen der Insel Los Angelos hinaus befindet, ein Vorgebürge giebt, um welches herum lauter Klippen stehen. Die Küste bestehet bis nach Los Remedios aus Felsen und Kies. Die Bay Nuestra Señora de Los Remedios fängt sich bey einer kleinen Insel und bey einem weißlichten Ufer an. In dieser Bay ist ein Ort, der für dem Südostwinde sicher liegt, ferner einige schwärzliche Anhöhen, die den Nordwind abhalten und endlich eine Perlenfischerey.

Den vier und zwanzigsten sahen wir uns von dem Winde angehalten. Einige von unsern Leuten besichtigten das Gebürge, sie fanden aber nichts merkwürdiges. Sie glaubten, sie hätten eine Bay entdeckt, es war aber nur die Küste, welche in Ansehung der Insel Ange Gardien sehr groß und einer Bay ähnlich ist. Diese Insel fängt sich ein wenig über dem Vorgebürge St. Raphael an, und endiget sich ein wenig disseits St. Johan und St. Paul. Sie ist sehr gebürgigt und hat viele Bayen und Vorgebürge. Sie erstreckt sich gegen Südost nicht so weit als gegen Norden. Der Canal zwischen ihr und der Küste ist so voller Walfische, daß man

man ihn den Wallfischeanal genennet hat. Während der Zeit da etliche von unsern Leuten das Land untersuchten, fischten wir einige Perlen, und fanden, daß die Muscheln am Ufer schöner waren, als die in der hohen See.

Den fünf und zwanzigsten, als wir eben bey einem Landwinde unter Segel gehen wolten, wurde derselbe so heftig, daß wir uns nicht ins Meer wagten, endlich hörte er auf, und wir schiffeten den übrigen Theil des Tages bald mit Windstille, bald mit niedrigem Winde. Wir fuhren an der Küste her, welche sehr gebirgigt ist. Das Meer ist in dieser Gegend so voller Klippen, daß unsre Rähne oft darwieder anliefen. Das Rahn, in welchem ich mich befand, sties zweymal an, wodurch das Steuerruder beschädiget wurde. Man schickte ein kleines Rahn ab, um alles zum Einnehmen des süßen Wassers zuzubereiten. Als uns die Indianer des Landes gemerkt hatten, so liefen sie zu den Waffen, und erhoben ein großes Geschrey, wie sie zu thun gewohnt sind, wenn sie einen Feind angreifen. Dieses Geschrey war mit allerley Sprüngen und lächerlichen Geberden begleitet. Als sie aber unsere Leute ansteigen sahen, und gewahr wurden, daß sie bewafnet waren; so flohen sie auf die Spizen der Berge, wo sie stille hielten. Unsere Leute schrien ihnen zu, sie solten absteigen, sie waren aber so erschrocken, daß sie vielmehr noch weiter flohen. Bey Untergang der Sonne landeten wir an einem ebenen, und voller Kies liegenden aber unsichern Ufer an; da wir indessen höchstnötzig Wasser brauchten und das Land nicht kanten, so blieben wir der Gefahr ohngeachtet da.

Den sechs und zwanzigsten begaben sich einige von unsern Leuten in einen großen Areeck, um einen Ort ausfindig zu machen, wo man Wasser einnehmen könnte. Aus einigen frischen Palmzweigen und Schwerdtlilien, die von den Indianern zurückgelassen worden waren, urtheilten wir, daß eine Wasserquelle hier anzutreffen sey; allem Ansehen nach aber mochten sie dieselbe wo anders her gebracht haben, weil unsre Leute nichts dergleichen an diesem Orte antrafen. Diejenigen, welche den Indianern auf ihrer Spur nachgefolgt waren, fanden einige Meilen von da eine See. Die Kennzeichen, nach welchen diejenigen, die zu Wasser dahin kommen, merken müssen, wenn sie süßes Wasser finden wollen, sind diese. Das Ufer

Ufer ist niedrig, mit weißen Sande bedekt, und endigt sich mit einem freystehenden rdtlichen Hügel. Wir weyheten diesen Ort dem heiligen Johan und Paulus, weil wir ihn an dem Feste dieser zwey Märtyrer untersuchten.

Den sieben und zwanzigsten gingen wir mit einem Landwinde unter Segel, und nachdem wir vor einigen Hügeln, die längst der Küste hin stehen, vorbei gefahren waren, so erblickten wir auf einem benachbarten Berge zwey Indianer, die uns rusten, wegen der Entfernung aber konten wir nicht verstehen, was sie zu uns sagten. Indessen schlossen wir aus dem Orte, wo sie waren, und aus ihren Geberden, daß sie uns zum Streite herausforderten. Als sie gewahr wurden, daß wir auf sie Achtung gaben, so schüttelten sie ihre Bogen und Pfeile mit großem Geschrey, und sprangen zu gleicher Zeit mit sehr großer Behendigkeit herum. Einer von ihnen that sich besonders durch seine Geschwindigkeit unter seinen Cameraden hervor, es sey nun, daß er es aus Prahlerey oder zu Bezeigung seines Hasses gegen uns gethan habe. Er bewegte sich mit einer außerordentlichen Geschwindigkeit, er tanzte und drehete sich auf einem Fuße herum, zuletzt aber, da er sich gar zu sehr auf seine Behendigkeit verlies, und nicht auf den Abschus des Berges an der Seite Achtung gab; so fuhr ihm der Fuß aus, und er kollerte wie ein Stein vom Berge herunter. Zu unserm größten Erstaunen kletterte er doch den Berg wieder hinan, ob er es gleich nicht mit der vorigen Behendigkeit that, und seine Cameraden zu Hülfe rufen mußte. Dieser Zufal belustigte unsere Leute sehr, die Indianer hingegen schämten sich so drüber, daß sie ihres Weges gingen, ohne sich mehr sehen zu lassen. Gegen Mittag entdeckten wir eine Bay, die uns sehr sicher vorfam, worinnen wir uns aber irten, weil wir nur allein hinter der ersten Spitze sicher liegen konten, welche aus einem Felsen bestehet, um den ein sehr enges Ufer ist, das in der Fluth ganz vom Wasser bedekt wird. Die Berge, welche um diese Bay herum liegen, schienen sehr reichhaltige Erzgänge zu enthalten. Unterdesen als die andern die Küste untersuchten, untersuchten wir den übrigen Theil der Bay. Wir trafen allenthalben Felsen an, und weil sich die Sonne zum Untergange neigte, begaben wir uns wieder dahin, wo wir uns vor Anker legen wolten.

Den

Den acht und zwanzigsten segelten wir mit einem Landwinde weiter, es erhob sich aber zwischen den Bergen ein Windstos, der einen von unsern Mastbäumen umschmiss, wodurch einer von unsern Matrosen verwundet, zwey andere aber beynahe getödtet wurden. Wir fuhren vor einigen steilen Anhöhen vorüber, welche weit in das Meer hinaus gehen. Nachdem wir um ein Vorgebürge voller Klippen und Felsen herum gefahren waren, so kamen wir in eine Bay von mittelmäßiger Größe, die wie ein G gestaltet war. Zwischen dem Vorgebürge und einem großen Felsen, der am Ufer steher, ist ein sehr guter Ankergrund, wo ein Schiff, das dem Felsen entgegen steher, für dem Südostwinde sicher liegt. In der Ebbe ragen viele Felsen aus dem Meere hervor. Die andere Spitze würde einen sichern Ort für dem Nordwind geben, wenn auf dem Grunde nicht Felsen versteckt wären, und wenn die Ebbe nicht so rasch wäre. Ohngefähr eine Viertelmeile von dem Eingange ist eine See, welche trübes und schlechtes Wasser hat. Wir gaben dieser Bay den Namen St. Peter und Paul, weil wir an dem Feste dieser Apostel daselbst anlandeten.

Den neun und zwanzigsten wurde eine Windstille, und wir ruderten aus der Bay. Nachdem wir das weisse Vorgebürge umfahren hatten, kamen wir in eine andere, welche west und südwestwärts lieget. Sie ist von einer beträchtlichen Ausdehnung, hat viele Inseln und schlieset die kleine Bay St. Ludwig von Gonzague in sich. Derselb macht das Ufer viele Buchten, in deren einer wir eine Menge Muscheln sahen, die zwar nicht von Perlenmutter, dennoch aber sehr schön und denjenigen Muscheln sehr gleich waren, welche weisse Perlen enthalten. Wir verschoben ihre Untersuchung, bis wir auf der andern Seite gewesen seyn würden: das Wetter aber war uns erst bey unserer Rückreise günstig, und als wir sie untersuchten, fanden wir, daß sie groß genug war, um jede Anzahl von Schiffen zu fassen. Sie ist von der andern durch einen kleinen Canal abgesondert, und beyde sind gleich sicher. Sie hat viele Kreeks, die von Fischen wimmeln, daher sich auch viele Indianer aus den benachbarten Gemeinheiten daselbst einfänden. Es fehlt ihr aber ein wichtiger Vortheil, denn das Wasser ist daselbst so salzig, daß man es gar nicht

trinken kan. Man findet zwar sechs Meilen davon gutes Wasser, aber in geringer Menge. Wir wolten sehen, ob in diese Häfen nicht süßes Wasser zu bekommen sey, und gruben auf neun Fuß tief Brunnen, ohne jedoch Wasser finden zu können.

Der Mangel an Wasser nöthigte uns, den dritten Tag diesen Ort zu verlassen, um an andern Orten Wasser zu suchen. Diese Häfen werden durch eine Insel gemacht, die so groß ist, daß man sie für festes Land ansiehet. Ueber dieser Bay hinaus ist das Ufer zwischen zwey Bergen, welche St. Sebastian heißen, wie ein halber Mond gekrümmt; und wir trafen auf derselben einen Fluß an, der mit Seewasser vermischt war. Die Indianer benachrichtigten uns, daß es in dem jenseitigen Gebürge besser Wasser gäbe, und wir funden, daß sie uns wahr gesagt hatten; inzwischen half es uns nichts. Wir fuhren um drey andre Vorgebürge herum, und kamen des Abends in einem kleinen Kreef an, der vor dem Südostwinde sicher lieget, aber voller Klippen ist. Wir fanden hier eine Mheede, sahen aber keinen Menschen zum Vorschein kommen.

Den dreyßigsten sahen wir vor Anbruch des Tages Licht am Ufer, und schlossen daraus, daß in der Nähe süßes Wasser seyn müste. Es begaben sich daher einige von unsern Leuten ans Land, fanden das Wasser, und kehrten nebst einem Greife um, welcher einen irdenen sehr wohlgemachten Krug trug, worüber wir uns nun desto mehr verwunderten, weil wir dergleichen weder bey den härdlichen Indianern, noch bey den Christen, die jenseit in eben der Linie wohnen, eher gesehen hatten, als bis sie von den Einwohnern der andern Seite der Bay die Verfertigung derselben gelernet hatten. Als wir erfahren hatten, daß an diesem Orte Wasser und eine gute Küste sey, so segelten wir um euf Uhr mit dem Südostwinde fort, da derselbe aber stark und dem Strome zuwider war, so schwol das Meer so auf, daß wir sehr spät in den Hafen kamen, ob er schon nicht weit entfernt war. Wir fanden viele Indianer von verschiedenen Gemeinheiten daselbst, deren Mundart wir kaum verstehen konten. Sie zeigten in ihrer ganzen Aufführung viel Härte und Wildheit, ja einer von ihnen wolte heimlicher weise nach mir
schie-

schießen, ich kam ihm aber zuvor, stellte mich als ob ich ihn nicht sähe, und veränderte meine Stelle. Wir begegneten ihnen sehr höflich, theilten ihnen Lebensmittel aus und beschenkten sie außerdem mit vielen Spielsachen, worüber sie sehr vergnügt zu seyn schienen, und uns wiederum mit Federn beschenkten, womit sie ihre Häupter puzen. Sie nöthigten uns dieselben als ein Unterpfand ihrer Freundschaft anzunehmen; es war aber nur Verstellung, denn sie gaben uns ihr zankfüchtiges Gemüth dadurch zu erkennen, daß sie die Pfeile belegten, welches bey ihnen eine Art der Zubereitung zur Schlacht ist. Wir stiegen hierauf von einer Anhöhe herab, auf welche wir uns begeben hatten, um den kühlen Wind zu genießen, indem die Hitze auf der Küste unerträglich war: die Indianer fuhrn aber immer noch fort, uns mit Sprüngen und großem Geschrey heraus zu fordern. Ein junges christliches Kind, welches gern lachte, nahm einen alten Lappen in die Hand, und fing an die lächerlichen Geberden der Wilden nachzutun, wodurch sie so aufgebracht wurden, daß sie denjenigen unter sich, dessen Sprache wir am besten verstehen konnten, zu uns schickten, welcher uns zum Streit herausfordern und hinzu setzen mußte, daß sie in großer Menge vorhanden wären, und uns einen Hinterhalt gelegt hätten. Wir sahen wohl ein, daß diese Nachricht nicht so wohl von ihrer Dummheit herrührte, sondern daß sie uns vielmehr in Furcht jagen wollten, und antworteten ihnen, wir würden uns schon stellen. Sogleich schickten wir sechs Soldaten und sechs und zwanzig bewafnete Indianer ab. Die Hitze, mit welcher diese die Anhöhe bestiegen, und der Muth und die Geschicklichkeit, mit welcher ein Christ den Pfeil eines Indianers auffing und ihn zerbrach, jagte den Wilden so ein Schrecken ein, daß sie ohne Verzug die Flucht ergriffen. Ein Trupp Indianer aber kam mit den Soldaten zum Handgemenge, welche einige Gefangene machten, und dieselben zurück brachten. Inzwischen hatten zwey Soldaten dem Feinde unvorsichtiger weise nachgesetzt, welchen ich sogleich, als ich es erfuhr, die noch um mich vorhandenen Leute nachschickte. Die Indianer hatten sich an einen Ort begeben, wo viele Gemeinheiten versamlet waren, um uns anzufallen: als nun unsere zwey Soldaten die Gefahr, in der sie sich gestürzt hatten, erkantten, so

schrie der eine mit sehr zuversichtlichem Tone, gleich als wenn er an der Spitze eines Corps Truppen wäre. Einige marschirten hierher, und die andern dorthin, geschwind! macht einen Crehs, damit wir über diese Wilden herfallen, ehe sie uns entzwischen können. Die Indianer stunden in Schlachordnung, und hatten ihre Pfeile in der Hand; kaum hatten sie aber diese Worte gehört, als sie sich nicht weiter vorzurücken getrauten. Indem sie so unentschüssig waren, langten die an, welche ich nachgeschickt hatte, und nun dachten die Indianer in der That, daß man sie angreifen wolte, sie nahmen daher die Flucht, und ließen ihre Weiber, Kinder und Lebensmittel im Striche. Wir gingen mit den Gefangenen so sorgsam und gütig um, als es die Religion und vornemlich absdenn verlangt, wenn ihre Ausbreitung dadurch entweder erleichtert, oder verhindert werden kan. Viele gefangene Indianer, welche noch Heiden waren, und die christlichen Gewohnheiten nicht wußten, boten ihre Weiber und ihre Güter zum Ehelgelde dar. Mittlerweile fiel die Nacht ein, und wir stellten eine Wache aus, welche für die Gefangenen Sorge tragen sollte. Unsre Leute fanden in einer Gemeinheit einen Hund, welches vielleicht in Californien der erste war, ehe die Missionsprediger dergleichen ins Land brachten.

Den ersten des Heumonats ließen wir die Gefangenen los, nachdem wir ihnen anbefohlen hatten, daß sie, falls ein Kahn anlandete, demselben nichts zuwider thun sollten. Zwey von ihnen behielten wir zuvül, um uns einen Ort zu zeigen, wo man süßes Wasser fände. Es war schon spät als wir abreiseten, denn wir hatten auf einen Kahn warten müssen, welcher sich entfernt hatte, obschon die Küste niedrig, gefährlich und voller Klippen war. Indessen nöthigten uns die Winde, die von allen Seiten her bliesen, unsere Kähne ans Ufer zu ziehen, und besser Wetter abzuwarten. Die Entfernung der Wasserquelle verhinderte uns, so viel Wasser einzunehmen, als wir nöthig hatten, da zumal dieser Seestrich nicht sicher war. Einige von unsern Leuten gingen ans Land, um die Küste zu untersuchen, sie hörten ein Geschrey von einem Haufen Indianer, die in Gebürgen wohnen, und weil sie sich fürchteten, abgeschnitten zu werden, so kehrten sie um, und winkten dem-

demselben, daß sie bald wieder bey ihnen seyn würden. Hierauf erhoben die Indianer ein neues Geschrey, zeigten ihnen den Wasserort mit dem Finger, und flohen davon. Wir fanden in diesem Flusse einige Palmbäume, die der Strom mit sich fortgerissen hatte. Die Kennzeichen, an welchen man den Wasserort St. Stanislaus erkennet, sind ein röhlicher Felsen, welcher nahe an der Kette von Bergen stehet, und einige Mauern von der nemlichen Farbe, welche unten am Ufer längst der Küste hin stehen. Ehe man zu diesen Mauern komt, findet man einen schönen Weg, welcher zum süßen Wasser führt. Wir blieben bis an den Mittag daselbst, und setzten nach diesem unsern Weg fort; der Wind war aber so heftig und das Meer so stürmisch, daß wir erst zu Mitternacht an den Ort hinkamen, auf welchen wir zuschifften.

Den zweyten fuhren wir in die Bay la Visitation ein, und fanden an dem einen Ende derselben einen sehr guten Ankergrund. Die daselbst befindlichen Indianer begegneten uns nichts besser, als ihre andern Landsleute. Einer von ihnen, der nach St. Stanislaus gehörte, zeigte uns einen Wasserort, der in einer großen Entfernung lag. Wir hielten es demnach für gut, einen Kahn nach St. Stanislaus zurück zu schicken, um Wasser einzunehmen, und unterdessen besserten wir ein anderes aus, welches viele Rigen hatte, durch die das Wasser hindrang. Hier endigt sich die Bay, welche zu St. Ludwig von Gonzague anfängt. Um St. Stanislaus und la Visitation herum findet man viele Perlemuscheln. Wir trafen auf unserer Rückreise um Mitternacht hier an, und schlossen aus der Menge Feuer, die wir sahen, daß der Ort sehr bevölkert und also das süße Wasser nicht so weit entlegen seyn müsse, als uns der Indianer gesagt hatte. Wir thaten unser möglichstes, um mit einem Einwohner reden zu können, und zu erfahren, wo süßes Wasser sey. Bey frühem Morgen besuchten uns viele Familien, und sagten uns eben das, was uns der erste gesagt hatte. Die Weiber gingen ganz nackt, und hatten nicht einmal das Borstuch, welches die Weiber weiter gegen Norden zu tragen pflegen. Hier hört die Kette von Inseln, die in der Bay ist, auf; denn das Vorgebürge la Visitation liegt fast von der Insel, wo wir uns vor Anker

ker legten, nordwärts. Disseits dieses Vorgebürges, wenn man eine niedrige und sandige Erdspitze umfahren hat, trifft man eine kleine Bucht für die Kähne an. Auf der linken Seite giebt es viele Felsen, welche meist unter dem Wasser sind, und zur rechten Hand ist ein sehr niedriges Vorgebürge, und zwischen diesen zwey Vorgebürgen sind zwey kleine Häfen.

Den dritten kehrte das nach süßem Wasser abgeschickte Kahn zurück, und binnen der Zeit war der beschädigte Kahn wieder ausgebessert worden, und wir waren im Begriff unter Segel zu gehen.

Den vierten reifeten wir mit einem Landwinde ab, welcher sich auf einmal nach Südost wendete. Wir umfuhren das Vorgebürge la Visitation, dessen Ufer niedrig, der Erdboden thonartig und voller Felsen ist. Wir setzten unsern Weg bis Nachmittag fort, da uns der Wind zuwider war, und wir nahe bey einem Haufen Muscheln, den das Meer seit kurzen zusammen geschwemmt hatte, Anker warfen. Den Abend waren wir im Begriff unsern Ankergrund zu verlassen, weil die Kähne wider die unter Wasser versteckten Klippen anstießen, als wir in eine Bay einfuhren, die bey der Ebbe trocken bleibt. Unsere drey Kähne wurden durch die Geschwindigkeit der Ebbe auf dem Sande sitzend gelassen, und wir dadurch verhindert, unser Vorhaben auszuführen.

Den fünften setzten wir, weil uns der Wind zuwider war, unsern Weg nur mit den Rudern fort, und wurden viele wilde Ziegen und californische Hammel ansichtig. Viele von unsern Leuten traten ans Land, um eine derselben zu erhaschen. Sie trafen eine Gemeinheit von Indianern an, und fragten sie, wo man süßes Wasser anträfe. Diese zeigten ihnen einige tiefliegende Derter, und gingen sogleich davon. Dieses Wasser ist so heiß, daß es einen Braden von sich giebt, und einen schwefelichten Geruch hat. Diejenigen, welche den Ziegen nachgegangen waren, gingen dem Ufer nach und untersuchten es. Sie fanden auch einen sehr tiefen, aber mit Salzwasser vermischten Brunnen, bey welchem wir beym Untergang der Sonne ankamen. Einige, welche sich tiefer ins Land hinein gewagt hatten, trafen zwey Familien an. Ein Indianer fragte sie, ob sie Freunde wären, und als ein Christ drauf

drauf antwortete, sie wären ihre und des ganzen menschlichen Geschlechts Freunde; so begleiteten die Indianer dieselben bis in ihre Kähne. Dieses waren die letzten Indianer, mit denen wir uns unterredeten, und noch hatten wir viele Mühe, sie zu verstehen, denn ihre Mundart ist von der Mundart der Cochimies ganz und gar unterschieden, von welcher sie nur einige Worte in ihrer Sprache haben. Hier hören meiner Meynung nach die Perlenbänke auf, weil wir weiter hin gar keine angetroffen haben.

Den sechsten begaben sich dreyzehn Personen von den unsern ans Land, um dasselbe zu untersuchen, und zu sehen, ob Wasser da sey. Wir warfen in einer Bay auf der Südseite Anker, und hatten zur rechten Hand eine Ecke von einem Felsen, der sehr weit in die See hervor ging. Gegen Norden ist eine Sandbank, welche mit einer niedrigen Spitze sich anfängt, und wenn das Wasser niedrig ist, mehr als eine Meile in das Meer hinein zu gehen scheint. Eines von unsern Kähnen sties auf dieselbe, und weil sie viele Arme hat, so wurden wir einigemal genöthigt, wieder zurück zu fahren. Das Vorgebürge, von dem diese Sandbank in die See heraus gehet, macht nebst einem andern gegen Norden liegenden Vorgebürge eine Bay, welche sehr seichte ist, und in der die Schiffe nicht sicher liegen. Nachdem wir dieses letzte Vorgebürge mit vieler Mühe umfahren hatten, so schienen meine Leute Lust zu haben, dies Land zu untersuchen, und dann wieder an diesen Ort zurück zu kehren. Wir stiegen ans Land, um uns an den Wasserort zu begeben, welches eben der Fluß ist, von dem ich geredet habe. Das Land ist fast so tief, daß es mit der Fläche des Seewassers einerley Höhe hat, denn die umliegende Gegend wird von der Fluth im Frühlinge überschwemmet. Die Kähne waren so glücklich, daß sie alle ihre Fässer mit Wasser füllen konnten. Beym Eintritt der Nacht kamen unsre ausgeschickten Kundschafter wieder, und sagten uns, daß das Land unbebauet und unfruchtbar sey, und daß es einige Meilen weiter hin gutes Wasser, aber nicht in gnugsamer Menge gäbe.

Den siebenden blieb eines von unsern Kähnen, das nicht beladen war, und sich nicht für den Indianern fürchtete, an diesem Orte zurück, die andern stachen

in die See, sahen sich aber bald genöthiget wegen des schlechten Wetters zurück zu kehren. Das Meer blieb diesen ganzen Tag und die folgende Nacht in beständiger Bewegung, und wir konnten denen, die am Lande geblieben waren, keine Lebensmittel zuführen.

Wir begaben uns an einen andern sicherern Ort, welcher St. Firmin hieß, und zwischen zwey Sandbänken liegt. Drey von unsern Rähnen kamen glücklich durch, das vierte aber sties an, blieb sitzen, und konnte nicht eher flot gemacht werden, als bis die Fluth kam. Wir mußten eines ausladen, damit wir es ausbessern könnten, denn es schöppte so sehr Wasser, daß die mehrsten Lebensmittel naß wurden. Das Wasser ist hier sehr gut, großen Schiffen aber wird es schwer, jenseit la Bistation Wasser einzunehmen. In dieser Bay St. Firmin sind zwey lange Sandbänke, die nach Norden und Süden zu liegen, und in der Ebbe auf zwey Meilen weit trocken werden, wie wir solches bey unserer Rückkunft sahen.

Den neunten um drey Uhr Nachmittags als die Fluth eintrat, segelten wir ab, um uns nach der Bay St. Philip de Jesus zu begeben, deren Vorgebürge einander nord und südwärts gegen über liegen. Das nordliche hat an seiner Spitze einige schwarze Berge, weil wir uns aber den Wind zu Nuzge machen wolten, so setzten wir unsern Weg in der Absicht fort, daß wir sie auf unserm Rückreise untersuchen wolten. Wir fanden, daß sie für dem Nordwinde gesichert ist, und daß auch sogar große Schiffe in derselben sicher liegen können; weil sie aber sehr weit von der Küste entfernt ist, und viele Sandbänke hat, so kan man nur mit der Fluth in dieselbe einfahren. Das Ufer ist sandigt, und hat an der Nordseite einen Areef, welcher sich im Volmond und im Neumond Wasser genug für die Schiffe befindet, die aber außerdem ganz trocken ist. Am Fuße einer platten Anhöhe findet man eine Quelle, deren Wasser dicke, unangenehm, übelriechend, ja so gar schädlich ist. Es verursacht bey denen, die es trinken, eine Krankheit, die dem Scharbocke ähnlich kommt. Auf der Rückreise blieben wir bey dieser Quelle etliche Tage liegen, wir erblickten aber keinen einzigen Indianer; weil auch außerdem meine Leute krank, und von der Reise bis zum Fluß Colorado abgemattet waren, so

Kontern

fonten wir nicht in das Land hinein gehen. Von la Bistation an bis an diesen Hafen sahen wir längst der Küste hin viel Hammel und wilde Ziegen. Wir fuhrten um die nördliche Spitze, und obgleich die Fluth damals eingetreten war, so kam es uns doch vor, als wenn wir viele Buchten sähen, die für dem Süd- und Südostwinde sicher lägen, ob gleich an der Mittagsseite nicht mehr als eine einzige zu finden ist, die noch dazu nur für die Rähne zu gebrauchen ist: in der Fluth hingegen, und wenn die Ankerseile gut sind, kan auch ein großes Schif in derselben bey dem Süd oder Südostwinde Anker werfen, welches jedoch in der Ebbe nicht ans gehet, weil das Wasser alsdenn nur eine oder eine halbe Meile vom Ufer die gehörige Tiefe hat. Von hier entdeckten wir bey dem Auf- und Untergange der Sonne das Land auf der andern Seite, und von der nördlichen Spitze St. Philip entdeckten wir disseits ein ander Vorgebürge, welches uns eine große Bay zu formiren schien, ob es gleich im Grunde mehr als eine war, indem die Spitze des Berges, welche in der Mündung des Colorado ist, in das Land hinein gehet. Das Ufer an diesem Orte ist vollkommen der Fläche des Wassers gleich, bey der Fluth sumpfigt und im Ungewitter überschwemt. Von St. Philip bis an den Fluss Colorado findet man weder Bayen noch süßes Wasser.

Den zehnten fonten wir wegen des Nordostwindes, der vom Lande her wehete und uns zuwider war, nicht weit kommen. Die Vorgebürge liegen hier Nordost- und Nordnordostwärts, und hier endiget sich auch die Meerenge. Zu Mittage begaben wir uns mit vieler Mühe ans Land, weil das Wasser sehr niedrig und das Meer sehr stürmisch war. Diese Küste ist völlig unfruchtbar, die Reihe Berge ist drey bis vier Meilen, und an manchen Orten noch weiter entfernt. Auf den Abend schiffeten wir an einem bessern Orte aus, obgleich das Meer außerordentlich hoch war. Der Grund war hiermit Schlamm vermischet.

Den elften kamen wir nicht weit, und langten bey einigen Morästen an, welche eine röthliche Farbe hatten, woraus wir urtheilten, daß wir nicht mehr weit vom Fluss Colorado entfernt wären. Wir setzten unsern Weg bis auf den Abend fort, und versuchten an vielen Orten vergebens anzulanden, weil uns die Moräste

hindereten. Wir warfen endlich einer Insel gegen über Anker, welche an ihrem äußern Ende einen Kreef in Gestalt eines Vogens hatte. Das hiesige Wasser ist ganz anders als das Meerwasser beschaffen, und so bdsartig, daß es die Haut an allen Orten, die es berührt, wegfrist. Alle meine Leute wurden nas, und bekamen dadurch an den empfindlichsten Theilen des Körpers Inflammationen, welche erst nach unserer Zurückkunft aufhörten. Einige kamen mit den ersten Anfällen der Mundfäule noch weg, die andern aber hatten dieselbe in so einem Grade, daß sie während der ganzen Reise nichts mehr zu verrichten im Stande waren.

Den zwölften erhob sich ein heftiger Südwind, welcher die Kahne trennete. Ein Kahn versuchte vielmals durch Laviren die Spitze in dem Moraste zu umfahren, wo sich die Insel, von der ich bey dem eilsten geredet habe, endiget, das Meer war aber so stürmisch, daß es beynah unter gesunken wäre. Ein ander Kahn sah sich gendthiget, einen großen Theil der Ladung ins Meer zu werfen, die zwey andern aber waren, obgleich das Volk darauf blieb und die Ladung nas wurde, so glücklich, daß sie nach Umfahrung des Vorgebürges jenseit der Moräste in einen sichern Seesirich kamen.

Den dreyzehnten langte der Kahn, welcher auf der andern Küste angefahren war, zwischen sieben und acht Uhr früh zu St. Bonaventura an, nachdem er den größten Theil der Nacht auf der See zugebracht hatte. Man zog ihn bey Zeiten ans Ufer, und legte die Ladung an die Luft zum Trocknen. Einige von den andern Kahnen fuhren aus, ihn zu suchen, dieser Kreef aber verhinderte sie, dahin zu kommen.

Den vierzehnten ging einer von unsern Leuten, während der Zeit, da man das Geräthe des Schiffsvolks und die Lebensmittel trocken lies, ins Land um dasselbe zu untersuchen, und fand viel Fußstapfen von Menschen und Thieren. Die zu St. Bonaventura suchten anderthalb Tage lang süßes Wasser, ohne es finden zu können. Der kleinste Kahn begab sich endlich zu ihnen, und hinterbrachte ihnen, daß die andern in eben der Mündung des Flusses Colorado lägen. Man fand etwas weniges gutes Wasser, das aus diesem Flusse kam.

Den funfzehnten und sechszehnten half der kleine Kahn den andern Wasser

ein

einnehmen, und hierauf begaben sie sich den siebenzehnten an den Ort hin, wo der andere war.

Den achtzehnten kamen wir bey der Mündung des Flusses Colorado an, in welcher obgedachte Insel liegt. Sie ist wie ein Dreypel gestaltet, und theilet den Fluß in zwey Theile, deren einer, der zu Californien gehört, auf der Nordseite, und der andre ihm gegenüber liegende auf der Nordwestseite ist. Meine Leute setzten in der Insel ans Land, und befanden sich zwischen zwey sehr reißenden Strömen. Das Wasser des einen sties mit solcher Heftigkeit zurück, und das Wasser des andern rüs mit solcher Geschwindigkeit fort, daß sie gewis untergegangen wären, wenn sie nicht einen Theil der Ladung ausgeworfen hätten. Die Kähne begaben sich auf die californische Küste, um daselbst sicher liegen zu können, und wurden in der Nacht einige Feuer gewahr, den Tag darauf aber lies sich kein Indianer sehen.

Den neunzehnten fuhren wir fort, den Fluß zu untersuchen, die Ströme wurden aber so reißend, daß die Ruder zu wenig waren, dasselbe weiter zu bringen, und daß man sich gendthigt sahe, die Kähne fortzuziehen, auf welche Art man aber nicht weit kam. Eines konnte man nicht fortziehen, weil man keine Stricke hatte, und es mußte daher einen andern Weg ergreifen, und sich auf die andere Seite begeben, welche eine von den Seiten der drey Inseln war, die unsere Leute bey dieser Gelegenheit entdeckten. Den achtzehnten entdeckten sie die erste, welche den Fluß in zwey Arme abtheilet, die zweyte so wie die dritte lieget mitten im Flußbette, und liegt in einiger Weite derselben grade über, die dritte ist den zwey andern zur Seite. Hier wirft sich der Fluß gegen das andere Ufer, und macht einen Arm, welcher in der Ebbe fast ganz trocken ist. Die Küste Californiens ist so niedrig, daß sie vom Fluß Colorado überschwemmet wird, und man findet daher am Fuß der Berge Stämme von Bäumen, Pflanzen u. d. g. Unstre Leute trafen hier eine Art von einer Tomme an, auf welcher die Einwohner eine Art Weizen austrampeln, deren Körnchen so klein, wie die Amiskörner sind.

Den zwanzigsten blieben die Kähne auf dem Trocknen sitzen, die Fluth kam

reifend wieder, und das Meer schwol so auf, daß der Kahn, welcher sich von dem andern getrennet hatte, Gefahr lief unterzugehen. Der kleinste Kahn mußte ihm daher zu Hilfe eilen, um die Personen, so darauf waren, zu retten. Er kam eben zu rechter Zeit an, man verlor aber die Lebensmittel und das Geräthe. Den Kahn selbst verbrante man, um das Eisen davon zu nehmen.

Den ein und zwanzigsten wurden die Kähne abgeschickt, um zu sehen, ob sie einiges Geräthe am Lande finden würden, und sie kamen mit zwey Pipen Wasser zurück.

Den zwey und zwanzigsten konten wir wegen des schlechten Wetters nicht abreisen, und unsere Leute untersuchten an diesem Tage das Land auf fünf Meilweges, bis an Cauzal und Fauceda.

Den drey und vier und zwanzigsten nöthigten uns der Wind und die Ströme, wieder an dem Orte anzufahren, wo wir abgefahren waren, nemlich in einer Bucht, die an einer Reihe von Bergen lag, welche sich nach Osten erstreckten. Die Kähne konten nicht weiter kommen, und diejenigen, welche zur Untersuchung ausgeschickt worden waren, brachten die Nachricht, daß der Fluß seinen Lauf längst den Bergen an der Seite Californiens hin nähme.

Den fünf und zwanzigsten setzten wir unsern Weg fort, nachdem wir den californischen Meerbusen oder das californische Meer bis an das äußerste Ende desselben untersucht hatten. Wir fuhren aber nicht grades Weges auf den Hafen los, aus dem wir ausgefahren waren, sondern wir wolten noch einige andre untersuchen, in welchen wir bey unserer Ankunft anzulanden, von verschiedenen Umständen verhindert worden waren. Funfzehn von unsern Leuten begaben sich ins Land hinein, und untersuchten die Lage desselben, wie auch die Lage des Creeks in Ansehung der Spitze, wo die Moräste aufhören, dessen Figur man in der Charte sehen kan.

In diesem Tagebuche habe ich nicht von der Breite der Derter geredet, weil sie in der Charte dazu genau angemerkt ist.

Die Perlenfischer muß ich noch erinnern, daß sie, wofern sie nicht in großer Anzahl und wohl bewafnet auf die Perlenfischerey gehen, Gefahr laufen, von den Wilden

Wilden umgebracht zu werden; denn ob sie schon nach ihrer Taufe gesellig, aufrichtig und gütig werden, so sind sie doch vor derselben treulos, herrschsüchtig und grausam, und dies gegen die Fremden noch in einem höhern Grade als gegen ihre Landesleute, mit denen sie Krieg führen. Ferner mus ich sie warnen, daß wenn sie auch den Indianern überlegen sind, sie sich dennoch in Acht nehmen müssen, dieselben nicht aufzubringen, indem sie selbigen entweder schlecht begegnen, sie bestehlen, ihre Kinder wegnehmen, oder ihre Weiber schänden, denn dies ist die größte Beschimpfung, die man einem Menschen anthun kan, und da sie von Natur unbändig sind, so würden sie durch eine solche Aufführung die unversöhnlichsten Feinde aller Fremdlinge werden, die auf ihrer Küste ankommen. Diejenigen so auf die Perlenfischeren ausgehen, sollen sich so aufführen, wie es Christen geziemet, und sich eifrigst bemühen der spanischen Nation Ehre zu machen, welcher sie einen unausschließlichen Schimpf durch die erstaunende Feigheit angethan haben, mit welcher sie, als sie voriges Jahr zu St. Raphael waren, zwey Täucher in ihrer Gegenwart tödten ließen, ohne es zu wagen, sie zu vertheidigen. Wenn es ihnen ungerothen ausgehet, so werden sie kühn, und sie sind allemal dergleichen Verbrechen wieder zu begehen fähig, wenn sie das Glück haben, feige Personen anzutreffen.

Um diesen Unglücksfällen zuvor zu kommen, und die Einnahme des Landes zu erleichtern, faßte man vor einigen Jahren den Entschlus, den californischen Meerbusen zu untersuchen, um zu sehen, ob man nicht einige Derter finden würde, wo man Garnisonen, Hafen und Missionen anlegen könnte. Dieser Entschlus hat aber nicht eher als im Jahr 1746 befolgt werden können, da mir der P. Johann Anton Balthasar, General Visitator der Missionen, einen Befehl des Provincials zu schickte, daß ich den californischen Meerbusen untersuchen, und eine Nachricht davon aufsetzen sollte, die man an S. Majestät und an den Staatsrath überschieken könnte. Ich nahm diesen Befehl mit der gebhörigen Unterwerfung an, es wurde mir aber schwer, ihn auszuführen, weil mir die nöthigen Sachen zu einem dergleichen Unternehmen fehlten, und die Missionen für sich selbst kaum ihren Lebensunterhalt hatten. Indessen überwog die Wichtigkeit dieses Dienstes

alle Bedenklichkeiten; und die Missionen zeigten so viel Eifer für den Dienst S. Majestät, daß sie ohngeachtet des Mangels, in dem sie sich befanden, die Kosten für die Rähne, das Schiffvolk und die Lebensmittel, die wir auf einer Reise nach unbekanten und von wilden Völkern bewohnten Küsten nöthig hatten, hergaben. Sie lieffen mir auch eine beträchtliche Anzahl von bekehrten Cochinites zukommen, denen sie alles, so gar Waffen und Kleider gaben.

Der Hauptmann Don Bernhard Rodriguez von Nea, Commandant der königlichen Garnison zu Loreto, legte gleicher Weise bey dieser Gelegenheit eine Probe von seinem Eifer gegen die Religion und den Dienst des Königes ab, indem er mir alles, was ich zu dieser Reise nöthig hatte, auf das willfährigste verschaffte. Er gab mir einen Kahn, und einige Soldaten zu meiner und meiner Gefährten Sicherheit. Und ob ihn gleich sein Posten als Gouverneur nicht verband, sich an die Spitze der Soldaten zu stellen, so hatte er doch die Gewogenheit, mich bis nach St. Charles zu begleiten, welches ein naher Hafen an der Gränze ist, wo man die Rähne und die Soldaten sich zu versamlen angewiesen hatte; er hatte selbst Acht auf die Zurüstungen unserer Reise, und blieb so lange da, bis wir abreiseten. Einige Tage darauf breitete sich ein Geschrey aus, daß uns die Heiden alle umgebracht, und unsere Rähne in Stücke zerschmissen hätten. Der Hauptmann lies hierauf einen Kahn ausrüsten, um sich selbst an den Ort hin zu begeben, die Wahrheit zu untersuchen, und die nöthigen Maasregeln zu ergreifen, um die Hindernisse zu überwinden, welche der Teufel der Ehre Jesu Christ, und dem Ruhme S. Majestät durch Vermittelung der Indianer entgegen setzte. Man rieth ihm aber, nicht eher etwas zu unternehmen, als bis die Nachricht bestätigt worden sey, zumal da man die Neigung der Indianer zum Lügen kannte, und wuste, daß die Rähne im Stande wären, sich zu vertheidigen. Die Nachricht würde falsch befunden, und der Hauptmann dürfte also seine Unternehmung nicht ausführen. Gott gebe, daß diese Unternehmung, in welcher man sich keinen andern Endzweck, als seinen Ruhm und das Heil der Seelen vorgesetzt hat; so wie man es wünschet, zur Erweiterung der Besitzungen S. Majestät und zum Ruhm und Glük seiner Staaten ausschlage.

Diez

Vierter Zusatz.

Beschreibung Californiens durch den englischen Schifshauptmann Wood's Rogers, nebst der Erzählung seiner Reise nach der Südsee im Jahr 1710.

Es ist unentschieden, ob Californien eine Insel oder eine Halbinsel ist, und habe ich weder Zeit noch Lust diese Frage zu entscheiden. Ich habe von den Spaniern sagen hören, daß etliche ihrer Nation an dieser Halbinsel hinauf gefahren wären, und als sie bis unter den 42 Grad nördlicher Breite gekommen, eine so große Menge von Untiefen und Klippen gefunden hätten, daß sie sich nicht weiter gewagt. Wenn dieses sich so verhält, so ist sehr wahrscheinlich, daß Californien etwas weiter nordwärts mit dem festen Lande zusammen hängt: denn dergleichen Untiefen und Klippen sind ein gewisses Zeichen, daß das feste Land nicht mehr weit ist. Da die Spanier in dieser Gegend aber mehr Land besitzen, als sie bebauen können; so geben sie sich keine sonderliche Mühe neue Entdeckungen zu machen. Die philippinischen Schiffe, welche nach Neapulco gehen, sind bis unter den 40 Grad an dieser Küste hinauf gekommen, ich habe aber niemals sagen hören, daß eines von ihnen weiter nach Norden gekommen sey. Einige alte Charten stellen dieses Land so vor, als wenn es mit dem Lande Ysso zusammen hienge, und ich glaube fast, daß es also ist, jedoch wil ich es nicht gewis behaupten; da zumal die Holländer vorgeben, sie hätten in diesem Meere ein spanisches Schiff weggenommen, welches um Californien herumgefahren sey, woraus also folgen würde, daß es eine Insel sey. Seine Gestalt und Größe ist eben so wenig bekant, und der Leser muß hierin die Charten zu Hülfe nehmen, und seine eigne Urtheilungskraft anwenden. Was denjenigen Theil des Landes anbetrifft, den ich selbst gesehen habe, denselben habe ich gebürget, unfruchtbar und hier und da mit einigen kleinen Bäumen oder Sträuchern bedekt gefunden, auf welchen verschiedene Arten von Beeren wuchsen. Die Leute, welche ich ans Land schickte, um die Küste zu untersuchen, gingen ohngefehr fünfzehn Meilen gegen Norden, und trafen daselbst viele große

Bäume an, sie fanden aber den Hafen nicht, von welchem die Spanier sagen, daß er bey diesem Vorgebürge sey. Es ist wahr, das wir an vielen Orten Rauch sahen, woraus wir schlossen, daß das Land sehr bevölkert sey, ob schon unter allen Orten, an die wir seit unserer Abreise aus England stießen, dieser am wenigsten im Stande war, seine Einwohner zu ernähren. In diesem Seestriche herrschet diese ganze Jahreszeit hindurch ein Landwind, und man kan also längst der Bay hin den Anker auf der linken Seite des Schiffes sicher auswerfen, der beste Ort ist eine Sandbank, auf welcher eine Tiefe von zehen bis zu zwanzig Klaftern ist, nahe am Felsen aber findet man keinen Grund.

Die ganze Zeit über, als wir uns da aufhielten, war das Wetter sehr schön und angenehm, und wir hatten wenig Regen, zuweilen aber starke Stöße von Winden, und die Nacht über einen reichlichen Thau, durch den die Luft sehr abgekühlt wurde. Einmals erblickten wir fast dreyhundert Indianer, welche groß, stark und so grade gewachsen waren, wie die Fichten: die Sonne hatte sie aber mehr verbrant als diejenigen, die wir im Südmeere gesehen hatten. Sie hatten langes schwarzes Haar, das ihnen bis an den Gürtel herab hing, und waren ganz nackend, die Weiber ausgenommen, welche eine Art von Wämfern trugen, die aus den Fibern einer gewissen Pflanze, oder aus Thierhäuten, oder von Vogelfedern gemacht waren. Diejenigen Weiber, welche wir sahen, waren sehr alt und außerordentlich runzlicht. Allem Ansehen nach mußten sich die jungen Weiber verstecken, damit wir nicht in Versuchung fallen möchten. Sie hatten von uns aber nichts zu befürchten, denn wir waren nicht die Leute, die sich von californischen Schönen zur Liebe reizen ließen. Ihre Aussprache geschiehet ganz und gar mit dem Gaumen, und ihre Sprache ist so wenig reizend als ihre Gesichtszüge. Ihre Sitten schienen uns grob und unangenehm zu seyn. Ich hätte gerne zwey von ihnen mit mir genommen, um mehr Nachricht von dem Lande einzuziehen zu können: weil ich aber Mangel an Lebensmitteln hatte, so wolte ich die Zahl der Mäuler nicht vermehren. Einige Weiber hatten Armbänder, andere Halsbänder, noch andere zugleich Hals und Armbänder, die aus hölzernen Kugeln, aus Strüngen Muscheln,

scheln, rothen Beeren und Perlen gemacht waren, die sie aber nicht zu durchschern wissen, sondern nur eine Kerbe rund herum machen und sie mit einem Faden anhängen. Sie sind über diese Zierrathen so eifersüchtig, daß sie selbige nicht mit Halsbändern von Glas, die ich bey mir hatte, und die von vielerley Farben waren, vertauschen wolten, sie zogen Messer, Scheeren und andre Werkzeuge vor. Ich mus es zum Ruhm dieser Indianer gestehen, daß sie uns niemals etwas gestohlen haben, obschon unsere Zimmerleute ihre Werkzeuge am Ufer liegen ließen.

Ich merkte, daß sie den größten Theil der Werkzeuge, die wir in Europa haben, nicht kanten. Ihre Hütten sind außerordentlich niedrig, und von Baumstäben und Bast von Schilf gemacht, aber so schlecht bedekt, daß der Regen von allen Seiten eindringet. Sie kennen weder den Garten noch die Feldarbeit. Die ganze Zeit über, da wir uns hier aufhielten, lebten sie nur von Fischen, woraus wir sowohl als aus der schlechten Bauart ihrer Hütten schlossen, daß sie keine bleibende Wohnung haben, sondern sich nur in dieser Jahreszeit auf die Küste begeben, um Fische zu fangen. Ihre Fischer haben weder Netze noch Hähnen, sondern nur eine Art eines hölzernen Spießes, den sie mit außerordentlicher Geschiklichkeit führen, und damit nach dem Fische schießen. Sie sind auch vortrefliche Lächer. Einige von meinen Leuten sagten mir, daß sie einen Indianer gesehen hätten, der erstlich einen Fisch mit seinem Spieße geworfen, und ihn dann bis auf den Grund des Wassers verfolgt, und ihn seinen Cameraden, der im Kahn war, gegeben hätte, ohne den Kopf aus dem Wasser hervor zu stecken. Vielen Leuten wird dies fabelhaft vorkommen, die Sache ist aber richtig, und ich habe selbst einige von diesen Lächern gesehen, die, als sie mich ein altes Messer ins Meer werfen sahen, es auffingen, ehe es auf den Grund kam.

Ihr Brod, wenn man es anders Brod nennen kan, bestehet aus einem kleinen schwarzen Kbrungen, welches sie zerreiben und handvol weise in den Mund stecken. Einige Matrosen hatten etwas davon unter ihr Brod gethan, und sagten mir, es käme dem Caffee am Geschmak ziemlich gleich. Sie haben auch eine Wurzel, welche von der Wurzel Yam nicht sehr unterschieden ist, und eine Art von Hülsen-Californ. dritter Theil.

X

früch

früchten, die in einer Schote steckt, und von unsern Leuten mit den Schoten verglichen wurden. Sie haben auch Beeren, die, wenn sie am Feuer getrocknet werden, fast eben den Geschmack haben, wie geröstete Bohnen. Eine andre Art von Beeren, die sie sehr hoch schätzen, hat den Geschmack wie Johannisbeeren: das Fleisch hat aber eine angenehme Säure, und inwendig findet man einen Kern. Wir sahen auch einige Feigenbäume, deren Frucht wie Johannisbeeren schmeckt, und sehr gut an das Fleisch zu thun ist. Das Land bringt viele Pflanzen hervor, die wir weder Zeit noch Lust zu untersuchen hatten.

Aus den Thieren, die ich zu Gesichte bekam, schloß ich, daß die Californier eine besondere Jahreszeit zur Jagd haben. Ich bemerkte, daß die Einwohner einer Person, die den Kopf mit Federn geziert hatte, viel Hochachtung erwiesen, übrigens schienen sie alles unter einander gemein zu haben. Wenigstens bemerkte ich, daß, wenn sie die alten Messer, die wir hatten, für Fische eingetauscht hatten, sie dieselben dem ersten gaben, den sie antrafen, und als sie deren genug hatten, so wolten sie uns keinen Fisch mehr geben. Ihr herrschendes Laster ist die Faulheit. Sie denken allein auf gegenwärtige. Sie unterhielten sich mit unsern Leuten, indem dieselben Holz und Wasser holten, sie boten sich aber niemals an, ihnen zu helfen. Kurz, ich habe nie ein Volk gesehen, das so vielen Widerwillen gegen die Arbeit und Mühe bezeigt. Sie sind mit Bogen und Pfeilen bewafnet, mit welchem sie einen Vogel im Fluge tödten. Ihre Bogen sind ohngefähr sieben Fuß lang, und von einem weissen Holze gemacht, das wir nicht kanten. Ihre Pfeile sind aus Schilf, mit einer sehr scharfen Fichtgräte an der Spitze versehen, und ohngefähr fünfzehlfuß lang. Die meisten ihrer scheinenden Werkzeuge sind von den Zähnen der Seewölfe gemacht. Ich sahe an ihren Halsbändern zwey bis drey große Perlen, und die Spanier, die wir zu Gefangnen gemacht hatten, versicherten mich, daß dergleichen viele in dem californischen Meerbusen wären, wo sich die Missionsprediger niedergelassen hätten. Sie setzten hinzu, das innere des Landes bis an das feste Land von Mexico wäre sehr fruchtbar, angenehm, und hätte einen Ueberfluß an Vieh und mancherley Lebensmitteln. Als wir schon abgefahren waren, sagten mir einige

einige von meinen Leuten, sie hätten außerordentlich schwere und glänzende Steine gesehen, welche Metalle bey sich zu führen schienen; sie benachrichtigten mich aber zu spät davon, denn sonst hätte ich einige am Bord genommen und sie untersucht. Einige Indianer, welche mit uns Freundschaft gemacht hatten, kamen am Bord, und waren über die Bauart des Schiffes sehr erstaunt. Sie haben nichts als Fische, die sie mit Rudern treiben. Wir gaben einem von ihnen ein Hemde, an statt aber es anzuziehen, zerriß er es in viel Stücke, die er unter seine Cameraden austheilte, um die Körner hineinzuthun, aus denen sie ihr Brod machen. Wie es mir scheint, so haben sie kein Küchengeräthe, wenigstens haben sie keine andre Art, ihre Fische zuzurichten, als daß sie selbige in den Sand vergraben, und Feuer darüber anzünden. Wenn er nun genung gebraten ist, so holen sie ihn wieder hervor, und essen ihn ohne alle andre Zubereitung. Wenn sie Feuer machen wollen, so reiden sie zwey trockne Stücken Holz an einander, welches auch die andern americanischen Indianer im Gebrauch haben, doch unterhalten sie beständig Feuer in ihren Hütten. Das hiesige Wasser ist sehr gut. Ich sahe auch vielen Meerfenchel, aber kein rares Geflügel.

Den Eingang dieses Hafens erkennet man, wenn man von Westen herkommt, an vier weissen Felsen, welche denen an der Insel Wight gleich kommen, und die zwey, die gegen Westen stehen, haben die Figur wie zwey Zuckerhüte. Derjenige von diesen Felsen, welcher zutächst am Lande stehet, hat eine Defnung, die wie ein Joch an einer Brücke ansieheth, durch welche das Wasser durchfließet. Wenn man in diesen Hafen einfähret, so muß man den Felsen, der am weitesten ins Meer hervor gehet, so weit von sich liegen lassen, als ein Backbordseil lang ist; und so bald man bey diesem Felsen vorbeÿ ist, muß man grades Weges auf die Mitte der Bay zufahren, welche durchgängig sehr sicher ist, und eine Tiefe von zehn bis zwanzig Klaffern hat. Ein Schiff liegt daselbst für allen zwischen Nordost und Südost befindlichen Winden sicher, die Rheede würde bey einem Südwinde nicht sicher seyn, wir haben aber, so lange ich mich hier aufhielt, keinen dergleichen Wind gehabt.

Fünfter Zusatz.

Auszug einiger Stellen aus der Reise des Admiral Anson.

In dem letzten Kriege, der zwischen den Kronen England und Spanien vorfiel, schickte England im Jahr 1740 eine Escadre unter dem Commando des Admirals Anson in die Südsee. Nachdem dieser das Vorgebürge Horn, Peru und Neuspanien umfahren hatte *) , so richtete er seinen Weg nach den marianischen Inseln, um die Gallion, welche aus den philippinischen Inseln nach Acapulco zurückkehrt, aufzuheben; es gelang ihm auch, und er fand vier Millionen Piaster am Bord. Diese reiche Prise führte er nach China, und von da über das Vorgebürge der guten Hoffnung nach Europa. Herr Richard Walter, der auf dieser Reise mit war, gab aus den Tagebüchern und Papieren dieses Admirals eine Reisebeschreibung heraus, welche ins französische übersezt, und im Jahr 1749 zu Amsterdam gedruckt worden ist.

In dieser Reisebeschreibung wird von Californien bey Gelegenheit des Handels nach den philippinischen Inseln und der Gallionen, die sich dahin begeben, geredet. Er handelt im vorbeygehen von dem Ursprunge und dem Zustande der Missionen. Da der Verfasser ein Protestant ist, so kan man von seiner Feder nichts anders als eine Satyre wider die Jesuiten erwarten, worinnen er einigen seiner Mitbürger nicht ähnlich ist, welche in ihren Schriften die Wahrheit und den Wohlstand wohl zu beobachten wissen. Er wolte den Einwohnern in London gefallen, und hat die Gelegenheit es zu thun nicht aus der Acht gelassen, wenn er ihnen die Jesuiten so vorstellte, wie er aber auf Kosten der Ehre und Wahrheit gethan hat. Ich würde die Walterischen Beschuldigungen verachten, wenn ich nicht aus Erfahrung wüßte, daß die Protestanten nichts wider die Gesellschaft Jesu vorgebracht haben, das nicht von Katholiken mündlich oder schriftlich gebilligt worden wäre, so groß ist ihr Vergnügen, unsere Gesellschaft zu beschimpfen! Inzwischen ist diese Gesellschaft allezeit aufmerksam auf die Erfüllung des Zweckes ihrer Gründung,

*) Nachdem sie die Stadt Payta geplündert, und viele Schiffe weggenommen hatten.

ohne sich in sonst etwas anders zu mischen, als nur in solche Sachen, welche ihnen die Religion auflegt, oder über welche sie ihnen Recht und Gewalt ertheilet. Dieses verbindet mich, meine Meinung über diese Nachrichten an den Tag zu legen, damit man mein Stillschweigen nicht als eine heimliche Genehmhaltung dessen, was Walter behauptet hat, ansehen möchte.

Walter wendet das zehnte Capitel des zweenen Buches dazu an, daß er die Art und Weise des Handels in der Stadt Manille, der Hauptstadt der Insel Luzon, und des Hafens Acapulco, auf der mexicanischen Küste beschreibt, und nachdem er weitläufig von der Eroberung der philippinischen Inseln, von den Ansprüchen, Streitigkeiten und Verträgen der Kronen Spanien und Portugal, von der Einwilligung des Pabstes, von der magellanischen Reise, den Besigungen der Spanier, dem ehemaligen Handel nach Calao, und der Schwierigkeit in gerader Linie zu schiffen, geredet hat, so erzählt er, daß diese unbequeme Art zu schiffen auf den Rath eines Jesuiten geändert worden sey, welcher den Spaniern gelehrt hätte, daß sie, wenn sie von den philippinischen Inseln zurück kommen, vor Eintritt des Monsuns nach Norden fahren sollten, bis sie die Nordwestwinde trafen, die gemeinlich alsdenn herrschen, wenn man unter eine höhere Breite gekommen ist, welche sie in kurzer Zeit der californischen Küste gegen über bringen würden. Diese Sache ist wahr, es ist aber falsch, daß ihnen ein Jesuite diesen Rath gegeben hat, und man kan sich auf diese Erzählung so wenig, als auf die andern, die er vorbringt, verlassen. Er setzt hinzu, man habe dieser Methode wenigstens seit hundert und sechzig Jahren gefolgt, indem Thomas Cavendish im Jahr 1586 ein Schiff angegriffen hätte, welches von Manille nach Amerika gegangen wäre. Indessen gefällt dem Admiral dieser neue Plan in der Schifffarth nicht; und da es vielleicht den Spaniern, die dieses Meer befahren, lieb seyn wird, die Meinung eines so erfahrenen Schiffers, wie der Lord Anson war, zu wissen, so wil ich hier anführen, daß sich Walter im achten Capitel des dritten Buches, wo er von der Reise der philippinischen Schiffe nach Acapulco redet, über die außerordentliche Vorsichtigkeit der manillischen Gallion anhält; und behauptet, daß die Reise zu lang sey,

und das Schiffsvolk mehreren Krankheiten aussetze. Der Hauptmann dieser Gallion hat Befehl, nicht über den 30sten Grad der nördlichen Breite hinaus zu fahren, setzte er hingegen, sagt Walter, seine Reise bis zum 40 oder 45ten Grade fort, so würden ihm die Passatwinde helfen, und er würde auf solche Weise die Hindernisse vermeiden, die ihm der Befehl, nicht weiter zu fahren, auferlegt. In dieser Breite würde er stärkere und lebhaftere Westwinde finden. Nach ihren eignen Tagebüchern, sind sie oft fünf bis sechs Wochen unterwegs, ehe sie zum 30 Grade gelangen, nähmen sie aber ihren Weg nach Norden oder Nordost, so würden sie binnen vierzehn Tagen auf den 30sten Grad der Breite ankommen, *) wo die Westwinde sie in weniger Zeit auf die californischen Küsten treiben würden.

Vorihg ist dies der Weg, den die Gallion nimm, sie schiffet bis unter den 30sten Grad der Breite, bis sie die Westwinde antrifft, die sie in eben den Paralleleitel bis zum 30sten Grad der Länge des Vorgebürges des heiligen Geistes führen, bis sie das Meer mit einem schimmenden Kraute bedekt antrifft, welche man für Meergras hält, und die das Zeichen sind, daß man nahe an Californien sey. Alsdan finger man das Te Deum, die Gallion fährt aber nicht an die Küste an, als bis sie auf einen geringen Grad der Breite gekommen ist, denn sie ist mit Inseln und Untiefen umgeben. Hierauf nimt sie ihren Lauf südwärts, und nimt sich in Acht, nicht eher ans Land anzufahren, als bis sie bey dem Vorgebürg St. Lucas ist, eine Vorsicht, die sie deswegen beobachten, damit sie nicht von dem rechten Wege abkomme, und damit sie sehen möge, ob ihr etwan ein Feind aufsaure. Auf dieser so großen Ueberfahrt giebt es keinen einzigen Hafen, in dem man anlanden könne. Das einzige Mittel, Wasser zu bekommen, ist, daß man sich den Regen zu Nütze mache, welcher ordentlicher weise zwischen den 30 und 40sten Grad zu fallen pflegt.

*) Die eigentlichen Worte des Hrn. Walter sind folgende: „Es erhellet aus ihren Tagebüchern, daß sie oft vier bis sechs Wochen unterwegs sind, ehe sie unter dem 30sten Grade ankommen, nähmen sie vor ihren Weg mehr nordwärts, so würden sie in weniger als vierzehn Tagen dafelbst anlangen können.“ Man wird hieraus sehen, daß der Verfasser die französische Uebersetzung ausgeschrieben hat, die sich in vielen Stellen von dem Sinne des Hrn. Walters zu unterscheiden scheint.

pflegt. Dieser lange Aufenthalt auf dem Schiffe verursacht eine Mundfäule, an der ein großer Theil des Schiffsvolkes umkommet. Führen sie aber nordwärts, sagt Walter, bis zum 40 oder 45ten Grad, so würden sie nichts von der Mundfäule auszussehen haben; sie würden auch Wasser und Hafen antreffen, welcher Bequemlichkeit sie sich berauben, weil sie sich nicht der Heftigkeit der Winde und der Wellen aussetzen wollen. Um seine Meinung zu bestärken, führt Hr. Walter ein Beyspiel an, welchen ich aber keinem Schiffshauptmanne zu folgen rathen wolte, denn er würde es schlecht treffen. Er erzählt, daß ein französisches Schiff auf dem von ihm angezeigten Wege im Jahr 1721 aus China zu Valle de Manderas auf der mexicanischen Küste innerhalb fünfzig Tagen angelandet sey, er setzt aber hinzu, daß während dieser Zeit die Mundfäule unter dem Schiffsvolke so einen Ris gemacht habe, daß nur fünf bis sechs Mann davon gekommen wären. Wenn dieses unglückliche Schiff, wie leicht zu vermuthen ist, nirgends ans Land getreten ist, so wundere ich mich gar nicht über dies ihm zugestosne Unglück, da es sich so weit gegen Norden gewagt hat. Man weiß aus der Erfahrung, wie heftig der Scharbock ist, wenn man in diese Gegend kommet, und man darf, um sich davon zu überzeugen, nur die Reisebeschreibungen nach Norden, in die Hudsons Bay, in die Bay Baffin u. a. m. lesen. Das, was ich hier anführe, wird auch noch durch die Reisen, welche die Russen neuerdings in den nördlichsten Theilen der Nordsee gethan haben, und von denen ich oben geredet, ferner durch die Reisen unserer Landesleute, und endlich durch das Schicksal dererjenigen bestätigt, welche Californien untersucht haben, dessen höchste Breite nur 33 Grad ist. Fände man aber in der Breite von 40 oder 45 Grade einen Hafen, in welchem die Schiffe neue Lebensmittel einnehmen könnten, so würde es leicht seyn, den Fortgang dieser Krankheit durch die Veränderung der Luft, durch die Genießung bitterer und saurer Früchte und Pflanzen, frischen Fleisches u. d. g. zu hemmen. Kurz, wenn ein Schiff Wasser und Lebensmittel finden könnte, so würde es dem Scharbocke nicht so ausgezset seyn, als man es auf der isigen Rückreise aus den philippinischen Inseln ist. Meinem Bedünken nach hätte man also, wenn man des Herrn Walters Absicht gehabt hätte,

re;

te, welcher die Meinung seines Admirals geltend machen wolte, an statt des Bey-
 spieles von jenem unglücklichen französischen Schiffe ein anderes geben sollen, das al-
 ler Welt bekant ist, welchem er das Beyspiel des Schiffs St. Antonius von Pa-
 dua, welches Hr. Frondal commandirte, hätte beyfugen können. Dieser segelte
 auf seiner Reise im May, Brach- und Heumonath 1708 aus China nach Ame-
 rika, und kam unter den 45sten Grad nördlicher Breite, und den 107ten der Län-
 ge, von der Insel Ferro an zu rechnen, welches beynaher der Mittagzirkel der Ge-
 genfüßler von Paris ist. Von hier trieben ihn die Westwinde nach Amerika. In-
 dessen wurde sein Schiffsvolk nicht von dem Scharbocke angefallen, wie bey dem
 Schiffe, das zu Valle de Mandaras anlangte, geschah, und noch weniger als das
 Schiffsvolk vor den philippinischen Gallionen auszustehen hatte. Die Ursache war
 diese, daß Hr. Frondal die Vorsicht gebrauchte, in Californien unterm 31sten
 Grad anzufahren, welches ihn in Stand setzte, seine Reise glücklich fortzusetzen. Und
 wie groß würde das Glück nicht gewesen seyn, wenn er an diesem Orte eine Pflanz-
 stadt gefunden hätte, wo er die nöthigen Arzney, Lebensmittel und Erfrischungen
 bekommen können.

Aus diesem angeführten Beyspiele schließe ich, daß die Meynung des Lord
 Anson über den Weg der philippinischen Gallionen sehr richtig ist, daß man aber,
 um es in Ausübung zu bringen, in den Hafen St. Diego, Monte Rey, am Vor-
 gebürge Mendocino u. an andern Orten mehr eine spanische oder indianische Pflanz-
 stadt, die mit uns alliiert ist, oder eine Garnison und Pflanzstadt zugleich haben mus,
 damit die aus den philippinischen Inseln kommenden Gallionen daselbst anlanden
 könnten. Da eine solche Anlegung einer Garnison oder Pflanzstadt diesen Inseln
 sehr vortheilhaft ist, so ist es nicht schwer, dieselbe auszuführen, wenn man gewisse
 Maasregeln und Vorsichtigkeit dabey anwendet. Vor hundert und funfzig Jahren
 hat man den König Philip den 2ten um Erlaubnis, es zu thun, und er gab seine
 Einwilligung.

Waker setzt hinzu, daß die Ladung der Gallion, welche, ob sie gleich auf
 600, 000 Pfisters geschätzt wird, dennoch allezeit mehr beträgt, allezeit unter die
 Neu-

Neubefehrten in Manille ausgeheilt wird, und daß die Jesuiten den besten Theil davon bekommen. Allem Ansehen nach hat der Lord Anson dies von einem Enterlopper erfahren, der von den Spaniern war aufgehascht worden, und alle geistliche Orden in den philippinischen Inseln, vornemlich aber die Jesuiten, hassete. Ich stelle mir aber vielmehr vor, daß er die Absicht gehabt hat, die Londner auf Kosten der Ordensgeistlichen zu erlustigen. Diese Sache ist viel zu abgeschmackt, als daß man sie förmlich widerlegen darf. In Spanien, Amerika und den philippinischen Inseln ist niemand, der nicht wissen sollte, wie dieser Handel getrieben wird, und was man in Absicht auf ihn für Befehle und Verordnungen gegeben hat. Der größte Theil der Ladung der Gallionen gehört den Kaufleuten dieser Inseln, und sie ziehen also bey Zurückkunft derselben den Profit. Es ist wahr, daß die Jesuiten ein gewisses Recht daran haben, und wenn dieses nicht wäre, wie könnten sie denn die europäischen und amerikanischen Waaren, deren sie nöthig haben, eintauschen? Dieses Recht aber steht jederman offen, und die Jesuiten haben also keinen besondern Vorzug, ja sie sind so weit entfernt, dasselbe zu mißbrauchen, daß ich unzählige Fälle anführen könnte, daß sie sich beklagt haben, man bevorthteile sie an dem, was man ihnen bewilligt habe. Walters Vorgeben ist demnach falsch, und in Amerika und den philippinischen Inseln lachtet jederman darüber. Er hat diese Erzählung aber mit dem Ansehen des Admirals unterstützen müssen, um den Engländern glaubend zu machen, daß die Jesuiten und andere catholische Ordensleute, die nach Westindien gehen, keine andere Absicht als die Engländer haben, wenn sie nach ihren Pflanzstädten reisen, und daß sie sich Kat des Unterrichtes und Bekehrung der Indianer nur mit dem Handel beschäftigen.

Nicht genug, daß man die Jesuiten als die Inhaber des manilischen Handels vorstellet, ob sie gleich in diesen Inseln tausendmal armer sind als an andern Orten; die protestantischen Engländer sind so aufgebracht gegen sie, daß es ihnen noch zu wenig ist. Walter nimt von der Verbindung, die zwischen den philippinischen Inseln und Californien ist, Gelegenheit her ihrem Willen ein Gnüge zu thun, und glaubt verbunden zu seyn, von den daselbst angelegten Missionen, und von ihrem gegenwärtigen Zustande zu reden. Er sagt, daß sich zwar seit der Entdeckung Californiens von Zeit zu Zeit einige Jesuiten in dieses Land begeben hätten, daß sie aber nichts ausgerichtet, als bis sie sich daselbst niedergelassen, und vermittelt einer Schenkung des Marquis von Valero eine ansehnliche Mission daselbst angelegt hätten. Aus dem von mir oben Erzählten scheint es, daß Walter die Art und Weise der Anlegung der Missionen in Californien gar nicht gewußt habe, ob es ihm gleich leicht gewesen wäre, es zu erfahren, ohne aus Europa zu gehen, wenn er nur die erbaulichen Briefe (lettres édifiantes) in dem Dictionair des Morery u. s. w. hätte lesen wollen. Die Missionen waren schon angelegt, als der Marquis von Valero

Californ. dritter Theil,

Y

zur

zur Würde eines Vicekönigs erhoben wurde, und ohne seiner Freygebigkeit und Erdmüdigkeit Abbruch zu thun, wage ich es zu sagen, daß er niemals etwas von dem Seinigen zu den californischen Missionen gegeben habe, wie sein Vorgänger, der Herzog von Elnares, gethan hatte. Walter setzt hinzu, daß der vornehmste Aufenthalt der Jesuiten am Vorgebürge St. Lucas ist, wo sie eine beträchtliche Anzahl von Indianern versammelt hätten, die sie so sorgfältig in dem Ackerbau und den mechanischen Künsten unterrichten, daß sie heut zu Tage eine beträchtliche Menge Wein pflanzen, der am Geschmacke dem maderischen Weine gleich käme. Dies ist falsch, denn die Missionen des Vorgebürges St. Lucas wurden erst nachher gegründet, als man im Jahr 1736, nach dem Tode der Vater Carraneo und Tamaral eine neue Garnison angelegt hatte, und überdies sind diese Missionen in Ansehung der Anzahl und der Gemüthsart der Indianer für sehr geringe zu achten. Ihre Weinberge sind nicht der Rede werth, denn Wein, den man dafelbst hinbringt, ist verboten, weil der Gebrauch dieses Getränkes den Indianern ganz und gar untersagt ist.

Es hat Herr Waltern beliebt zu sagen, daß die Jesuiten völlig Meister von Californien wären, daß sie nur für das Wohl ihrer Gesellschaft arbeiteten, und daß die Missionsprediger nur mit der manillischen Gallion beschäftigt wären, deren vornehmste Eigenthümer und Interessenten die Klöster dieser Stadt wären. Er setzt hinzu, daß dies eben die Ursache sey, warum sie für dieses Schiff Lebensmittel in Bereitschaft hielten, und warum allezeit am Vorgebürge St. Lucas eine Schildwache gehalten wird, welche die feindlichen Schiffe ausspüret, die sich etwa da herum aufhalten möchten, um die Gallion bey ihrer Zurückkunft von den philippinischen Inseln wegzunehmen, weil hierzu dieses die allerbequemste Station ist. Vermöge der zwischen den Jesuiten zu Manilla und denen in Californien abgeredeten Maasregeln hat der Hauptmann der Gallion Befehl, an der nördlichen Seite des Vorgebürges St. Lucas anzulanden. So bald nun die Einwohner dieselbe gewahr werden, zünden sie Feuer an, auf welches gegebne Zeichen der Hauptmann seine lange Barke, die mit zwanzig wohlbewehrten Personen besetzt ist, ans Land fahren läßt, welche von den manillischen Jesuiten Briefe an ihre Brüder in Californien überbringen, die alsdenn die für sie bestimmten Lebensmittel an Bord schaffen, und dem Hauptmann von den Feinden Nachricht geben, die etwan auf der Küste seyn möchten. Hat er nun nichts zu befürchten, so hat er Befehl sich an das Vorgebürge St. Lucas, und von da nach dem Vorgebürge Corrientes zu begeben, von daher er seinen Weg an der Küste hin bis nach Acapulco fortsetzet.

Dieses ist demnach die Erzählung des Hrn. Walters, welche in dem glaubwürdig ist, was die Aufmerksamkeit betrifft, mit welcher die Missionsprediger des Vorgebürges St. Lucas für die philippinische Gallion Lebensmittel in Bereitschaft

hal-

halten, er hätte noch können hinzusetzen, für die Aufnahme, Erquickung und Heilung der Kranken. Die Jesuiten sind die einzigen, welche für diesen Liebesdienst keine Gegenerkänlichkeit verlangen, und ist derselbe nicht so wie er seyn sollte, so muß man es der Unfruchtbarkeit ihres Vaterlandes zurechnen. Inzwischen sol man wissen, daß diese Hülf, die gehaltne Schildwache und dieser Befehl, den die Gallion hat an das Vorgebürge St. Lucas auszutreten, nicht von den Maasregeln der Jesuiten, sondern von einer weisen Vorsicht der spanischen Könige herkommt, welche bey dem ersten Anfange des philippinischen Handels einsahen, daß die Schiffe nöthwendiger Weise einen Zufluchtsort in Californien haben müssen. Dieses war der Hauptbewegungsgrund, welcher sie verband, auf die Unterwerfung dieser Halbinsel, und auf Anlegung der Pflanzörter und Garnisonen so viel Kosten und Ausrüstungen zu wenden. Ich wil noch hinzusetzen, daß die Wache, die man auf dem Vorgebürge St. Lucas zur Beobachtung der Küste und Gebung der obbemeldten Signale hält, aus den Soldaten der neuen zu St. Lucas angelegten Garnison besteht. Die Gesellschaft verlangte dieselbe zur Sicherheit ihrer Missionen, und sie wurde in der Bay la Paz innerhalb des Meerbusens, wo die Gallion nicht anlanden konnte, und nicht auf dem Vorgebürge angelegt. Endlich legte man sie an, und man hielt aus großer Klugheit dafür, daß die Gallionen nirgend sicherer lägen, als an diesem Vorgebürge. Die Gesellschaft aber hatte keinen Antheil daran, sondern die Einwohner der philippinischen Inseln verlangten sie, weil sie die Nothwendigkeit derselben einsahen. Ueberdies wurde sie durch einen Vicekönig aufgerichtet, der, ob er gleich in dem Schooße der Gesellschaft auferzogen worden war, dennoch keiner von den Maasregeln folgte, welche die Jesuiten ergriffen, um ihren weltlichen Nutzen zu unterstützen. Hätte man auch keinen andern Beweis von dem Nutzen Californiens und den Garnisonen dieses Landes, so würde schon die Aufführung des Admiral Anson einen starken Beweis abgeben: denn seitdem Californien von den Spaniern unterworfen, bevölkert, und von Garnisonen vertheidigt worden ist, so hat er sich in demselben nicht in Hinterhalt legen können, um die philippinische Gallion wegzuschnappen, obgleich der Verfasser selbst eingestehet, daß dies der beste Seestrich ist, in dem man derselben aufpassen kan. Er hat lieber das Südmeer bis an die Insel Tinian durchschiffen, sich tausend Gefährlichkeiten aussetzen, und wie andre schreiben, sich zwischen die marianischen und philippinischen Inseln stellen wollen, um sie in der Meerenge St. Bernandin anzufallen.

Was den californischen Handel anbetrifft, wovon ich die Perlenfischerey und den Perlenhandel ausnehme, von welcher ich geredet habe, und in den sich weder die Soldaten noch die Jesuiten mischen, so gestehe ich, daß der Handel der Halbinsel ganz und gar in den Händen der Jesuiten ist. Die Sache selbst zeigt dieses, wenn ich es auch leugnen wolte. Können ihn denn die Europäer treiben, da nur Jesui-

ten im Lande sind? Gönnet uns aber Hr. Walter diesen Handel nicht, so wünsche ich von Herzen, aus Erkenntlichkeit gegen seine Höflichkeit, daß England künftighin eben so einen Handel mit Spanien treiben möge. Der californische Handel bestehet in etwas wenig Wein, den man in den Missionen samlet, und in Neuspanien verkauft, dieß ist die einzige Sache, welche das Land hervorbringt, außerdem hat das Land weder Lebensmittel noch Waaren, noch Manufacturen, ja man darf nicht einmal hoffen, daß das Land jemals mit dergleichen N. d. versehen werden. Im Gegentheil hat man an allen Dingen Mangel, und wenn es sich zuträgt, daß die Lebensmittel zu lange aussenbleiben, so sieht es mit den Missionspredigern eben so schlecht aus wie mit den Indianern, und sie müssen sich von Wurzel, Kräutern und wilden Früchten ernähren. Das einzige Schiff, das binnen etlichen Jahren in Californien angefahren ist, ist die philippinische Gallion, wie aus obgemeldetem erhellet. Der Hauptmann hat den Missionspredigern zur Vergeltung der ihm von denselben verschafften Lebensmittel einige Kleinigkeiten geschenkt, die er am Bord hatte. Dies ist der ganze Handel, den die Jesuiten in Californien treiben, und von dem sie völlig Meister sind. Wenn es nun Herrn Waltern jemals einkäme, den Himmel zu bitten, daß der englische Handel sich auch so sehr ausbreiten möchte, würde es ihm wohl lieb seyn, wenn seine Bitten in Erfüllung gingen?

Endlich sagt Hr. Walter aus offenbarem Eifer für das Glück der Spanischen Nation, deren Feind er ist, und gegen die er Feindseligkeiten ausübet, daß der philippinische Handel Spanien Schaden bringe, weil die seidenen Zeuge, die man aus China und Coromandel nach Amerika bringt, die Ausfuhr der Zeuge und Tücher aus Balenz und andern spanischen Städten hindern, und daß Don Joseph Patricho denselben im Jahr 1725 unterdrückt haben würde, wenn die Jesuiten nicht wegen des Nutzens, den sie dabey haben, diesen Streich abgewendet hätten. Wäre ich ein Mann, der sich durch schlechte Betrachtungen hinreißen ließe, wenn es den Nutzen seiner Nation betrifft, so würde ich diesen Punct mit Stillschweigen übergehen, damit man nicht vermuthen möchte, daß meine Schußschrift für den philippinischen Handel keine andre Quelle hätte als den Nutzen, den, wie Walter wil, die Jesuiten daraus ziehen. Vielleicht fürchtete er sich, die Jesuiten möchten sich, wenn er von ihren Missionen redet, daran erinnern, und die Eifersucht der Spanier wieder zu erregen suchen, um sich alle Vortheile zu verschaffen, die ihnen der ostindische Handel anbietet, und möchten sich dieses politischen Kunstgriffes bedienen, um sie zu hintergehen. Es sey ihm nun, wie es wolle, dieser Bewegungsgrund ist zu niedrig, als daß er mich rühren sollte. Es sind in Asien, Amerika und Europa Dinge vorgefallen, die man nicht verheelen kan, und von denen sich jeder zu unterrichten Gelegenheit hat. Die Meinung des Hrn. Walters wird nie das Uebergewicht über die Meinung der Welt erhalten, besonders, wenn es Dinge betrifft, die er nicht selbst

selbst gesehen hat. Auf der andern Seite wird der billig denkende Theil meiner Nation, für den ich schreibe, meiner Aufrichtigkeit und meinen guten Absichten Gerechtigkeit widerfahren lassen, und wenn er auch von meiner Meinung abginge, so schmeichle ich mir doch, daß er nicht argwohnen wird, daß ich eine andere Absicht, als Gott zu dienen und der Welt zu nugen, habe.

Es gehört mir nicht, zu entscheiden, ob der philippinische Handel auf dem Fuße, wie er iho ist, Spanien Vortheil oder Schaden bringet, ich kan aber nicht glauben, daß man eine andre Methode ausfindig machen könne, um ihn so einzurichten, daß er weder überhaupt der Krone, noch insbesondere Spanien schade. Welches aber diese Maasregeln sind, weis ich nicht, und bin auch nicht im Stande es zu entscheiden. So viel weis ich, daß sich Spanien unter der Regierung Carls des sten auf dem höchsten Gipfel seines Glücks sahe. Es hatte unendlich mehr Städte und Einwohner, und nicht nur diese Städte, sondern auch die kleinsten Dörfer wimmelten von Menschen und Manufacturen. Seine Produkte waren doppelt so gros als heut zu Tage, und die Thiere waren in eben so großer Menge vorhanden. Spanien trieb mit seinen Waaren nach Italien, Frankreich, England, Flandern und die Nordländer Handel, und hatte allenthalben seine Kaufleute und Agenten, wie man aus den Verordnungen des Consulats oder der Versammlung der Kaufleute zu Burgos sehen kan. Es schickte Ladung nach Indien, welche in den Produkten seiner Länderereyen und Manufacturen bestand, und wovon Toledo gleichsam die Niederlage oder das Hauptmagazin war. Auf solche Art blieb der Nutzen des Handels, das Geld und die Reichthümer Indiens im Lande, oder es ging wenigstens ein sehr kleiner Theil in fremde Länder. Damals hatten noch die weisen Verordnungen, welche die rechtgläubigen Könige zu Gunsten des spanischen Handels und der Schifffart gegeben hatten, ihre völlige Stärke; Verordnungen, welche im Grunde eben die sind, denen andere Nationen ihre Handlung und ihre Seemacht zu verdanken haben. Diese Verordnungen betrafen die Errichtung neuer Bauhöfe, die Aufmunterung des Seewesens, die Belohnungen für diejenigen, welche Schiffe baueten, die Mittel, sich Holz und Tauwerk anzuschaffen, die Privilegien, welche denen ertheilt wurden, welche die größten Schiffe hielten, die Ladung der Schiffe u. d. g. Sie zielten dahin ab, daß die Mißbräuche und Bedrückungen in den Böllen und Abgaben abgeschafft, und daß über den innern Handel des Reiches billige Verordnungen getroffen wurden, daß man sie genau beobachtete, die unnützhigen Gerichte abschaffete, die Landstraßen vermittelst der Santas Hermandades *) sicher hielt, oft die Münzen untersuchte und berichtigte, die den Unterthanen be-

*) Also nennt man ein Corpz Häcker, das man in den unruhigen Zeiten in Spanien aufrichtete, um den Diebstählen auf den Landstraßen zuvorzukommen. Es bestehet noch heut zu Tage, und ist in ganz Spanien ausgebreitet, und hält die Wege sicher.

schwerliche, und dem Staat eben nicht vortheilhafte Auflagen aufhob, sie so sehr als möglich verringerte, und gewisse Taxen draus machte, um dem Betruge und den Bedrückungen zuvor zu kommen, daß man den Zoll solcher Waaren, die in das Land eingeführt wurden, um die Hälfte verringerte, die rohen Waaren ausgenommen, daß man in einigen Häfen Befehl ausstellte, daß diejenigen, welche Waaren einführen, andere dagegen ausführen müßten. Man sorgte davor, daß man in Ansehung des Handels den Städten und den Provinzen einerley Vorthail verschaffen möchte, daß nützliche Waaren in Ueberflusse vorhanden wären, indem man ihnen einen Preis bestimmte, daß die Bornehmsten der Nation, die Magistratspersonen in Städten, und der Adel im Reiche genöthigt wurden, darauf zu sehen, daß diesen Verordnungen pünktlich nachgelebt würde, und viele andere die Pollicey betreffende Dinge; wodurch sich auch dieser Staatskörper viele Jahre lang in einem Glanze und Macht erhielt, welche ganz Europa mit Neid und Eifersucht ansah. So sahe die Staatsverfassung unter der Regierung Carls des 5ten aus, und sie setzte das Land eben im Stand, die großen Unternehmungen und erstaunlichen Kosten, die zuweilen aus Nothwendigkeit, zuweilen auch freywillig von diesem unternehmenden Monarchen gemacht wurden, mit Ruhm zu unterstützen. Ohngeachtet aber damals Spanien so sehr beglückt war, so bemühetete es sich doch mehr als jemals einen Theil des ostindischen Handels mit Westindien an sich zu bringen. Man hielt es damals nicht für eine dem spanischen Handel in diesem Welttheile nachtheilige Sache, die Specereyen und andre Produkte der Inseln und östlichen Gegenden Asiens in dieses Reich zu führen, obgleich Spanien mehr davon hatte, als es brauchte, und ob es gleich seine Gallionen und Caravallen mit seinen Produkten und verarbeiteten Waaren beladen, in alle Theile der Welt sandte. Warum sollte man dies nicht eben noch heut zu Tage thun, wenn Spanien auch gleich mehr Waaren hätte, als es wirklich hat? Warum sollte es nicht lieber seine eigne, als fremde Schiffe beladen wollen, wie man iso thut? Damals war Amerika nicht sehr bevölkert, und Spanien konnte den Nothwendigkeiten seiner Einwohner leicht abhelfen, heut zu Tage ist es mehr bevölkert, und kan es nicht: damals hatte Spanien viele Manufacturen und Lebensmittel, heut zu Tage hat es deren wenig: damals kam das Gold und Silber den spanischen Handwerksleuten in die Hände, heut zu Tage geht beydes in fremde Länder; damals hatte unser asiatische Handel keine Mitbuhler, außer die Portugiesen, welche unsere Freunde, und gleichsam unsere Brüder waren; und heut zu Tage wollen ihn alle Nationen mit uns theilen. Und aller dieser Vorthelle ohngeachtet, beschäftigten sich doch die Spanier mit dem ostindischen Handel. Oder sol ich etwan glauben, daß man ihn nicht wieder auf den vorigen Fuß setzen könne, daß er ihnen voriso nachtheilig sey, und daß man ihn, weil er so geringe ist, vernachlässigen, und den Nutzen, den er vielleicht bringen möchte, aus der Acht lassen sol.

So

So denkt Hr. Walter, und ich glaube, er sähe es gerne, wenn die Spanier seiner Meinung beypflichteten. Ich habe angemerkt, daß er, wenn er von seiner Nation redet, den Vortheil sehr erhebt, den sie aus dem chineffischen und ostindischen Handel ziehet, und daß er feste drauf bestehet, daß sie in diese Gegenden eine viel größere Menge Pflanzstädte schicken sol. Auf der andern Seite weiß man, was sich die Engländer für Mühe gegeben haben, einen kürzern Weg dahin zu finden, und was sie für Vortheil draus ziehen würden, wenn es ihnen jemals gelingen sollte. Ich wil noch hinzu setzen, daß die Racheiferung, die zwischen der englisch- und franzößlich Ostindischen Compagnie herrschet, beweist, wie weit diese zwey Nationen davon entfernt sind zu glauben, daß dieser Handel dem europäischen Handel schade.

Ist nun dem also, wer wird sich denn überreden können, daß der außerordentlich starke Handel der Engländer nach Ostindien der Krone England vortheilhaft sey, welche die Welt mit Lebensmitteln, Zeugen und Manufacturen von aller Art überschwemmt, und zu gleicher Zeit glauben können, daß der ihige Handel Spaniens mit dem einzigen philippinischen Schiffe der Krone deswegen nachtheilig seyn folte, weil die chineffischen Seidenwaaren und die Cattune aus Coromandel den Abgang der vorigo zu Valenz und in andern spanischen Städten gefertigten seidnen Waaren und Zeugen schade, und daß man für den Ostindischen Handel, der über die philippinischen Inseln geführt wird, nicht solche Maasregeln treffen könne, daß derselbe diesem Reiche nicht schade? England, Holland, Frankreich, Schweden, Dänemark und Preussen arbeiten alle Tage an Ausbreitung ihres Handels, und demohngeachtet merkt man nicht, daß die seidnen Zeuge und Cattune, die sie aus Ostindien ziehen, sie verhindern, ihre Stoffe und Zeuge los zu werden, denn sie bringen dieselben stets nach Spanien, um sie für das Geld, so wir aus Amerika erhalten, los zu werden. Portugal, welches einen Theil von Spanien ausmachet, unterhält einen vortheilhaften Handel mit Ostindien, es könnte ihn aber noch höher treiben. Es hat so wie Spanien, große Besitzungen in Amerika, wo es die Waaren, die es aus Asien ziehet, wohlfeiler hinschaffen kan, als die europäischen Waaren. Ist denn aber die Krone Spanien allein unvermögend, dieses Beyspiel nachzuahmen, und eben die Maasregeln zu ergreifen, denen andere Nationen, die nicht so beträchtlich sind, folgen?

Ich weiß gewis, daß es Hr. Walter sehr gerne sehen würde, wenn die Spanier den manillischen und selbst den philippinischen Handel aufgäben, weil er weiß, daß sie sich ohne Handlung weder in Europa noch Amerika behaupten können, und daß die Engländer, wenn sie zugleich einen Durchgang durch Nordamerika und Nordkalifornien in das Südmeer fänden (und ein solcher Durchgang ist nicht unmöglich, er kan vielleicht einmal gefunden werden) und sich erst von allen Seiten festsetz

festgesetzt hätten, alsdan ihre Herrschaft aus dem nördlichen Amerika bis in das südliche ausbreiten, und ihre Besitzungen bis an die unfrigen erweitern könnten. Wenn jemals die Engländer auf der Küste des Südmeeres über dem Vorgebürge Mendoza, oder selbst in Californien Pflanzstädte und Garnisonen anlegten, so würde ihre Nation alsdann die Beherrscherin dieses Meeres und des Handels auf demselben seyn, sie würde Spanien sowohl zu Wasser als zu Lande fürchtbar werden, sie würde sich der Besitzungen desselben nach Nord, West, Ost und Süd bemächtigen, und es von allen Seiten einschließen: aber Dank sey der göttlichen Barmherzigkeit, und dem neuen Leben, das die Regierung über die ganze Nation ausgebreitet hat, man hat Anlaß zu hoffen, daß man in dem südlichen und nördlichen Amerika so gute Anstalten treffen wird, daß dadurch die Absichten anderer Nationen vereitelt werden, welche ihre Macht und Größe einzig und allein unserer Faulheit und Nachlässigkeit zu verdanken haben.

Dasjenige, was Hr. Walter von dem Don Joseph Patinho sagt, ist ganz und gar falsch, und ich zweifle, daß sich die Engländer, die so viel Gelegenheit gehabt haben, die Gesinnungen des Ministers kennen zu lernen, leicht überreden könnten, daß er im Jahr 1725 den Handel nach den philippinischen Inseln obllig habe abschaffen wollen. Um diese Zeit erhoben sich große Streitigkeiten zwischen den Kaufleuten in den philippinischen Inseln und denen in Neuspanien über die Ladung, die Menge und Güte der Fracht der Gallionen. Dieser Minister aber war zu weise und zu klug, als daß er sich hätte nach den Versicherungen einiger Kaufleute in solchen Dingen richten sollen, wo es auf den Nutzen der Krone ankam, und man hat ohne Grund behauptet, daß er diesen Handel habe unterdrücken wollen. Und es ist noch viel weniger wahr, daß die Jesuiten diesen Streich wegen des für sich daraus erhaltenen Vortheils abgewendet hätten. Don Joseph von Patinho war nicht der Mann, der sich in einer so wichtigen Sache nach der Denkungsart anderer Leute richtete. Es würde mir überdies leicht seyn zu beweisen, daß die Gesellschaft an dieser Streitigkeit keinen Theil hatte. Kurz, wenn man sich überzeugen wil, daß dieser Minister in Ansehung des ostindischen Handels nie dergleichen Gedanken gehabt habe; so darf man nur diese Denkungsart mit der Denkungsart des Cardinal Alb *) vergleichen, welcher einige Jahre vorher eben diese Stelle bey eben diesem Prinzen bekleidet, und dem der Don Patinho seine Ehrenstelle und sein Glück zu verdanken hatte.

*) Theil 3. Abschn. 13.

Ende des ganzen Werks.





Nr 2219.

8

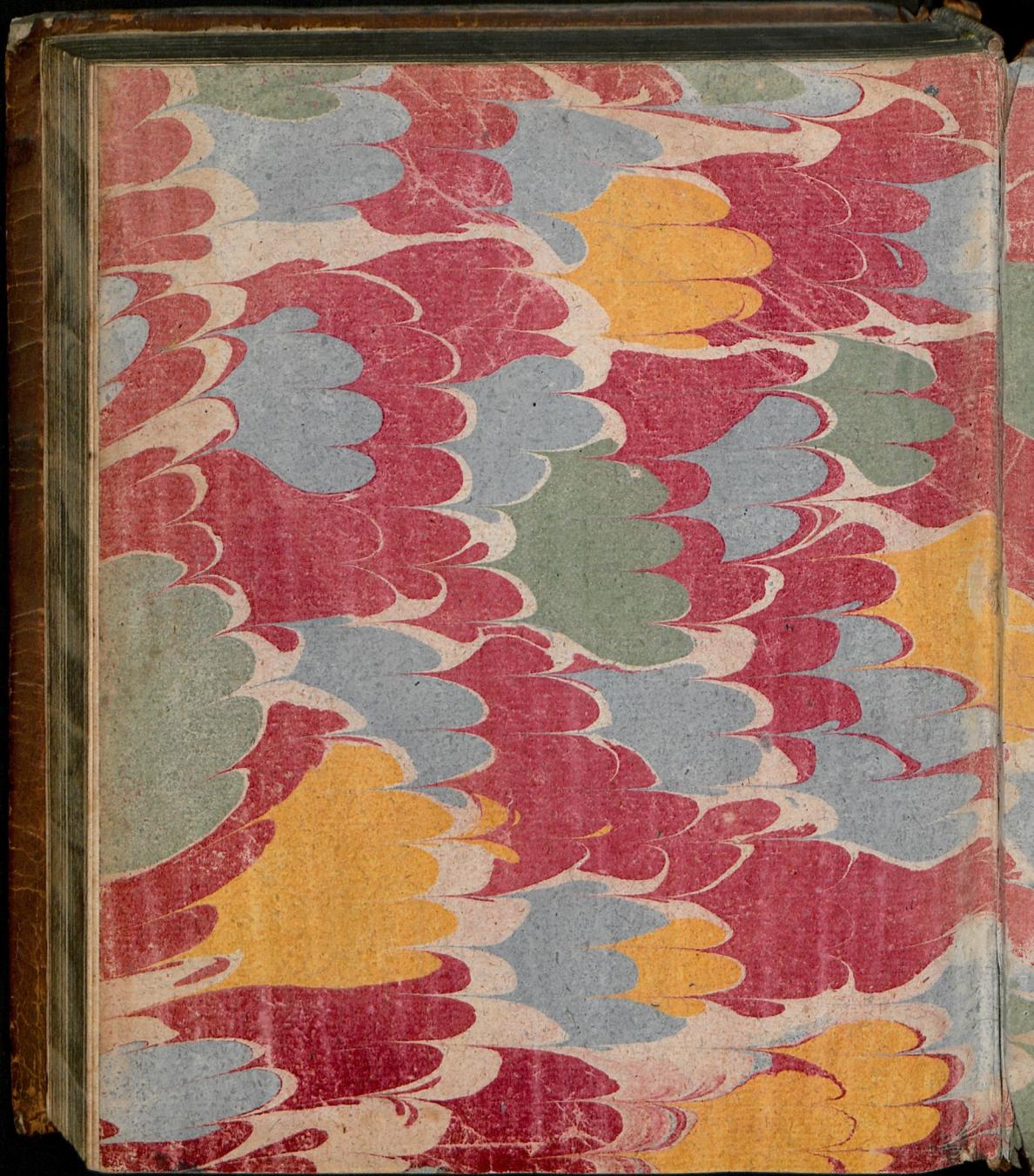
UM 18 = 216

ULB Halle 3
006 550 150

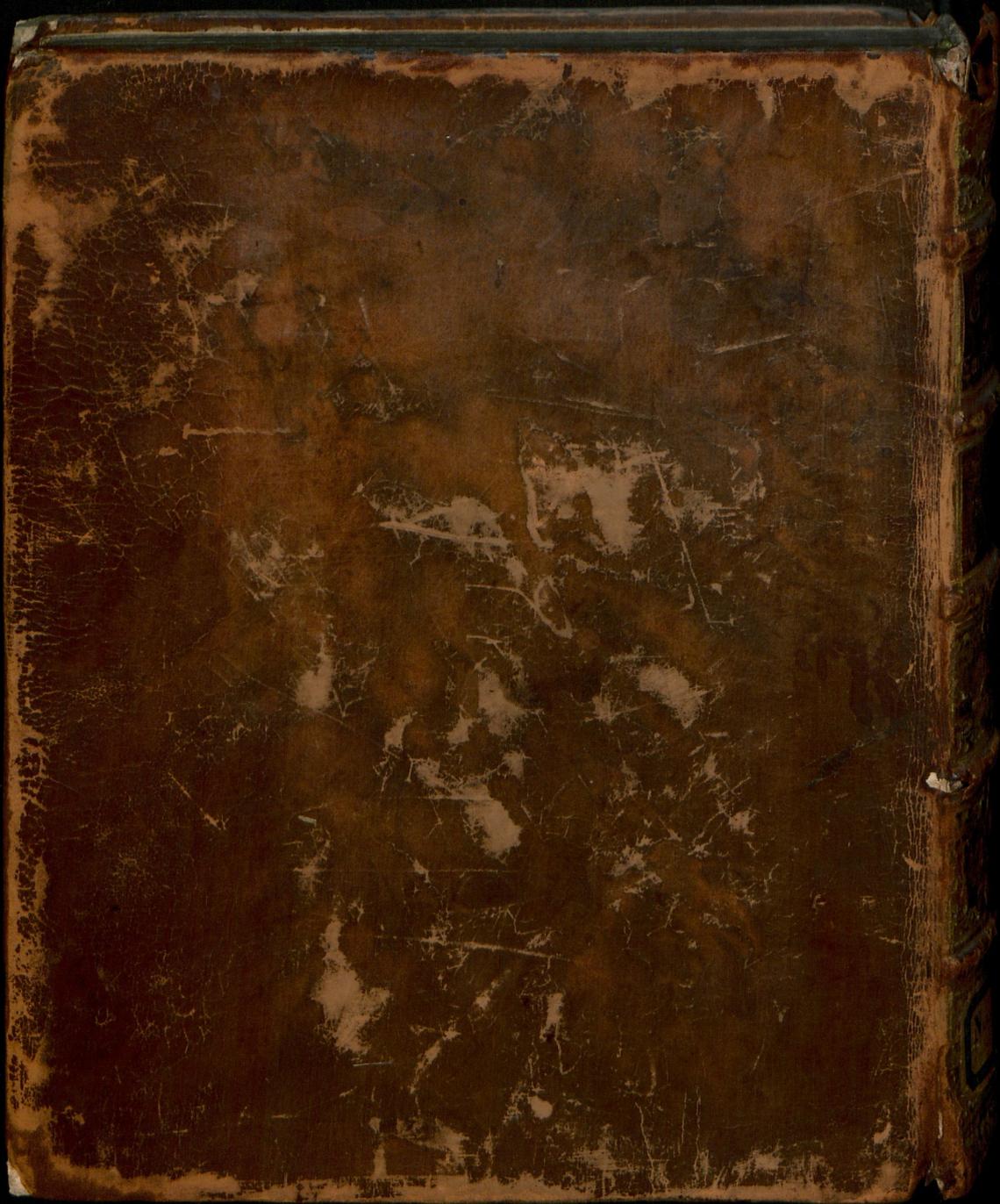


M.C.









Natürliche und bürgerliche

Geschichte

von

Californien

nebst einer neuen Charte dieses Landes und der benachbarten
Meere.

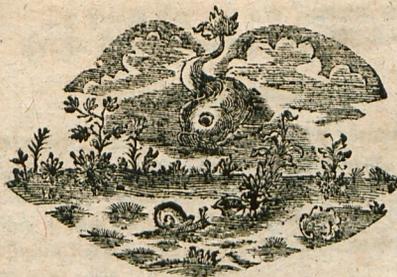
Aus dem Englischen übersetzt
und herausgegeben

von

Johan Christoph Adelung

Sächsisch-Gotha'schen Rath und der Churfürstl. Mainzischen Academie zu Erfurt Beyrater.

Dritter und letzter Theil.



L E M G O,

in der Meyerschen Buchhandlung, 1770.

